2. N III. 91.

Const. g. H.

L. g. a. 7

Biss.

Des Herrn B:L: von Bars vermischte Abhandlungen zum Nutzen und Ergözen

Franckfurth und Leipzig.
1766

Joh. Theoph. Hoeffel

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorbericht.

Wenn Socrates, oder auch der König Agesilaus mit Kindern lehrreich gespielt haben, wer wird es dem scharfsinnigen Herrn Verfasser des Anti-Hegesias übel deuten, daß er unter dem französischen Titel: *Babioles*, mit seinen nützlichen Abhandlungen sich nach der Mode zu richten, herunter gelassen hat? Es scheinet, daß der Geschmack, in Nachäffung der tändelnden Nation, die zum Verführen, wie geschaffen ist, sich zu lauter Belustigungen gewöhnt habe. Dieses mochte auch einen alten gelehrten Timon auf den Einfall bringen, daß er meinte, die Republik der Gelehrten sey zu dieser Zeit der Republik der Therinthier fast ähnlich worden, die dem Neptun auch nicht einmal ein

Op-

Opfer, ohne Scherz und Lachen bringen konnte. Man will sich mit Widerlegung dieses Menschenfeindlichen Einfalls nicht aufhalten, sondern nur bey dieser Ubersetzung des Lesers Nachsicht erbitten, bis wir von den witzigern Verbesserern unserer mehr zur Ernsthaftigkeit als zum Tändeln geneigten Sprache einen tüchtigen Ausdruck des Titels: *Babioles* erhalten, und daß die dichterischen Stellen prosaisch geliefert worden sind. Die richtige Aehnlichkeit des Unbildes wird der Copey im Mangel des unnachahmlich feinen Pinselstrichs mit einer Entschuldigung hoffentlich zu statten kommen. Daß von der bescheidenen Vertheidigung der Babioles nur zween Artikel übersetzt sind, davon wird der Leser die Ursache bey dem XII. Art. angeführt finden. Denselben im übrigen mit Anpreisung dieser Abhandlungen lange aufzuhalten, dürfte für eine Beleidigung seines guten Geschmacks ausgelegt werden. Frankfurt am Mayn 1765.

Inhalt

Inhalt.

I. Anmerkungen, welche, durch eine gelehrte Anmerkung zu Trevaux, veranlaßt sind. S. 1.
II. Besondere zerstreute Anmerkungen. 13
III. Von der lateinischen Sprache. 28
IV. Philologische Abhandlung von Sprachmeistern. 47
V. Frage, welche an die Ehrwürdigen Herren Väter Jesuiter zu thun wär. 63
VI. Vom Euphemismus, oder der schönen Vorstellung unangenehmer Dinge. 81
VII. Seltsame Ubersetzungen. 93
VIII. Von der Platonischen Liebe. 113
IX. Der getadelte Aristoteles. 145
X. Gerechtigkeit der Musen! 161

XI.

XI. Schwazhafte Bücher-Titel. 197
XII. Bescheidene Vertheidigung der gelehrten Babioles. 217
XIII. Vom Heimweh der Schweitzer. 223
XIV. Ali, oder der in sein Vaterland zurück gelangte Reisende. 233
XV. Die Annehmlichkeit der verborgenen Lebensart. 245
XVI. Vom Schäfergedicht. 249
XVII. Schauspiele, die man noch zu sehen verlangt. 259
XVIII. Von der Päbstin Johanna. 277
XIX. Vom Rechte, die Hüfte zu renken. Jus luxandæ Coxæ. 296
XX. Zerstreute Anmerkungen. 311

I.

Anmerkungen,
welche
durch eine gelehrte Anmerkung
zu
Trevoux
veranlast worden sind. (*)

Im Jahr des Heils 1734. brachte das Orakel zu Trevoux eine gelehrte Anmerkung hervor, daß fast in allen bekannten Sprachen das Wort Sack einerley Nahmen habe. (**) Ich weiß nicht, ob diese sonderliche Anmerkung das Publicum als eine Neuigkeit sehr vergnügt hat. Ich erinnere mich aber wohl, daß man mit die-

(*) Babiol. T. I. pag. 24.
(**) Memoires de Trevoux, mois de Mars. 1734

ser Anmerkung meinen Verstand, vor mehr, als einem halben Jahr hundert, zu bereichern, bemüht gewesen ist. Damit man mich in critischen Muthmassungen nicht zu verwägen ansähe, so bedenke man nur, daß diese Anmerkung dem Ambrosius Calepin, arbeitsamen Andenkens, schon in die Augen geleuchtet habe. Sein schweres Wörterbuch ward 1503. gedruckt. Darinne siehet man in Latein, was man im Französischen gelesen hat. Calepin bemerket nur, daß in Polen Zac einen lateinischen Schuldiener im Lande bedeute.

Der angenehme und gelehrte Verfasser des Buchs von der Meinung, (*) hat diese Anmerkung gar sinnreich zu bemerken, sich nicht enthalten können. Wir wollen sehen, wie er, als ein Geschichtschreiber der Meinung, sich darüber ausdrucket, indem er die Drukschriften von Trevoux dabey anführet.

Es ist eine lustige Anmerkung, daß fast in allen bekannten Sprachen, das Wort Sack einerley Nahmen hat. „Einige haben es dem „zugeschrieben, daß die Arbeiter am Thurn „zu Babel, zur Zeit ihrer Zerstreuung, einer „den andern, seinen Sack mit sich zunehmen, „zu erinnern genöthigt worden wären; Gott „habe zugelaßen, daß sie nur allein in diesem „Stuck sich verstanden hätten, daher dieses Wort

(*) Traité de l'Opinion, T. I. Liv. I. ch. 3. des Auteurs.

„ Wort aus der ersten Sprache in allen andern „ geblieben und erhalten worden sey. „

Welcher Sterbliche wolte so verwegen seyn diese göttliche Zulaßung für falsch zu halten? Gewiß ist es, daß Gott zur Erhaltung der Sacke in so vielen unterschiedenen Sprachen, seine Einwilligung gegeben hat und noch giebt. Hätte der berühmte Leibniz nur noch so lange gelebt, bis er seine allgemeine Sprache in der gelehrten Welt zu Stande gebracht haben würde, wahrscheinlicher Weise hätte er den Sack, ohne gebetene Erlaubniß von Gott, sub sperati, gewiß beybehalten.

Allein welcher Geschickte Gottes gelehrte wird uns wohl unterrichten, warum Gott zugelaßen habe und noch zuläßt, daß die verächtlichen Scorpionen gleiche Ehre geruhig geniessen? Ohne an dem Ambrosius Calepin einen Vorläuffer zu haben, kann ich mir die Ehre zuschreiben, daß ich die Anmerkung zu erst mache, daß fast in allen bekannten Sprachen (die Hebraische ausgenommen) das Wort Scorpion einerley Nahmen hat, eben das giftige Ungezieser, welches uns Plinius: semper cauda in ictu, abmahlet; (*) Σκορπιός der Griechen ist der Scorpius oder Scorpio der Römer; Scorpioner der Italiäner; Escorpion der Spanier und Portugieser; Scorpion der Polen;

 Scor-

(*) Hist. Natural. L. XI. c. XXV.

Scorpio der Hungarn, Böhmen, Illyrier und Sclavonier; the Scorpion der Engländer; der Scorpion der Holländer; le Scorpion der Franzosen; Scorpion der Schweizer, Deutschen, Dänen, Schweden, so gar der Moskowiter. Nur allein beym Volke Gottes hatte der Scorpion einen andern, und zwar den Nahmen Hakarab.

Das heißt doch eine Anmerkung vom neusten Gepräge! Sie würde mir ohne Zweifel in der gelehrten Republik ein großes Ansehen machen, wenn ich, recht gründlich darzu thun im Stand wär, warum Gott den Scorpion, nach dem Beyspiel des Sacks, sich in alle Sprachen, bey der Babylonischen Verwirrung, einzuschleichen, zugelaßen habe. Wiewohl wenn man kein Gottesgelehrter von Profeßion ist, so bleibet man, Gottes Beweggründe zu errathen, überhoben. Wir wollen eine blose gelehrte und noch darzu ganz natürliche Muthmaßung wagen.

Da der Scorpion, wie einem jeden bekannt ist, die Ehre erhalten hat, ein Zeichen im Thierkreyse am Himmel zu werden, durch welches die Sonne im Weinmonat gehet; So hat er sich leicht einen Weg durch alle Sprachen, ohne Nahmens Veränderung bahnen können. Dieser ansehnlichen Eigenschaft nach, erhebet sich der Scorpion zu gleicher Zeit, wenn das Zeichen des Crion untergehet, und sich, wegen ihrer Feindschaft, spricht der alte Sternkunde, verbirgt. Crion, als ein unbarmherziger Jä-

ger unterstand sich alle Arten der wilden Thieren zu verfolgen; die Erde erweckte demnach einen erschrecklichen Scorpion, der ihn in den Fuß stach, daran er sterben mußte. Homer schreibet den Tod des Orions, der ein großer Sternkündiger und des Neptuns Sohn war, der Dianen Eifersucht zu, die den meuchelmörderischen Scorpion habe aus der Erde hervor kriechen laßen. Da es nachher der Dianen reuete, daß sie den schönen Orion, der Aurora Geliebten, umgebracht hatte, erhielt sie vom Jupiter, daß er in den Himmel gesetzt ward, wo er das so schön glänzende Gestirne vorstellet. (*) Jedoch Jupiter setzte noch den Scorpion, den Mörder des Orion darzu, die Menschen dadurch zu lehren, daß sie sich nicht ihrer großen Stärcke rühmen sollen. (**)

Wir dürfen uns also nicht verwundern, daß der von der Heydnischen Theologie an den Himmel geheftete Scorpion ein Zeichen des Thierkreyses geworden ist. Man ziehe unsere Calender zu rathe, so werden wir den Scorpion, in allen unsern Sprachen, nach den Griechischen Sternsehern, darinne finden.

Hier dürfte man mich ohne Zweifel fragen; Warum andere Zeichen des Thierkreyses nicht

 eben

(*) V. Dictionn. de Mythologie par M. l'Abbé, Declaustre, art. Orion.

(**) V. le Dictionn. de Moreri, art. Scorpion, wo man den Dichter und Sternseher Hygin mit anführet.

eben dieses Schiksal erhalten hätten? Ich werde aufrichtig zur Antwort geben, daß ichs nicht weiß. Hat das Glück für das einzige giftige Ungeziefer im Thierkreyse eine vorzügliche Liebe bezeugt, so erkenne ich das Glück, an diesem Geschmacke.

Doch hat auch der Löwe, ein ander Zeichen im Thierkreyse, sich hierüber zu beschweren nicht Ursache. Genießet er gleich nicht den völligen Vorzug; So mag er sich damit begnügen, daß er der schreckliche König unter allen vierfüßigen Thieren ist.

Wir wollen zu einer andern Anmerkung von meinem Gewächs und von eben der Art schreiten. Ich habe ebenfalls die Ehre zuerst anzumerken, daß fast in allen bekannten Sprachen (die Hebräische ausgenommen) das **Wort Elephant gleichen Nahmen führet.** (*) Dieses fremde, muthige, keusche und großmüthige Thier ist der Ελέφας der Griechen; Elephas oder Elephantus der Römer, Elefante der Portugiesen, Spanier und Italiäner; Elephant der Engländer und Franzosen; **Olyfant** der Holländer; Elephant der Schweizer, Deut-

(*) Im I. Buch der Könige, im X. Cap. vers. 22. findet man das Wort Schen-habbim, welches man gemeiniglich **Helfenbein**, oder Zähne vom Elephanten übersetzet. **Bochart** meint, die alten Hebräer hätten die Elephanten Kahabim, und nach anderer Meinung, in der Abänderung nach der einzeln Zahl: Hab, ein Elephant genennt.

Deutschen, Dänen und Schweden; Elephant der Polen, der Hungarn, Böhmen, Illyrier und Sclavonier. Er ist auch, wenn ich nicht irre Ελεφας der Rüßen.

Diese Anmerkung würde mich, ohne Widerrede, unsterblich machen, wenn ich erweisen könnte, wie der Elephant, der doch kein Zeichen des Thierkreyses ist, einen so siegreichen Einfall in alle Sprachen habe thun können. Wir wollen gleichwohl etwas auf gelehrte Art sagen.

Im Homer findet man das Wort Elephant zwar nicht, doch erwähnt Homer des Helfenbeins, (*) nemlich der Elephanten Zähne, folglich muß das Thier dem Achillischen Sänger bekannt gewesen seyn. Bey den Alten ward der Elephant für ein Sinnbild der Ewigkeit, wegen seines langen Lebens gehalten. Dieses beweißt man mit einem Schaupfenning des Kaysers Philipps, wo die Ewigkeit durch einen Elephanten, auf dem ein kleiner Knabe mit Pfeilen in der Hand sitzt, angedeutet wird. Im Königreich Bengala genießen die Weisse Elephanten göttliche Ehre = = Genug, von ihrem Glück unter den Menschen einen Begrif zu machen. Ein von den Indianern als ein Gott angebetetes Thier konnte gar leicht seinen

(*) Odyssea L. IV. v. 73. & alibi.

eigenen Nahmen unter den Europaischen Völkern erhalten. (*)

Im Carthagoischen ward der Elephant Cåsar genennt. Daher Julius Cåsar Schaupfenninge, oder Münze schlagen ließ, darauf die Gestalt eines Elephanten mit dem Wort Cåsar geprägt war, welches so wohl seinen Nahmen in lateinischer, als des Elephanten Nahmen in Carthagoischer Sprache bedeutete.

Erholen wir uns bey den Natur- und Geschicht Beschreibern Rathe, so werden wir sehen, daß sie sich in Lobes Erhebungen der klugen Elephanten fast erschöpfen. Damit wir es den Alten noch zu vorthun; welches eine seltene und schwere Sache ist, wollen wir, weil wir doch einmal ins Bemerken gerathen sind, anmerken, daß sich die Vorsehung selbst den Elephanten zum Vortheil erklärt hat. (**) Die Vorsehung hat ihnen die Dienste der Menschen in den Kriegen erlaßen, die sie, wie die Tieger, gegeneinander führen.

Bey Erinnerung der Tieger: Sie hätten Recht sich zu beklagen, wenn ich nicht auch zu ihrer

(*) Das in Egypten angebetete Crocodil ist ebenfalls ein Zeuge. Die Stadt Arsinoe, nahm aus andächtiger Verehrung dieses Thier-Gottes-den Zunahmen Crocodilopolis, oder Crocodils Stadt, an.

(**) Die armen Pferde wären glücklich, wenn sie einen gleichen Erlaß erhielten. Zu wünschen wär es die Kriege würden mit Puppen geführt.

ihrer Ehre anmerkte, daß fast in allen bekannten Sprachen das Wort Tieger einerley Nahmen habe. Deßen kann sich ebenfalls noch das Pantherthier rühmen, darüber wundern sich auch die Gelehrten gar nicht. Das Tieger, und das Panther-Thier siehen öfters in den Denkmälern des Bachus, und der Bachanten beysammen. Jezuweilen siehet man die Tieger zu den Füßen dieser Bachanten. Das Pantherthier war des Weingottes Liebling, weil, wie Philostrat saget, des Bachus Säugammen in Pantherthiere verwandelt worden sind, oder, wie andere meinen, weil diese Thiere gerne Weintrauben freßen. Das Pantherthier war auch des Gott Pans Sinnbild. Man glaubet so gar, daß sein Nahmen aus πανος θὴρ, Pans-Thier entstanden sey. Die Deutschen nennen es würklich Pantherthier. Die Schweden und die Dänen setzen ebenfalls zu Panther das Wort Dyyr, das heist in ihrer Sprache Thier. Mithin ist es gar nicht zu verwundern, daß die Tieger und Pantherthiere als des Gottes des Weinstocks, und aller Landleute angenehme Thiere, ohne Veränderung der Nahmen in alle unsere Sprachen aufgenommen worden sind.

Die Sache ist eben so natürlich, wie Δράκων, der Drache der Griechen, ein anderes dem Bachus und der Minerva noch geweihtes Thier fast gleiches Schicksal haben müßte. Haben die Hungarn und Polen ihm seinen griechischen

Nahmen zu laßen nicht vor gut befunden, (*) welcher einen Bewahrer, einen Wächter, einen scharfsichtigen bedeutet; So sind doch andere Europaische Völker der griechischen Fabellehre treu geblieben, und haben sich ganz wohl dabey befunden. Die Engländer und die Franzosen werden nicht daran gedenken ihn, wie die Figuren in der Redekunst, englandisch und französisch zu machen. Aus ihrer Feldmeß- und Zergliederungs Kunst werden sie die griechischen Nahmen niemals verbannen. Die Spanier und die Italiäner haben gleichen Geschmack, da hingegen die Nordischen Völker, und vornämlich die Gelehrten in Deutschland anderer Meinung sind. Man tadelt sie gar nicht, daß sie aus ihren Reden und Schriften Worte, die ihnen ganz fremde sind, verjagen; Sie würden auch unrecht thun, dieselben zu behalten, wenn sie solche zu entbehren, reich genug sind. Man sündigt nur, aus übertriebener Zärtlichkeit. Die Deutschen bekennen, daß im verstrichenen Jahr hunderte ihre Vorgänger sich eben am lächerlichsten machten, weil sie recht mit Gewalt die Sprache reinigen wollten. Ist man aber, in eben diesen Zwang wieder zu verfallen, weit entfernt? Wenn man einem wohl und angenehm klingenden, auch eine Sache kurz und beßer ausdrückenden fremden Worte, eine lange,

(*) Die Polen nennen den Drachen Smok; die Hungarn heißen ihn Sárkáni.

ge, harte Umschreibung, wie eine Beschreibung aus der alten Schule ist, vorziehet; So heischt dieses noch nicht, daß man dem guten Geschmak nahe kommt.

Die Tändeley, so man gelesen hat, ist nichts anders, als eine blose Tändeley. Indeßen beweißt sie doch, daß würklich fast in allen bekannten Sprachen viele Worte einerley Nahmen haben, ungeacht die verschiedene Aussprachen, und mancherley Mundarten darinn kleine Veränderungen machen. Aus dieser Wahrheit ergiebet sich, daß noch viele andere, hauptsächlich griechische Worte in allen Sprachen einerley heißen könnten, darzu sich jede Sprache, nach ihrer Art, unvergleichlich gewöhnen würde. Die Sacke, Scorpionen, Elephanten, Tieger, und die Pantherthiere sind unverwerfliche Zeugen davon. Die griechische Sprach, die schönste aller Sprachen, ist am geschicktesten, Worte zu verschaffen, die allen Nationen auf der Erde am bequemsten seyn würden. (*) Die griechische Sprache ist die vor so vielen Jahr hunderten verstorbene Frau, welche noch immerfort Kinder zur Welt bringt, die ein jedes lebendes Volck annimmt. Zu deßen Beweiß, darf man nur die Electricität anführen. Die

(*) Man fodert sie alle auf, daß sie z. B. ein nur erträgliches Wort, an statt des griechischen Worts: Utopien, setzen sollten. Es bedeutet einen Ort, der nirgends ist, der an keinem Ende der Erden anzutreffen ist.

Die Arithmetik, Botanik, Hydraulik, Hydrostatik, Logik, Metaphisik, Optik, Physik, Pneumatik, Rhetorik, Statik u. d. m. Alle diese schönen Griechinnen würden ungemein viel verlieren, wenn man ihnen die griechische Gestalt rauben wollte. Welcher Übersetzer wird jemals die Ehre haben, den Mathematischen einen andern, nur einigermaßen erträglichen Nahmen bey zu legen? Mit Lust siehet man, wie sich die Sprach-Jäger in Norden winden und quälen, damit sie keine griechische Worte annehmen, welche doch von allen Völkern gegen Süden mit offenen Armen empfangen werden.

Allen ihren angewannten Kräften zum Trotz, kann man wetten, daß die Electricität sich in alle unsere Sprachen ganz gemächlich einschleichen wird. Die Rabbinen selbst werden, als Naturforscher, diese Electricität, die unserm Zeitlauf so viel Ruhm bringet, zur Hebräerin machen.

Wir wollen indeßen diese Tändeley durch eine galante, angenehme, gleichwohl aber auf die Fabel-Lehre und zugleich auf die Wahrheit gegründete Anmerkung beschließen.

Die Rose, die Königin der Blumen, war insonderheit der Venus geweihet, weil die Rose mit Adonis Blute, den eine von ihren Dornen verwundet hatte, gefärbt worden war, ihre weisse Farbe, welche diese Blume vor diesem Zufall besaß, ward daher in die rothe verwandelt. Hier endigt sich die Fabellehre. Die

Wahr-

Wahrheit unterrichtet uns, daß die gedachte Blume, sie mag weiß oder roth seyn, bey den Griechen nach dem Zeugniße aller Wörterbücher, den Nahmen Ῥόδον führet.

Alle Wörterbücher bezeugen auch, daß sich alle Nationen in Europa entschloßen haben, der Blume den griechischen Nahmen unverrückt bey zu behalten, indem sie, welches allerdings wahr ist, ihre Endigung unsern Ohren, nach dem Beyspiel der Römer lieblicher zu machen gesucht, die sie Rosa genennt haben.

Von der Zeit an sind die Rosen überall wenigstens in Europa Rosen. Wie sollte also die der Venus geweihte Rose nicht die Königin der Blumen geworden seyn? Ist es daher wohl zu verwundern seyn, daß ihr geweihter Nahme bey allen gesitteten Völkern einerley Benennung erlangt hat?

„ Hersche, o Blume der Venus, sey allenthalben, so gar bis in Frankreich das ewige Bild treuer Verschwiegenheit! (*)

II.

(*) Regne, ô fleur de Venus! Sois même jusqu'en France, le Symbole éternel du fidele silence!

II.
Besondere Zerstreute Anmerkungen.
(*)

Die arbeitsamste Nation; die in der mühsamsten Gelehrsamkeit unermüdeste Nation; die ernsthafte und nachdenkliche Nation deren Sprache nichtsweniger, als weichlich, leicht, scherzhaft und gefügig ist; die in Ubersetzung fleißigste Nation; die durch schwere Kriege, Streitigkeiten, und unendliche Rechts Proceße an meisten geängstigste Nation; Ist gleichwohl eben die Nation die an Anakrontischen Oden am reichsten und am meisten überhäuft ist.

* * *

Die lüstigste Nation; die gefälligste und in den betrübligsten Zufällen angeräumteste Nation; die aufgewekteste und fröhlichste Nation, deren Sprache nichts weniger als stark, rührend, erha-

(*) Babiol. T. II. p. 48.

erhaben und majestätisch ist; Die Nation, welche von der Schwelgerey, Schmaußen und unendlichen Lustbarkeit am meisten heimgesucht wird; Ist gleichwohl eben die Nation, die mit ordentlichen Traurspielen reichlich und überflüßig versehen ist.

***

Uber einen Grundsatz des Doctor Swifts.

„ Der Weise muß Geld im Kopfe,
„ Nicht aber in dem Herzen haben, spricht
„ Schwift und Schwift redet recht (*)
„ Socrates hatte großes Unrecht, dan Socrates hatte nichts, Xantippe daher ihn auszu schelten einen erbarn Vorwand.
„ Der Mann konnte ohne Mantel philosophiren,
„ Die Frau aber mußte, sich zu putzen etwas haben.
„ Der Weise darf wohl nach Uberfluß streben,
„ Er allein sollte, als der glückselige Beherscher glänzen.
„ Wenn gleichwohl der Himmel seinem Verlangen entgegen zu stehen scheinet; Wenn ihm darinn nichts von statten gehen will;
So

(*) In einem Schreiben an dem Lord Bolingbroke Ich würde diesen Grundsatz, den ich mir gemacht habe, spricht der Doctor, gerne in Ertzt graben.

„ So muß der Weise denken, und ganz heim=
„ lich zu sich sprechen: Die Güter so ich nicht
„ habe, gehören nicht für mich.

Die Sammler der Gelehrten Anecdoten, machen sich ein Vergnügen, uns boshafte und lustige Nachrichten zu verschaffen. Sie richten sich hierinnen nach dem Mode=Geschmak des Zeitlaufs, es geschiehet aber öfters zum Nachtheil ihrer besten Freunden, daß sie ihren Schriften, wider die geheiligten Gesetze der heiligen Freundschaft, dadurch einen Schwung geben. Man geräth ganz natürlicher Weise auf diese Anmerkung, wenn man die Briefe des Grafen von Orrery liest, die er seinem zu Oxford studierenden Sohn geschrieben hat. Ich hege für das Verdienst der Briefe die gröste Hochachtung, gleichwohl möchte ich einige Stellen darinnen gerne ausgestrichen sehen, welche das Andenken des berühmten Doctor Swifts, des Grafen von Orrery vertrauten Freundes, fast schänden. Ich habe den Vortheil nicht gehabt den Dechant von Dublin persönlich zu kennen. Dieses ist mir aber wohlbekannt, daß er den Verdiensten der Verstorbenen Ehre zu erweisen, für eine Pflicht hielt, und für der Lebenden Undankbarkeit, die das Andenken würdiger Verstorbenen vernachläßigten, großen Abscheu trug. Folgende Anecdote, die man nicht von dem Grafen von Orrery erhalten hat, wird die Sache, wie ich denke, wohl erweisen.

Der berühmte Herzog von Schomberg, der im Jahr 1690. bey dem Uebergang über die

Boyne

Boyne blieb, ward zu Dublin in der Kirche zu S. Patrik begraben. Swift, der Dechant dieser Kirche, (*) setzte niemals einen Fuß in die Kirche, daß er sich nicht geärgert haben solte, wie kein Mensch, diesem großen Feldherrn ein prächtiges Grabmal zu setzen, bedacht wär. Swift schrieb öfters an dessen Erben, er ließ Freunde Ansuchung thun, dem tapfern Herzog von Schomberg ein Grabmal zu verschaffen. Er richtete aber mit allen seinen Sorgen und Ansuchen nichts aus. Swift, den dieses kränkte, besprach sich mit seinem Capitel hierüber und redete mit solchem Nachdruck im Jahre 1731. daß der vor mehr, als 40. Jahren begrabene Herzog endlich einen Grabstein erhielt, auf den folgende, Swiften und seinem Capitel zu eben so großer Ehre, als den Erben des Herzogs von Schomberg zur Schande gereichende Aufschrift gehauen ward.

HIC INFRA
SITUM EST CORPUS
FREDERICI
DUCIS DE SCHOMBERG,
AD BUBINDAM
OCCISI.
A. D. MDCXC.

(*) Er erhielt die Dechaney im Jahr 1713. zu seines Capitels größten Misvergnügen. Swift wuste sich aber dergestalt bey den Stiftsherren ehr- und liebenswürdig zu machen, daß sie untereinander zu sagen pflegten. Vox Decani Vox Dei.

Decanus & Capitulum, maximopere etiam atque etiam petierunt, ut hæredes Ducis in memoriam parentis, Monumentum quantumvis exile, erigi curarent. Sed poſtquam per epiſtolas per amicos, diu ac ſæpe orando nil profecêre: hunc lapidem, indignabundi poſuerunt. Saltem ut ſcias hoſpes, quantilla in cellula tanti Ductoris Cineres, in opprobrium hæredum, deliteſcunt. Plus valuit Virtutis fama apud alienos, quam ſanguinis proximitas apud ſuos!

D. D. 1731.

***

Ein liebenswürdiger gelehrter Zeitungsſchreiber (*) tadelt den wackern Regnard mit Unrecht, daß er ſeinen mit Schulden überhäuften Spieler, noch in dem Beſitz einer Bibliothek gelaßen. "Sollte er nicht viel lieber, ſpricht „der Verfaſſer, die Bibliothek, als das Bildniß der Angelika verpfändet haben? Es iſt „ein leichtes Uberſehen vom Autor, das man „ihm in Anſehung der luſtigen Leſung des Seneka, von Verachtung des Reichthums, endlich hingehen laßen mag.„

Es kommt mir vor, daß dieſer Tadel ein leichtes Uberſehen des Verfaſſers iſt, das man ihm, in Anſehung ſeiner vortreflichen öconomi-

(*) Nouvelliſte Oeconome & litteraire. T. XXXII. Jan. 1760. p. 111.

mischen und gelehrten Zeitungen, gar füglich vergeben kann.

Der Spieler, der mit Schulden überhäuft, und ohne allen Besitz des Haußgeräthes seine Ehrenschulden zu bezahlen, gedrungen, seinen Verlust aber bald wieder zu ersetzen froh war, hatte weder so viel Zeit noch Mittel, die Bibliothek zu verpfänden. Wenigstens wird man ohne ein Wunderwerk nicht begreiffen können, wie er einen Wucherer, zum Geld Vorschuß, auf dergleichen beschwerliches Pfand, würde so geschwind haben auftreiben können. Die gescheute und bekannte Wucherrin verstand sich ohne Zweifel besser auf die Juwelen. Es ist daher nicht glaublich, daß sie eine Kenntniß von Büchern besaß. Wie hätte sie in solcher Eil, von dem Werth einer Bibliothek urtheilen und solche also fort zu sich wegbringen laßen sollen. Uber dem würden die versatzten Bücher der Liebhaberinn Angelika, keine Beleidigung zugezogen haben. Ihr Bildniß aber in der Fike einer überall bekannten Wucherrin, hatte eben Regnard, zur Straf des Spielers und zur glücklichen Entwikelung des schönen Schauspiels, welches den Moliere zur Eifersucht gebracht haben würde, vonnöthen.

Man schmeichelt sich, der billige Zeitungsschreiber wird, ob er gleich, als ein Tadler hier getadelt wird, diese Anmerkung einem alten Bewunderer des Regnard, dem sonst der Tadler alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, gütig zu vergeben, geneigt seyn.

***

Eine unerhörte, eine schmähliche Sache ist es, daß in unsern Tagen mitten in Paris ein Mann von guter Geburt, ein Verehrungs würdiger Präsident, ein berühmter schöner Geist, seinen Nahmen in ganz Europa durch unsterbliche Werke, verherrlicht, davon das letztere, der Geist der Gesetze ist, großes Aufsehen in der Welt gemacht hat: Das gleichwohl die Ausländer noch nicht wissen, wie der Nahme dieses grossen Manns geschrieben wird! Zu Paris selbst drucket man diesen überall so bekannten Nahmen auf zwo verschiedenen Arten aus: Bey einigen ist der Verfasser des Geists der Gesetze, der berühmte Herr von Montesquiou, bey andern der berühmte Herr von Montesquieu. Uber den Temple de Guide, habe ich mit meiner Feder folgende Uberschrift, gegraben:

Temple eternel, dont Montesquieu
Fut l'Architecte, & puis le Dieu. (*)

***

Ob ich gleich meine möglichsten Kräfte angewandt habe, mich von allen Vorurtheilen

der

(*) Darf ein Deutscher, der Sache einen Aufschluß zu geben, sich unterwinden? Die Geschichte von Frankreich belegt dieses uralte Geschlecht mit dem Nahmen Montesqiou fast allezeit.

der Kindheit los zu machen; So muß ich doch bekennen, daß ich mich noch immer für die Geister Erscheinung fürchte. Eine große Schwachheit! wird man sagen. Gleichwohl ersuche ich den Leser zu überlegen, daß ich gesehen und zum Theil gelesen habe:

Den Geist des Seneka.	Den Geist: ein Werk des Helv.
= = S. Francisci.	= = Ivo von Chartres.
= = S. Pauls.	= = der Schüler S. Aug.
= = Arnauds.	= = der Welt.
= = des Fontenells.	= = der Völcker.
= = Gersons.	= = der Gesetze.
= = Veit Patins.	= = der Kirche.
= = des Abts des Fontaines.	= = Voltairens.

Ich bitte, sage ich nochmals, den Leser, zu bedenken, ob ich diesem nach, nicht zu enschuldigen seyn sollte, daß ich mich noch für die Erscheinung der Geister in der gelehrten Republik fürchte. Jedoch muß man bekennen, daß in der Republik der gelehrten, wie vielleicht auch anders wo, man gute und böse Geister habe, die von weiten her sich sehen laßen, ohne daß sie das Publicum herbey gerufen hat.

***

Man hat vorlängst gesagt, und sagt noch alle Tage, daß ein guter Geschichtschreiber, weder Religion, noch Vaterland, weder Partheylichkeit, noch einen Herrn oder Beherrscher u.s.w. haben müße.

Diesen wollen wir noch beyfügen, daß ein guter Geschichtschreiber, weder Weib noch Kind, weder Brüder noch Schwestern, weder Verwannte noch Freunde, oder Freundinnen haben muß. Er muß der lezte seines Haußes und Nahmens seyn: Seine Schriften auch nicht eher, als nach seinem Tod drucken laßen, und grosse Vorsichtigkeit anwenden, den Neugierigen seine Grabstätte zu verbergen. Wie wohl allen diesen Betrachtungen ohngeacht, wird doch die Nachwelt die Geschichte unsers Zeitlaufs immerfort lesen.

***

Wie sehr zu wünschen wär es, daß unsere Zeitungschreiber mehr unparteyisch und weniger leicht glaubig; Mehr vorsichtig, und weniger Neuigkeiten kund zu machen begierig; Mehr ihre irrige Unwahrheiten zu wiederruffen aufmerksam, und staatskluge Muthmassungen zu bestärken weniger frech seyn möchten. O wie sehr zu wünschen wär es, sage ich, daß diese Zeitungs Verfertiger sich selbst zu redeten: Laßt uns als rechtschaffene redliche Leute, dem

ge-

gemeinen Wesen, unserm Durchlauchtigen und wahren Herrn dienen: Dem Partey und Rotten Geist absagen: Laßt uns, als großmüthige Feinde der Lügen, der Vergrößerung und der niederträchtigen Schmeicheley, den Nahmen der Wahrheit, wie getreue Vorläufer', und denen klugen Männern, welche die Geschichte unsers Zeitlaufs beschreiben, als Vorgänger dienen. Damit unsere Nahmen und unsere Wochen Blätter in ihren geheiligten Werken zu unserm Ehrenruhm wieder aufleben, und die künftigen Völcker von unserm unerschrockenen Eifer für den Vortheil der Nachwelt unterrichten! Nun, das mag man wohl eine gelehrte und critische Tändeley nennen.

* * *

Ich hege gegen den Sophocles, gegen den Seneka, gegen den Corneille, gegen la Motte, gegen den P. Folard, den Jesuiten, kurz, ich hege gegen den Voltaire alle Hochachtung, die man diesen sechs Dichtern der Traurspiele schuldig ist. Ein jeder von ihnen hat den Schauplaz mit einem Oedip versorgt. (*) Keiner

 von

(*) Sophocles brachte zweene Oedipe auf seinen Schauplatz: den König Oedip, und den Oedip Colon. la Motte gab im Jahr 1726. zween Oedipe heraus, einen in Versen, den andern in ungebundener Rede. Den gereimten Oedip hat man zweymal aufgeführt; der andere ist nicht vorgestellt, sondern wohl hundertmal von seinen critischen Lesern ausgezischt worden.

von diesen aber hat mich von dem Abscheu gegen den Vatermörder, und Mutterschänder heilen können! Ich gestehe, daß der Oedip des Herrn von Voltaire das schönste, und aufs beste ausgearbeiteste unter allen seinen vortreflichen Traurspielen ist. Nichts destoweniger behalt ich noch immer meinen Abscheu gegen den Oedip, und insonderheit gegen den Oedip, des Herrn von Voltaire, dessen ich mich nicht entschlagen kan. Wenn ich den I. Auftritt des IV. Aufzugs vorstellen sehe, oder lese, so fällt mir eine ganz einfältige und natürliche Betrachtung ein. Meinen Gedanken nach, sollte die Weissagung des Orakels ganz unbekannt bleiben. Hier ist meine

Betrachtung
über den Oedip.

Oedip, dem das Orakel deutlich weißagete, „ daß er einmal seinen Vater tödten, und „ seine Mutter heirathen würde, war ein Ungeheuer aller Frechheit und unsinniger Bösewicht.

„ Soll ich das beweisen. Oedip hätte ein „ erbarer Mensch seyn, und sich allezeit für „ alte Männer, und alte Witwen fürchten sollen. „

Im

**
*

In Frankreich, wie an andern Orten machet die Einwilligung nicht der Beyschlaf die Ehe: Consensus non Concubitus facit Matrimonium. In Frankreich ist die Ehe ein Sacrament. Indessen wird solches auf allen französischen Schauplätzen, an den armen Sgnagnarelle mit dem Prügel verrichtet! Despreau hat grossen Beyfall, wenn er in einer Satire das Sacrament der Ehe lächerlich und verächtlich machet. Der italiänische Schauplatz zu Paris hat große Summen gelöst, indem er das Sacrament der göttlichen Einsetzung geschmähet hat.

**
*

Die Indianer haben einen sonderbaren Vogel dem man den Nahmen Cencontlatoli, das ist, vierhundert Züngler, beylegt. Die Engländer nennen ihn Mock-Bird, Spottvogel. (*) Herr Brißon nennet ihn in seiner Ornithologie, Vögel-Beschreibung, Turdus Mimus, weil er die Gabe im verwunderungswürdigen Grad besizt, die Stimme aller Vögel, von dem kleinen Colobri, bis zum Adler nach zu machen; Er singet Tag und Nacht,

(*) Dieser Vogel hat die Ehre erhalten, daß er dem Haudard von la Motte eine gute und schöne Fabel verschaft hat.

ohne Aufhören; Seine Stimme verändert er unendlich; Er bringet aller Vögel Thon-Weiß in seinem Gesang, und wiederholet ihre Stimm-Art mit solcher Richtigkeit und Melodey, daß man sich daran ergötzen und sie bewundern muß.

Wir haben anietzo würklich einen Cencontlatoli, einen Mock-Bird, einen Turdus Mimus, oder einen Spottvogel in der gelehrten Republik. Wird er junge hecken. Er ist alt und ohne Weib.

***

Die Kunstrichter machen dem Herrn von Voltaire den Vorwurf, daß er sich der Bajonetten, nemlich in seiner vortreflichen Henriade, lange Zeit vorher, ehe dieses mörderische zu Bajonne jung gewordene Gewehr erfunden worden ist, bedienet habe.

Dieser Fehler in der Zeitrechnung ist wohl noch zu entschuldigen. Den lächerlichsten Fehler in derselben aber findet man in dem Amphytrio des Plautus. Er läßt den Sosias beym Herkules schweren, ehe noch an diesen Herkules gedacht war. Fecit Hercle. Act. I. Sc. I.

***

Man hat gesagt, das Heldenthum in der Tugend sey, wenn man mit den Lastern wohl verfährt. Könnte man nicht auch, in eben dem Geschmack, sagen, das Heldenthum in der Critik sey, wenn man mit allen guten Werken, die

die durch einen zimmlichen Fehler verunstaltet wåren, nicht ůbel verfůhr? In diesem Fall bitten wir um Gnade fůr die Sitten, ein Werk des von Tousaint; Fůr den Geist, ein Werk des Helvetius. Beyden Bůchern hat man in Deutschland Recht wiederfahren laßen, in Frankreich sind sie durch des Henkers Hånde verbrannt worden.

* * *

Heut zu Tage ist die Schweizerische Nation, die geschikteste, die Geschichte des Zeitlaufs zu beschreiben. Diese richtige, fůr andere Nationen in Europa aber so betrůbliche Anmerkung, bringet den Bůrgern der dreyzehn Cantons und allen ihren verbundeten zusammen ungemeine Ehre. Man muß hoffen, daß die guten Schriftsteller unter ihnen, gleiche Betrachtung machen, und ihre wichtige Federn beschåftigen werden.

* * *

Man darf sich nicht mehr wundern, daß Vaugelas dreyßig Jahr auf die Ubersezung des Quintus Curtius gewendet. Man darf sich nicht mehr wundern, daß der berůmte Montesquiou zwanzig Jahr mit seinem Esprit des Loix zugebracht. Man muß sich nicht wundern, daß der arbeitsame franzősische Bůrger zwanzig Jahr ůber seine Aëdologie, zugebracht hat. Dieses wichtige Werk, so mit nůtzlichen und sonderbaren Anmerkungen, zu Paris 1751. in

in 12. 165. Seiten mit Kupfern gedrukt ist, lehret die Kunst Nachtigallen zu fangen, in Kefichen, und bey dem Gesang durchs ganze Jahr zu erhalten.

III.

Von der Lateinischen Sprache. (*)

„Die Gelehrsamkeit macht, daß wir aller
„Leute Zeitgenoßen und Bürger aller Or-
„ten, sind.

Wer die lateinische Sprache liebet, mag die französische Tändeley ungelesen laßen. Alle Sprachen sind mir lieb, ich würde sie auch alle begriffen haben, wenn man sie so leicht lernen könnte, als man ihre Wörterbücher anschaft. Ein ungenannter engländischer Schriftsteller hat in einer gelehrten Abhandlung (**) von dem Nutzen der morgen-

(*) Babiol. T. III. p. 67.
(**) An Essay onthe Usefulness oforiental Learning, Lond. 1739.

ländischen Gelehrsamkeit gewiesen, wie nützlich die Wissenschaft der Hebraischen, Arabischen, Armenischen, Syrischen, u. a. Sprachen mehr sey, wenn man unsere Weltliche Schriftsteller recht verstehen wollte. Ich weiß nicht, was daran ist, so viel aber ist mir bekannt, daß sich der werthe Rollin über die Wissenschaft der Sprachen sehr wohl ausdrückt. Die Stelle verdienet, daß man sie denjenigen zu gefallen hier anführt, die das schöne Werk zu kennen nicht das Glück, oder bey Handen haben. (*)

" Die Wissenschaft der Sprachen dienet „ zur Einleitung in alle Wissenschaften. Durch „ sie gelanget man fast ohne Mühe, zur Kenntniß „ unendlich viel schöner Sachen, die ihren „ Erfindern langwierige Arbeit gekostet haben. „ Durch sie werden uns alle Zeitläufe und alle „ Länder eröfnet. Sie machet uns, auf einige „ Weise, zu Zeitgenoßen aller Alter, und „ Bürger aller Länder, sie setzet uns in den „ Stand, daß wir uns noch heut zu Tage mit „ allen den gelehrtesten Leuten des Alterthums „ besprechen können, die uns zu gute gelebt und „ gearbeitet zu haben scheinen. Wir finden „ in ihnen eben so viel Lehrmeister, die wir zu „ allen Zeiten um Rath zu fragen die Erlaubniß „ haben; Eben so viel Freunde, denen es alle-

(*) Maniere d'enseigner & d'tudier les belles Lettres. L. I. p. 1.

„ allezeit gelegen ist, mit uns umzugehen, und
„ deren Umgang allezeit nůtzlich, jederzeit an=
„ genehm ist, auch unsern Verstand mit tau=
„ send neuen Kenntnissen aufs angenemste be=
„ reichert, und uns von den Tugenden und
„ Lastern des menschlichen Geschlechts zu un=
„ serm Nutzen, unterrichtet. Ohne der Spra=
„ chen Beyhůlfe werden alle diese Orakel fůr
„ uns stumm, alle diese Schåtze bleiben fůr
„ uns verschlossen; Und aus Mangel des
„ Schlůssels, der uns den Eingang allein öf=
„ nen kann, bleiben wir unter allen Reichthů=
„ mern důrftig und arm, auch unter allen Wis=
„ senschaften unwissend. „

Was soll man nun diesem nach von den Våtern urtheilen, die ihre Kinder nicht in Sprachen unterrichten laßen? Die schöne Sprache der alten Römer ist zu unserer Zeit die Sprache der Gelehrten. Gleichwohl wird sie in vielen Låndern sehr nachlåßig getrieben, indem man darinn zu großem Nachtheil in Europa, ein barbarisches Latein zu lehren pflegt; (*) Daß ist der Gegenstand dieser Tåndeley, welche die großen Staats klugen, ohne Eitelkeit zu reden, gewiß zu Herzen nehmen möchten.

Insgemein muß sich das Latein beschuldigen las=

(*) Die Deutschen nennen es: Kůchen = Latein, wie solches in den vortreflichen Satyren: Epistolæ obscurorum Virorum genannt, seinen Glantz zeiget.

laßen, daß es eine schwere Sprache sey. Wie wohl es, mit guten Recht erlaubt ist hieran zu zweifeln. Die Sprache ist es nicht, welche die Kinder verwirrt machet · sondern die Grammatik. Die verschiedenen Lehrarten sind bey dem Unterricht in derselben nicht alle gar gemächlich. Jede Nation sollte ihre besondere Lehrart haben. Herr Plüche beklagt sich über die lateinischen Schulen, wie man sie heut zu Tage in Spanien und in Italien findet, gar sehr, in der **Mechanik der Sprachen und der Kunst sie zu lehren.** Sollte man sagen, daß die Sprachen eine Mechanik hätten? Ich habe nicht die Ehre, sie zu kennen; wohl aber die Haußväter zu erinnern, daß sie Unrecht thun, wenn sie die Kinder, die einen Abscheu gegen die Grammatik haben, studieren laßen. Was kann man sich von dem Genie eines Dumköpfchens versprechen, wenn es die Abänderung der Hauptwörter, die Abänderung der Zeitwörter, die Wortfügung gemeine Reguln für allzu häckliches Dorn-gehecke ansiehet? Es ist wohl wahr, daß Kinder die anfangs durch Schwierigkeit abgeschreckt gewesen, doch gute gelehrte und so gar trefliche Kunstrichter geworden sind. Jedoch dieses sind seltsame Beyspiele, die nichts beweisen. Sie dürfen die Hofnung eines Vaters nicht schmeicheln, der überzeugt ist, daß sein Sohn unter den Dornen der Grammatik seufzet.

Im vorbeygehen wollen wir anmerken, daß man in England, Holland, Deutschland, in

der Schweitz und vielen Nordischen Gegenden Unrecht hat, wenn man gleich anfangs die lateinische Grammatik lehret. Warum machet man nicht mit der Griechischen den Anfang? Sie ist der Sprache dieser Völcker am allergemässesten, (*) und würde viele junge Leute bewegen, sich auf das Griechische zu legen, welches man, wiewohl sehr unrecht, nicht für sehr nöthig hält. Die wesentliche Nothwendigkeit Latein zu wissen, wird das Latein allezeit beständig erhalten; Und die Griechische Grammatik, (**) die allezeit eine Grammatik bleibt, würde zum Verständniß der Lateinischen, und aller andern Grammatiken ungemeine Erleichterung verschaffen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß man gleich Anfangs einen richtigen Begriff von einer jeden Grammatik einprägt. Wenn sie nur deutlich, nicht mit Reguln überhäuft, und nach der Fassung der Jugend eingerichtet ist. Eine solche Grammatik wird gewiß eine glückliche Einleitung zu allen Grammatiken, die man sich nur vorstellen kann, wer-

(*) Die ersten Wörter, so die Kinder aussprechen, sind sie nicht Griechisch? Pappa, Mamma, oder Papa, Mama, sind zwey in vielen lebendigen Sprachen eingeschlichene Worte.

(**) Lancelots neue Lehrart, die Griechische Sprache leicht zu lernen, ist in allen Stucken so vollkommen, daß sich diejenigen, die sich derselben bedienen, über ihren geschwinden Fortgang selbst wundern werden.

werden. Ich wiederhole solches nochmals; Man kann es auch nicht genug wiederholen.

Wenn ein Schul-Lehrer die Sache nur versuchen wollte, er würde finden, daß die lateinische Sprache so schwer zu lehren gar nicht wär. Man wird Unrecht thun, wenn man über diesen Artikel nur die mit Vorurtheilen eingenommene und in der Schule grau gewordene Pedanten zu Rathe ziehen wollte. Allem Ansehen nach mögen diese Leute den verstorbenen Herrn von Maupertuis verführt haben. Weil er mit allen Schulen sehr unzufrieden war, wollte er sie auch alle vertilgen, und lateinische Städte bauen, wo der geringste Pöbel Latein, vielleicht aber nur polnisches und ungarisches, reden sollte.

Ein übertriebener Eifer mochte dem berühmten Präsidenten diesen Anschlag eingegeben haben. Er muß sich nicht der schönen lateinischen Versen erinnert haben, die sein Freund und College der Herr von Fontenelle in seinem dreyzehnten Jahre verfertigt hat. Der Anti-Lucrez des Cardinals von Polignac beweißt ebenfalls ganz wohl, daß in Frankreich das gute Latein, ob es gleich seltsam ist, dennoch nicht in den Schulen und Clöstern verschlossen sey. Tausend und aber tausend in wahrem Geschmack und gutem Latein geschriebene Werke sind eben so viele unverwerfliche Zeugen für Schulen und ihre arbeitsame Lehrer, wider die vorgefaßte Meinung, welche die mannichfaltige heutige Lehrarten verdammet. Welcher Zeitlauf hat

wohl jemals den rechtschaffenen Leuten, welche die zarte Jugend zu unterweisen gedrungen worden sind, vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Lucian that schon zu seiner Zeit in seinem spöttlichen Läster-Thone die Erklärung, daß Jupiter diejenigen, auf die er zornig wär, zu Schulmeistere machte. Diese so spöttliche und zum Unglück so wahrhafte Betrachtung hat man zum lateinischen Sprůchwort gemacht.

Quos Jupiter odit, Ludimagiſtros facit. Aus Furcht, daß die Barbarey nicht wieder in ganz Europa, schändlicher Weise zuruck kehren möge, sollten wir ja alle diejenige ehren und wohl bezahlen, die sich dem beschwerlichen Amte, das Griechische und die Sprache des alten Roms zu lehren, aufopfern.

Aus Rache dagegen mag man alle die jämmerliche und elende Schulen zerstören, wo man dasjenige, was man in sehr uneigentlichem Verstande das Latein nennet, lehret. Den unbedachtsamen Eifer dererjenigen, welche armer Leuten Kinder die Mittel verschaft gemeldetes Latein zu lernen, wollen wir Anfangs zwar loben, nachher aber auch verdammen. Kurz wir wollen nur gerade heraus sagen: „Daß in gewissen Ländern diese lateinische „Sprache eine beständige Pestilenz ist, die „dem Staat eine unendliche Anzahl junger „Bürger raubet, die für dem Staat todt sind, „nichts destoweniger aber diesem Staat selbst „immer noch zur Last leben.„

Ich

Ich würde diese Saite zu berühren wohl unterlassen, wenn man nicht in Römischcatolischen Ländern vernünftig urtheilende Werke drukte, die Oberherren zu überzeugen, daß die unzählbare unbegränzte Menge der Ordensleute aller Arten den Staat völlig aussauget und demselben noch viel andern Schaden zufüget. Es ist bekannt, daß in Portugall, in Spanien, in Frankreich und andern Ländern die Staatsklugen Mittel und Wege suchen, die brennende Begierde zum Closter- und Mönchs-Leben, mit dem sich die Jugend blenden, und darzu ziehen läßt, auszulöschen. (*) In dieser Absicht hat man gewissen Orden die völligen Gelübden von den Neulingen unter dem fünf und zwanzigsten Jahre anzunehmen, verbotten. Alle vernünftige Leute geben dieser weisen Verordnung Beyfall. Ich zweifle aber, daß sie eben so wohl den gewaltigen Anschlägen einiger den spöttischen Finanzen-Räthe beyfallen werden. Sie möchten gerne, daß die Oberherrn die Liebe bezeugten, sich aller Mönchs-Schätze zu bemeistern. Die beraubte Mönchen werden so dann keine neue Mannschaft wieder anwerben können, und zu Ende des Jahr hunderts die Clöster zu freyen Waltung dieser liebreichen Oberherren öde und wüste stehen. (**)

(*) Eine Art der Krankheit, die junge Leute überfällt, spricht der gute Abt von S. Pierre. Er nennt sie die Verstandes-Blattern

(**) Man kann unter andern lesen, le Memoire sur la necessite de diminuer le Nombre & de changer le Systeme des Maisons religieuses. 1755. in 8.

Der Anschlag hat seine unstreitige Richtigkeit. Jedoch wollte ich ihn keinem Fürsten, den ich verehrete, deswegen anweisen. Wenn auch alle reiche Mönche, wie die berühmten Tempelherren, durch Staatsklugheit ausgerottet würden, würde der Staat dabey nichts gewinnen. Anstatt der zwanzig tausend reichen Mönche würde das Volck hundert tausend Bettel-Mönche ernähren müssen. In schweren Zeiten möchten die Fürsten die Beyhülfe, die sie heut zu Tage in den reichen Clöstern finden, schwerlich antreffen.

Die gesunde Vernunft zeiget, ohne Schaden der Religion, und der öffentlichen Freyheit, gerechte und ehrliche Hülfsmittel wider die der Bevölkerung so nachtheilige Mönchs-Raserey anzuwenden.

Nach dem Beyspiele der Aerzte, wollen wir mit der Untersuchung des Ursprungs dieses Ubels den Anfang machen. Diejenigen, welche solches aus gutherzigem Gemüthe, einer Ausschweifung übereilter Andacht zu schreiben, kennen, wie mich düncket, die gemeinen Neigungen der gelehrigsten und wohlgeordnetesten Jugend noch nicht recht. Der Ursprung des Übels liegt in den zahlreichen Schulen, wo man das Latein ein jedes männliches Thier, das sich, solches zu lernen angiebt, umsonst lehret. (*) Ists nicht wahr, daß man in allen

(*) Die Schrift, die man das Testament des Cardinals von Richelieu nennet, verdammet, wiewohl aus andern Gründen, die ungeheure Menge der lateinischen Schulen.

len Römischcatholischen Ländern kleine Betteljungen antrifft, die in die lateinische Schulen gehen? Kann man wohl einem solchen kleinen Affen ein Allmosen zu geben, sich weigern, der einen mit rührenden Gebärden anspricht: Sum pauper studiosus Ich bin ein armer Student? Das Kind machet sich so wohl mit dem Bettelsack, als mit der Grammatik gemein. Hier siehet man die beyden heiligen Quellen, woraus der pauper studiosus, im zwanzigsten Jahre, weil er nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, endlich den vermeinten Beruf schöpfet, und sich in den ersten, den besten Bettelorden wirft, wo sich ihm eine Freystatt wieder Schimpf und Elend anbietet. Seine Freunde und Verwannten, die keine andere Hülfe für ihn sehen, stärken den Entschluß des mit Verzweiflung ringenden lateinischen Bettlers. Die Mönche versaumen, ihrer Seits auch nichts, einen neuen Bruder anzuschaffen. Kurz, jederman stimmet ein, daß Gott diesen elenden Verlassenen zur heiligsten Lebens-Art beruffen habe. (*)

Der Sohn des geringsten Bürgers gehet gleichfalls in die lateinische Schule. Sein Studieren fort zu setzen fehlt ihm Vermögen. Da er gleichwohl auf sein bisgen Latein stolz

 ist,

(*) Mich dünkt, man sollte diesen Elenden zuruffen: Mein Kind, gieb dich nicht aufs Betteln, es ist besser sterben den betteln. Sir. XL. 29.

ist, läßt er es wohl bleiben, seinem Vater gleich zu gehen. Man stelle dem jungen Narren vor, eine Profession zu ergreiffen, oder eine anständige Hantirung zu erwählen; Diesen weisen Rath wird er als eine offenbare Beleidigung ansehen. Was! Er hat das Latein nicht gelernt, Handarbeit zu treiben; Ein Kramdiener zu werden; Oder die Muskete auf der Schulter zu trageu, wie ein Lotterbube, der zu nichts weiter dient, als im Kriege Tod geschossen zu werden? Lieber wird er zum Teufel gehen. Aus Mangel eines Amts, einer Bedienung opfert er sich Gott. Hüllt sich in eine Mönchs-Kutte. Nach Verfliessung eines Jahres, thut der Bruder Lüderlich die Gelübde der Armuth, schwöret die Arbeit und Dürftigkeit ab. Die ansehnlichsten Leute nennen ihn: **Mein Hochwürdiger Pater!** Er speißt an grosser Herren Tafel: und sein Beyspiel machet den sehr verführischen Eindruk bey allem jungen Volcke seiner Art. (*)

Die lateinische Sprache ist solcher Gestalt, die nahrhafteste unter allen Sprachen in der Welt. Welcher Rechenmeister sollte wohl die Zahl der nützen, oder unnützen Mäuler ausrechnen, die sie reichlich erhält, ob sie gleich unter

(*) Der berühmte Abt von Vertot, von einem edlen und alten Geschlecht in Normandie, ward in seinem 16. Jahr ein Capuciner. Er begab sich hierauf in den Prämonstratenser Orden, und ward endlich ein Geistlicher ohne Orden so bald er es zu werden Mittel fande.

ter die toden Sprachen gezält wird? Nach allen ihren Würkungen ist sie würklich lebendig. Man muß aber auch alles sagen: dadurch wird sie eben eine immerwährende heimliche Pest, die jährlich dem Staat, wie gesagt, eine unendliche Menge junger Bürger hinrafft, die für den Staat begraben sind, und dem Staat zur Last noch leben. Die lateinische Sprache, die Säugamme so vieler begierigen Mäuler, wird also zur größten Feindin der Natur, die doch eine Beschützerin aller möglichen Bevölckerung ist. Aus so vielen handgreiflichen Wahrheiten folget, nach einer guten Vernunftlehre, der Schluß, daß Oberherrschaften die Zahl der lateinischen Schulen sehr beträchtlich vermindern sollten. Wenigstens müßten sie den Kindern des geringen Pöbels, und denen so es an Mitteln fehlte, ihre Studien fort zu setzen unzugänglich gemacht werden. Wenn der Satz; des Volckes Wohlfahrt soll das höchste Gesetze seyn, wahr ist; So trage ich nichts vor, als was der öffentlichen Aufmerksamkeit würdig seyn sollte; Ich habe auch von meinen Lesern eine allzu hohe Meinung, als daß ich mich über diese Sache deutlicher heraus lassen würde.

Man wird mir, ohne zweifel, den Einwurf machen, daß, wenn die Zahl der Schulen vermindert, oder sie den Kindern, die arm und unvermögend sind, verschlossen würden, man Europa um eine gute Anzahl wackerer Gelehrten, ohne allen Zweifel, bringen dürfte. Man wird sagen, die milde Liebe gestatte nicht, daß

armer Leuten Söhnen eine dem gemeinen Wesen geweihte Schule verschlossen seyn sollte. Man wird mir berühmte Beyspiele armer Studenten vorstellen, aus denen die Vorsehung Gelehrte der ersten Grösse gemacht hat.

Alle diese scheinbare Einwürfe könnte man, ohne ein politischer Rechts-Verdreher zu werden, gar wohl beantworten. Der Staat würde sich über den Mangel einiger Gelehrten, die möglich seyn könnten, gar leicht trösten können, wenn er nur eine Menge nützlicher Bürger der Welt erhält, die den Verlust, welchen der Krieg dem menschlichen Geschlecht zu ziehet, ersetzen kann. Wir leben in einer Zeit, darinn die Gelehrten so nöthig nicht, als die Ackerleute sind; Und in welcher die Clöster-Väter lange so nöthig nicht als die Haußväter sind.

Diesen allen aber ohngeacht, wollen wir, die Fortstellung der Schulen geschehen lassen. Man nehme darinn, ohne Weigerung, Affen und Meerkatzen auf, die sich einstellen. Die Oberherren mögen sich gefallen lassen, allen männlichen Saamen ihrer Unterthanen, auf ihre Kösten das Latein lehren zu lassen. Man baue lateinische Städte, an statt der eingeäscherten und verwüsteten Städte auf.

Wiewohl man hat zu bitten, daß man alle diejenigen nur nicht mehr für geschickte Gelehrte halten wolle, die das Latein des Thomas von **Kempis** nur errathen können. Zum wenigsten muß der berühmte Simon (*) der in der

(*) Prêtre de l'Oratorie. V. ses Lettres Critiques.

der gelehrten Republik in so hohem Ansehen stehet, alhier etwas gelten. Der gelehrte Simon sahe mit grossem Widerwillen, daß man aus dem Predigtamt auf gewisse Weise ein mechanisch Handwerk machte. In seinen critischen Briefen behauptet er öffentlich, daß ein jeder Priester und jeder Ordensmann Homo trilinguis werden müßte: Das heißt, er muß ausser seiner Muttersprache noch Hebräisch, Griechisch, und das Latein wissen und verstehen. Er beweiset, daß ohne die Wissenschaft dieser heiligen Sprachen; Keiner ein guter Gottes Gelehrter seyn könne, und daß ein Prediger ohne Theologie u. s. w. (*)

Gesetzt nun, daß ein Oberherr, der von dieser Wahrheit überzeugt wär, von der man gar leicht überzeugt werden kan, derselben Zufolge, allen Orden untersagte, diejenigen zu Priestern zu machen, die nicht allbereit Theologen (Homines trilingues) wären; Könnte man wohl einen Oberherren, als einen so eifrigen Beschützer der heiligen Theologie, tadeln? In den protestantischen Ländern hat man vormals über den Artikel der drey theologischen Sprachen gar vest gehalten. Haben an gewissen Orten die Fürsten darinn nachgegeben, desto schlimmer ist es für

(*) Es ist etwas so besonders, als es wahr ist, daß ohne die toden Sprachen, die Lebendigen Leute weder gute Gottesgelehrte, noch gute Aerzte, weder gute Rechtsgelehrte, noch gute Geschichtschreiber werden können.

dieselben. Die Römisch-Catholischen Fürsten haben noch andere Ursachen, die Wissenschaft der toden Sprachen zu fordern. Die heil. Römische Kirche kann die Wachsamkeit des Oberherren nicht mißbilligen, der in seinen Landen nicht verlangt, daß Roß und Mäuler Priester, Mönche und Pfarrer seyn sollen. Die Unwissenheit der Clerisey, macht die Geistlichkeit verächtlich, und lächerlich, und der Schimpf fällt auf wenn? Nicht auf die Unwissende Clerisey, die leben will, sondern auf den, der sie zum Studieren, und die von ihrem Stand unzertrennlichen Einsichten zu erwerben, antreiben sollte.

" Ein Priester in Deutschland, war dergestalt unwissend, daß er: In nomine patria, filia & Spiritua Sancta, taufte. Man darf dieses für kein zum Schertz erfundenes Mährchen halten. Es ist der rechte Ernst, und man stritte lange darüber, ob die Taufe gültig sey. Der Pabst Zacharias, der damals auf dem Heil. Stuhle saß, entschiede in Betrachtung der guten Absicht, daß sie gültig sey. „

Man lieset dieses in einem zu Paris mit den Königlichen Privilegien gedruckten Buche. (*)

Ein

(*) Carpentariana, ou Remarques d'Hist. &c. de Mr. Charpentier, impr. à Paris en 1724. avec Privil. du Roi d'até du 7. d'Oct. 1723. Der Magister Sententiarum hat die Begebenheit angeführt. L. 4. Sent. Dist. 6.

Ein Mitglied der französischen Academie hat die theologische Nachricht, Deutschland zu Ehren der Vergessenheit entrissen. Es würde leicht fallen, noch viel neuere Beweißthümer von der groben Unwissenheit der Clerisey bey zu fügen, wenn das Publicum dergleichen Beweise vonnöthen hätte.

Wir wollen diese Tändeley mit einer ernsthaften Betrachtung beschliessen, bey der die Gottesgelehrten, welche noch so viel auf die geistlichen Orden halten, weder etwas ketzerisches, noch verdammliches finden werden.

Ist es nicht wahr, daß dasjenige, was man das Noviciat nennt, zu nichts andern erfunden, und eingeführt worden ist, als daß man von dem würklichen beständigen Willen, von der gewissen Entschliessung und von der vollkommenen Fähigkeit; Mit einem Worte, von dem wahren Beruf desjenigen, der in einen geistlichen Orden aufgenommen zu werden verlangt, gewiß versichert sey?

Ist es nicht wahr, daß fast in allen Orden das Noviciat sehr strenge und ungemein sehr hart sey, ob es gleich nicht von langer Dauer ist?

Ist es nicht wahr, daß viel junge unbedachtsame Leute im Noviciat die Begierde in den geistlichen Orden zu tretten verlieren, das Closter verlassen, und wieder in die Welt zuruck gehen?

Ist es endlich nicht auch wahr, daß andere das strenge und harte Noviciat überstehen, und die Gelübde mit größter Erbaulichkeit ablegen,

nach Verlauf weniger Jahre aber eben diese Gelübde wieder brechen, und dadurch beweisen, daß sie den anfangs so scheinbaren Beruf niemals gehabt haben?

Auf alle diese Fragen wird man wie ich meine, nicht anders, als mit Ja antworten können. Der Sinn der Kirche erfordert also, daß die geistlichen Orden, die Gelübde von den Neulingen anzunehmen sich nicht übereilen sollen. Anstatt sie zu peinigen, ihre Gedult auch ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen, wie es insgemein geschieht, sollte man diesen Candidaten der Caputze zum allgemeinen Gesetze auferlegen, daß sie Proben ihrer Wissenschaft und der theologischen Gelehrsamkeit aufweisen müßten. (*) Wer in Stifter aufgenommen werden, und in gewisse militarische Orden tretten will, muß seinen Stifts-Adel beweisen. Warum sollten die Neulinge oder so genannte Novicien mit den Proben ihrer Wissenschaft, ohne welche sie niemals Theologen werden, verschont bleiben? Gleichwohl muß jeder Priester ein Theologe, und zwar ein grosser Theologe seyn. Die Schranken, so ich mir gesetzt, legen mir ein

(*) Ein Mönch, oder Priester zu werden ist es schon genug Latein zu wissen. Das barbarische Latein regiert in der Theologie und unter der Clerisey am meisten. Der P. Maffei, ein Jesuit. war in das schöne Latein so verliebt, daß er aus Besorgniß, dasselbe zu verunreinigen, den Pabst um Erlaubniß ersuchte, sein Breviar griechisch zu beten.

ein wohlbedächtiges Stillschweigen auf. Jedoch will ich alle Oberherrn in der Welt aufs ehrerbietigste erinnert haben, es dergestalt ein zu richten, daß Monachus & Homo trilinguis endlich einmal, nach den Ausdruk des Houdart von la Motte, ein völliger Pleonasmus werden möge.

Diese Tändeley, nach Despreau Beyspiel, mit einem satyrischen Streiche zu endigen, will ich eine Kirchen Anecdote anführen, die Frankreich und England zu gleich angehet. Un„ter den Bischhöfen zu Dürham war einer, „Nahmens Ludwig, aus dem Geschlechte „der Könige von Frankreich und Sicilien so „dumm und unwissend, daß er kein Latein ver„stand, ja solches nicht einmal aussprechen, „oder lesen konnte. Als er geweiht ward, und „das Wort Metropoliticæ aussprechen sollte, „fiel es ihm unmöglich. Nachdem er sich ziem„lich geängstigt hatte, zog er sich mit den drey „französischen Worten, aus der bösen Sache: „Seit pour dite, d. i. Es mag für gesagt „gehalten seyn. Da er ein andermal Be„fehl geben sollte, fand er sich in eben so gros„ser Verwirrung als er die zwey Worte aus„sprechen mußte; in oenigmate; Wie er „nicht herauskommen konnte ward er böse, und „schrie im Zorn: Par Saint Louis, il ne fu „pas Courteis, qui ceste parole ici escrit: „Beym Heil. Ludwig! der, so die Worte „geschrieben hat, ist nicht höflich gewesen. „

Bib-

Biblioth. univerſ. & hiſtor. de l'année 1692. Janv. T. 22. p. 93. 94.

Der nach dergleichen Anecdoten begierige Leſer, wird ſolche in dem Buche antreffen, deſſen Titel iſt : Idée d'un bon Eccleſiaſtique &c. par Meſsire Adrian Bourdoiſe d' heureuſe memoire, Prêtre de la Communauté du Chardonnet. Chap. des Prêtres.

IV.

Philologiſche Abhandlung, von den Sprachmeiſtern.

(*)

Die unerträgliche Gleichgültigkeit, die man faſt über all gegen die Gelehrten, ſo man Sprachmeiſter nennet, ſehen läßt treibet meine Gemüths Billigkeit an, dieſe Philologiſche Diatribe, ihnen zum beſten kund zu machen. Von meiner zarteſten Jugend an, iſt mirs allezeit ſehr nahe gegangen, wenn ich einen Sterblichen, den man Sprachmeiſter nennet, habe verachten ſehen! Ich geſtehe, daß ich durch den elenden Titel verführt worden bin, mir ein zu bilden, der Meiſter einer Sprache müßte auch darüber eben ſo Herr, als ein Fürſt über ſein Fürſtenthum ſeyn. Daß er ſie ſchön, oder häßlich, reich, oder arm machen, ausdehnen, oder einziehen, und mit ihr, nach ſeinem

(*) Babiol. T. III. p. 79.

Gutbefinden, nemlich nach seinem Eigensinn, umgehen könnte. In meinem zwölften Jahre begrif ich erst, daß ein Sprachmeister ein Sclave von der Sprache sey, die ihn gar dürftig nur so lange ernähre, als er Gelegenheit, sie einer gewissen Anzahl Schüler zu lehren, finden kann.

Man weiß die Gewalt, welche die ersten Eindrücke über uns haben. Also wird man, wie ich hoffe, die Schwachheit vergeben, die mir gegen diese unglückselige Gelehrten noch immer anhängt, welche das Publicum so wenig achtet, weil sie die heutige Sprachen um wohlfeilen Preiß lehren. Dieser Ungerechtigkeit mit Fortgang zu wiedersetzen, will ich meine Leser gleich anfangs zu bedenken bitten, daß der Vater des menschlichen Geschlechts, unser allgemeiner Vater Sprachmeister gewesen ist. Wir sind allesammt ohne Ausnahme Kinder und Nachkommen des ersten Sprachmeisters; Des einzigen wahren Meisters der Sprache, der sie zu erfinden, zu lehren vom Schöpfer Himmels und der Erden, vom Urheber der Natur bestellt worden ist. Ist es, diesem nach, uns wohl anständig, die Sprachmeister verächtlich zu halten?

Mir ist wohl bekannt, daß grosse Lehrer behaupten, Gott sey allein der einzige und wahrhafte Sprachmeister. Alle Sprachen, todte und Lebendige bekannte und unbekannte, hätten ihren Ursprung, wie wir, dem Ewigen zu danken. Diese Lehrer haben, ausser Zweifel,

in

in gewissen Stücken wohl recht. Sie werden mir aber, wie mich düncket, erlauben, daß ich die durch Moses angeführte Begebenheiten ihren Muthmassungen vorziehe. Da Gott Adam zum Menschen, und zwar zum geselligen Menschen schuf, gab er ihm nach seiner Weißheit das Vermögen nach zu denken, und seine Gedanken durch die Sprache aus zu drücken Deswegen war aber Gott nicht Schulmeister seines Geschöpfs. Adam lernete von Gott keines Weges die Chaldaische, oder Hebräisch Sprache, wie sie Cain vom Adam, so wohl, als von der Eva erlernt hat. (*) " Als Gott der
" Herr gemacht hatte von der Erde allerley
" Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel
" unter dem Himmel; Brachte er sie zu den
" Menschen, daß er sehe, wie er sie nennete:
" Dann wie der Mensch allerley lebendige Thier
" nennen würde, so sollten sie heissen. Und
" Adam gab jeglichen Vieh, und Vogel unter
" dem Himmel, und Thiere auf dem Felde seinen Nahmen. I. Mosis II. 19. u. 20. "

D Mit-

(*) Die Gelehrten haben noch nicht bestimmt, ob die Chaldaische, oder die Hebräische, die Syrische oder Arabische, die erste ursprüngliche Sprache gewesen ist. Erpenius, der Lehrer der Arabischen Sprache zu Leiden läßt die Sache unausgemacht beruhen, Sub judice, in Orat. de Ling. Hebr. Wär ich ein Gelehrter, so würde ich diese Ehre, aus Ursachen, die ich in einer Tändeley allhier an zu führen mich scheue, dem alten Hebräischen zu theilen.

Mithin legte Gott nicht alle Worte der ersten Sprache dem Adam in den Mund. Adam, der mit dem Vermögen zu reden begabt war, übete solches nach seiner Beurtheilung und nach seinen Begriffen aus, indem er den Geschöpfen Gottes Nahmen beylegte.

Man mag nun eine Meinung annehmen, welche man will, so wird der erste Sprachmeister in der Welt allezeit Verehrungs-würdig seyn. Zum wenigsten wird man bekennen, daß Adam seiner geliebten Eva die erste ursprüngliche Sprache bey zu bringen, die Ehre gehabt hat. Wir können uns wohl versichert halten, daß Eva, seine Gemahlin, in der Härtigkeit seiner Sprache, manches zu erinnern, und zu verbessern, nicht unterlaßen haben wird. Diese Sprache enthält kaum ein Wort von zwey Sylben in sich, das nicht aufs deutlichste von zwo Worten zusammen gesetzt wär, deren jedes seine besondere Bedeutung absonderlich hätte. Es ist mithin ganz wahrscheinlich, daß unsere allgemeine Mutter Eva, weil ihr zärtliches Ohr den Stoß der einsylbigen Wörter, mit welchen die Sprache anfangs erfüllt war, nicht hat vertragen können, auf die Erfindung der vielsylbigen gar weißlich gefallen seyn werde. Man muß auch wohl glauben, daß Evens Töchter die mütterliche Erfindung noch weiter getrieben haben. Sollte man einen Augenblick hieran zweiffeln, wenn man erweget, daß diese Töchter, sich nach und nach zu bekleiden, angefangen haben werden?

We-

Wenigstens wird man hierbey nicht der abscheulichen Partey bey zu treten, Moses Geschichte unter die alten Mährchen setzen, der Augenschein zeiget es, daß Adams Söhne SpracheMeister, und die Töchter Sprachmeisterinnen, im eigentlichen Verstande geworden sind.

Die Anhänger der angebohrnen Begriffe haben gütigst behauptet, daß Adam angebohrne Begriffe mit einer angebohrnen Sprache, diese angebohrne Begriffe auszudrücken, gehabt habe. Ich zweifele sehr, daß ich einen einzigen angebohrnen Begrif habe. Ich bin auch überzeugt, daß ich keine angebohrne Sprache besitze. Gantz gewiß müßte ich sie doch haben, wenn sie Adam, nach der Lehre der Anti-Lokischen Philosophen gehabt hätte. Die Erbsünde = = doch um Vergebung, ich verirre mich. Wir wollen wieder zu unsern Schaasen, nemlich zu unsern Sprachmeistern zuruck gehen.

Der gute Vernunftsinn untersaget diesen hochmüthigen und despottischen Titel jedem lebendigen Wesen vollkommen, es sey von welchem Stande in dieser böses redenden und wunderlichen Welt. Der Käyser Sigismund, welcher sahe, daß er Herr über das Heil. Römische Reich war, wollte sich auch zum Sprachmeister aufwerffen. Allein der gute Monarche betrog sich in seiner schulmeisterischen Ehr-Begierde. Die Pedanten wollten durchaus nicht gestatten, daß er das Vergnügen über das

Schisma zu herrschen, und dessen Geschlecht zu verändern geniessen sollte. (*) Meiner Meinung nach kann sich die Zeit, als Uberwinderin des Gebrauchs, den Titel einer Sprachmeisterin der lebendigen Sprachen anmassen. Ich wollte denjenigen mit einer Fluth von Beweisen überschwemmen, der sich mir hierinn zu widersprechen, unterstehen würde. Aus Ehrerbietigkeit gegen meine Leser, will ich nur eine aus der Bittschrift der französischen Wörterbücher gezogene Stelle anführen:

Ils veulent, malgré la raison,
Qu'on dise aujourd'huis *la poison*.
Une Epitaphe, *une Epigramme*,
Une Navire, *une Anagramme*,
Une Reproche, *une Duché*,
Une mensonge, *une Eveché*.

Diese Bittschrift, so der gelehrte Menage wider die Sprachreiniger gezimmert hat, ist 1649. gedruckt worden. Menage beklagt sich darinn weder über die Monarchen von Frankreich noch über ihre Sprachmeister. Die Zeit bedienet sich ihrer niemals. Vielmehr spottet sie ihrer, wenn sie die eingeführte Sprache zu änderen, sich in den Sinn fassen. Darzu brau-

(*) Der Kayser, seiner kayserlichen Majestät ungeacht, fand sich zu ohmächtig, das Schisma, wie es doch wohl würdig gewesen wär, weibisch zu machen.

brauchet die Zeit die schöne artige Welt, bald auch den geringsten Pöbel. " Wenig Leute
„ wissen, zum Beyspiel, warum man im fran=
„ zösischen nicht mehr septante (siebenzig) hui-
„ tante (achtzig) nonante (neunzig) spricht,
„ und die Ausländer wundern sich gar sehr über
„ die seltsame Umschreibung, die man zum Aus-
„ druck dieser Zahlen anwendet. Wiewohl hier
„ ist der Ursprung davon: Die Lastträger,
„ Holzhacker, Lakeyen, Mägde und das an-
„ dere Volck von der Art konnten weiter nicht,
„ als bis auf sechzig zählen. Sie fiengen also
„ wieder, eins, zwey, drey u. s. f. bis auf
„ zwanzig zu zählen an, und sprachen: qua-
„ ter vingt, viermal zwanzig, hierauf fiengen
„ sie abermal von eins an. Die Kinder in
„ vornehmen Häusern, die unter den Bedienten
„ und Mägden reden lernen, und die ihre Spra-
„ che niemals, meistentheils wenigstens unter-
„ suchen, haben nach und nach diese an sich
„ selbst lächerliche Sprache eingeführt, die
„ aber der Gebrauch so bestätigt hat, daß man
„ nicht anders reden kann. Wenn Schulen
„ gewesen wären, darinnen man das Reden
„ gelernt hätte, so würde dergleichen nicht ge-
„ schehen seyn. „

Diese Anmerkung habe ich den berühmten J. le Clerc zu danken. (*) Trotz sey der fran-

(*) V. Biblioth. univers. & histor. de l' anné 1689. T. XV. p. 363.

zösischen Academie gebotten, dergleichen Wunderwerk, wie die Lastträger, Holtzhacker, Lakeyen und Mägde, hervor zu bringen. Die französische Academie, diese Academie der Wörter sollte, natürlicher Weise die französische Sprachmeisterin seyn. Darnach sucht sie aber nicht zu streben. Sie bezeugt sich nur derselben Erhalterin und Aufseherin darüber, wider des Cardinals von Richelieu Absicht, zu seyn.

In der gantzen Welt ist kein Meister der Sprache und wird auch keiner aufkommen. Allenthalben sind der Pöbel, Handwerksleute, Kunstgewerken einer Seits, die Damen, Cavalier anderer Seits, die Obersten Schiedsrichter der Sprachen. Die Personen, welche sie lehren, sollten der Bescheidenheit der Lehrer Orientalischer Sprachen nachahmen, die sich mit dem Titel: Lehrer der Orientalischen Sprachen begnügen. Sie würden es für eine Beleidigung ansehen, wenn sie jemand Sprachmeister nennete.

Man möchte sagen das Wort Meister käm mit dem Magister der Römer völlig überein. Ihrem Beyspiele nach, mißbrauchen wir in der That dieses Wort auf eine sehr possirliche Weise. Man schlage nur ein weitlaufiges lateinisches Wörterbuch und nachher ein grosses französisches auf, so wird man diese beyden Artikel mit Belustigung lesen, welches in diesen Hülfs-Büchern nicht so gar gemein ist.

Doch mit Erlaubniß; Wenn Meister Mai-

tre

tre, so genau mit Magister übereinkommet, wie hat sich dan dieses lateinische Wort in die französische Sprache eingeschlichen? Nennet man nicht in Frankreich Magister einen guten ehrlichen Mann, der in einem Dorffe eine öffentliche Schule hält? In den protestantischen Ländern, nehmen einige Gottes gelehrten, die nach Titeln begierig sind, so das gemeine Volck blenden, den Grad eines Magisters an, aus grosser Bescheidenheit enthalten sie sich des Doctor Titels. Viele geistliche Orden, insonderheit die ehrwürdigen P. P. der Jesuiten, haben Magisters, welche Griechisch und Lateinisch umsonst lehren, und sich hauptsächlich deswegen mit diesem Titel zieren. Sie legen ihn aber so gleich ab, so bald sie die Schüler zu unterweisen aufhören. Gemeiniglich legen sie sich alsdann mehr auf die Sprachen, ohne sich Sprach Meister zu nennen. Doch wollen sie nur der Sprachen meister werden, welches ein merklicher Unterscheid ist.

Da ich diese Diatribe schreibe, habe ich des Suetons beyde Bücher von berühmten Sprachkünstlern, Grammatikern, vor Augen. (*) Meinem Begrif von diesen Leuten nach, waren sie geschickte Kunstrichter. Sie verstanden die Sprachen und lehreten sie, waren

 ren

(*) Die Liebhaber von dergleichen Geschmack finden hierüber eine Tändeley in der Hist. de l'Acad. des Inscriptions. T. IV, p. 311. Ed. d'Amst.

ren aber nicht derselben Meister, oder Herren, non linguarum Domini. Waren sie in den ersten kriegierischen Zeiten zu Rom in so grossen Ansehen nicht, so wußten sie doch nachher dazu zu gelangen. Mir ist kein neuer Sueton bekannt, von dem wir ein Buch von unsern berühmten Sprachmeistern hätten. Verrius Flaccus, der Sohn eines Freygelassenen ward, wegen einer Art zu lehren, docendi genere, spricht Sueton, berühmt. Verrius hatte ein gutes jährliches Gehalt, und man richtete ihm zu Prenest eine Ehrensäule auf. Ich wollte, daß ich die Säule dieses Grammatikers besäß, damit ich sie unsern Sprachmeistern zum Kuß reichen könnte. Dem guten Veneroni habe ich viel von dem bischen Italiänischen, das ich kann, zu danken. Ich möchte wohl, nicht ihm eine Ehrensäule setzen, sondern einen ehrwürdigen Artikel zu seinem Andenken in einem historischen Wörterbüch antreffen. Ich habe gesucht, nichts aber gefunden. In der Historie finde ich die Nahmen der Redner, die die alte Römische Kaysern das Latein gelehrt haben, da doch das Latein ihre Muttersprache war. Den Nahmen des Redners weiß man nicht, der König Carl XII. in Schweden, kriegerischen Andenkens, das französische gelehrt hat, er wollte niemals französisch reden.

Die französischen Schriftsteller lassen nicht eine Gelegenheit vorbey streichen, anzumerken, daß ihre Sprache nunmehro die allgemeine Sprache in Europa sey, und darinn so gar die

Latei-

Lateinische aussteche. " Die Deutschen, spricht
„ ein schöner witziger Geist, (*) ein Domher,
„ haben in ihrer Sprache viele Wercke der gu-
„ ten französischen Dichter zu haben verlangt,
„ wiewohl ihnen diese Ubersetzungen nicht so
„ nöthig, als andern sind, zu malen sie unse-
„ rer Sprache die Ehre erweisen, daß sie
„ bey ihnen im Reden sehr gemein ist. Es
„ ist auch was gar gemeines, daß sie einander
„ französisch zu schreiben, und viele Fürsten be-
„ dienen sich dieser Sprache in dem Briefwech-
„ sel mit ihren Ministren, ob sie gleich alle-
„ sammt geborne Deutsche sind. In Holland
„ können alle Leute, von einiger guten Aufer-
„ ziehung, von Kindheit an französisch reden.
„ Der Staat bedient sich dieser Sprache
„ in vielen Fällen, und drücket sein grosses
„ Siegel auf französische Urkunden. „

" Die französische Sprache, saget der be-
„ rühmte Herr von Voltaire (**) ist unter

(*) M. l'Abbé du Bos en ses Reflex. critiq. sur la Pœsie & sur la Peint. T. II. p. 235. Ed. d'Utrecht. 1732.

(**) Essai sur l'Hist. gener. ch. 205. Diesem wollen wir noch beyfügen, daß die Sprache darinn sehr bequem sey, gewisse Nationen der weitläufftigen Umschreibungen zu überheben. Daher auch die Deutschen z. E. auf ihre deutschgeschriebene Briefe die Aufschriften Französisch machen. In Böhmen, und in Hungarn habe ich Briefe und Pakete unter Französichen Aufschriften ankommen und weg gehen sehen. Desgleichen thut man auch zu Constantinopel. In dessen Vorstadt; Pera spricht man Französisch so gut als au Fauxbourg de St. Germain.

„ allen Sprachen diejenige, welche am leichte„ sten, deutlichsten und mit einer Annemlich„ keit alle Gegenstände im Umgange artiger „ ausdrückt, und dadurch in Europa die an„ nehmlichste Lebens Art befördert. „

Das sind Wahrheiten, die niemand abläugnen kann. Die Gelehrten wünschen sehr, daß die engländische Sprache eben den Fortgang haben möchte, und artige Weltleute würden vergnügt seyn, wenn die Italiänische Sprache gleiches Schicksal erhielt.

Die Franzosen und die Engländer ertheilen heut zu Tage dem Verdienst der Deutschen Sprache fast Gerechtigkeit. Es scheinet endlich, daß die National-Liebe, in Ansehung der Sprachen, ohne Nachtheil des gegenseitigen National-Hasses leutseeliger zu werden anfange; Der Geschmack der schönen Wissenschaften und der Gelehrsamkeit errichtet, der verächtlichen Zwistigkeit zum Possen, Wunderwerke. Man liest und übersetzt engländische Bücher in Frankreich, und französische Bücher zu Londen, da indessen beyde Völcker sich in Deutschland und in Amerika auszurotten bemüht sind. Bündnisse zu schliessen, Verträge zu errichten, Rechts Verdrehungen und Kriege einzurichten; Frieden zwischen verschiedenen Völckern herzu stellen; dazu müßten die Unterhändler hauptsächlich, wenigstens drey gebräuchliche Sprachen verstehen. Wie würde es um die Handelschaft, diese Stütze von Europa, ohne die Wissenschaft der Sprachen

aussehen? Ich würde eine sehr vergebliche Arbeit thun, wenn ich noch ein Wort über den Beweiß verlieren wollte, daß die Welt einer Menge erfahner Leute vonnöthen habe, die die Sprachen verstehen, und die Stärke ihrer verschiedenen Ausdrücke wissen. Diesem müssen wir noch beyfügen, daß gewisse Höfe nicht ohne Dollmetscher seyn können. Die Sache noch deutlicher zu zeigen, wollen wir sagen, daß die Republik der sieben vereinigten Provinzen bald zu Grunde gehen würde, wenn ein böser Geist die Wissenschaft der französischen Sprache daraus verbannen wollte.

Wird man aber die Menge der Sprachen loben können, wenn man nicht zugleich die Nothwendigkeit der vielen Personen, anzeigt, welche die Sprachen zu lehren geschickt sind. Diese Nothwendigkeit leuchtet in die Augen, und sollte folglich ein Gegenstand der guten Staats Klugheit werden.

Die Staatsleute werden meiner spotten. Sie werden sprechen, alle gute Städte haben Sprachmeister, und jezuweilen in Uberfluß, ohne daß es den Staat einen Heller kostet.

Das sind eines geitzigen Finanzen Raths nicht aber eines guten Staatsmanns Reden. Es ist einer guten Policey gar viel daran gelegen, nicht allein die Anzahl derer lehrenden zu bestimmen, sondern auch ihre Sitten, Gaben und Wissenschaften zu untersuchen. Damit machet man sich aber nicht viel zu schaffen. Insgemein überläßt man die Jugend dem eigenen Belieben

einiger unbekannter Fremdlinge, welche aus Mangel andern Lebens Unterhalt, sich zu Sprachmeistern aufwerffen. Oefters aber sind es meisterliche Betrüger. Sie rauben ihren Scholaren das Geld; Das bedeutet nichts. Sie stehlen aber den Kindern eine unwiederbringliche Zeit. Siehe, das ist das gröste Ubel, dem eine gute Policey abhelfen sollte. Wiewohl es ist noch nicht alles: Ein unnützer Sprachmeister kann das Glück eines jungen Menschen auf immerdar umkehren, dem er eine schlimme Aussprache, übele Wortfügungen, und niedrige Redensarten, anderer Dinge zu geschweigen, beybringet. Die Sache ist sehr ernstlich, weil man gar leicht ein Kind dergestalt verderben kann, daß es niemals eine Sprache wohl reden lernet.

Da heut zu Tage das französische die allgemeine Sprache ist, die man wissen, auch vollkommen in seiner Gewalt haben muß, wenn man den schönen Schauplatz der Welt betretten will; So wird hier nur von denjenigen gesprochen, die das Französische, ausser Frankreich lehren. Ich wiederhole noch einmal, sie sollten vor gebührenden Richtern ausgeforscht, nachher aber durch einige öffentliche Gewalt als Lehrer der französischen Sprache bestellt werden. (*) Man kann den Lehrern der morgenlän-

(*) Der weise Dänische Monarch giebet, wie man saget, ein beträchtliches Beyspiel hiervon.

ländischen Sprachen über sie alle den Rang lassen, woferne man nur denen einiges Ansehen beyleget, welche die Jugend in den Enropäischen Sprachen unterweisen. Man kann alle lebendige Sprachen ungestraft fehlerhaft reden, nur seine Muttersprache und die Französische nicht. Ich habe in Norden Norwegische gesehen, die sich ihres hohen Stands ungeacht, haben müssen verspotten lassen, daß sie das Französische geradebrecht haben: Sie hätten es, sagte man, besser lernen sollen. Zu Londen lacht man nicht wenn ein Fremder das engländische noch so übel redet: Wenn er aber das Französische verketzert, alsdann wird er, ohne Barmherzigkeit ausgelacht. Eben so gehet es in Deutschland und in Italien. Kurz wollen wir der Jugend zum besten sagen: Man wird in unsern Tagen sein Glück schwerlich machen, wenn man nicht wenigstens Französisch versteht. Man hält denjenigen, der die Sprache nicht kann, für nicht wohlerzogen. Man hat von seiner Wissenschaft und Fähigkeit sehr schlechte Meinung, ohn geacht nichts ungerechter, und boßhafter, als dieses seyn kann. Zum größten Unglück macht man sich verächtlich oder lächerlich, wenn man in einer hohen Ehrenstelle steht, und sich übel ausdrükt, übel redet, in seinem Gedächtniß erst die Worte und Ausdrüke einer allgemeinen Sprache mit Mühe suchen muß. Ich wollte keinem Fürsten rathen, daß er z. E. einen Minister, der kein französisch versteht, nach Haag senden sollte. Er würde

seinem Hofe schlechte Dienste thun, und eine abgeschmakte Röle unter den andern Ministren, seinen Collegen, spielen.

Das schöne Geschlecht trägt zum Triumph der französischen Sprache unendlich vieles bey. Will man seine Aufwartung bey den schönen machen? Muß man das Spiel und die Sprache des Umgangs verstehen. Spielet man übel, so vergiebt man solches, wenn man nur alleine verliret. Redet man schlecht, so zweifelt man gleich, ob man ein Mensch ist, der etwas bedeutet. Man findet euren Umgang beschwerlich. Man vermeidet euch vielleicht aus Furcht etwas einfältiges anzuhören. Ein Frauenzimmer das eben nicht reich war, versagte einem reichen und liebenswürdigen Herrn bloß deswegen ihre Hand, weil er kein französisch Verstand. „ Ich mag ihm nicht, sagte die Schöne, mit „ Verachtung. Wenn der artige Herr nichts, „ als seine Muttersprache redet, wird er mich „ anbellen müßen, wie ein Hund. „ Die Verachtung ist noch erträglich, wenn man den Trost hat, daß man sie erwiedern kann. Machet uns das Frauenzimmer lächerlich, so sind wir gewiß von allen Seiten abscheulich. Man muß sich aus der Stadt machen, wo uns das Frauenzimmer einen Spottnahmen beylegt. Junge Leute geben sich in die Gefahr in der schönen Welt, wenn sie die Sprache nicht wissen. Wir wollen die Sache mit einer lustigen Erzählung beweisen, welche diese Philologische Diatribe zu beschlissen würdig ist. Ein Polnischer Herr

von

von hohem Hause und sonderbaren Verdiensten speisete zu Londen bey Milord ***. Beym Nachtisch lobte Milady den König und erzählte einige diesem Monarchen rühmliche Handlungen. Der polnische Herr ward davon sehr gerührt, er schenkte ein Glaß ein, und brachte es Milady auf die Gesundheit de sa Majesté Britannoise. Milady hielt sich in guter Fassung und brachte es dem Polaken dagegen auf die Gesundheit de sa Majesté Polonique. Der gute Piast erhielt den Spottnahmen Majesté Polonique, und dieser Nahme trieb ihn bald aus England. Es ist geschrieben.

V.

Frage,

welche

An die ehrwürdigen Herren Väter Jesuiten.

zu thun wär. (*)

Darf man wohl an die Gesellschaft Jesu, an die Gesellschaft, die an seltenen hochgelehrten und in den schönen Wissenschaften

(*) Babiol. T. III. p. 90.

ten geübten Männern so fruchtbar ist, eine Frage thun. Woher es komme, daß das gemeine Wesen nicht einen einzigen Jesuiten kenne, der in seiner Muttersprache ein guter Dichter wär.

In allen ihren Collegien lässet die Gesellschaft die Dichtkunst lehren. Es findet sich kein Jesuit, der nicht im Stand wär, wenigstens einige gute lateinische Verse zu machen: Gleichwohl läßt sich auf dem Parnaß kein Loyolite erblicken, der sich, als ein Dichter in einiger lebenden Sprache besonders hervor gethan hätte. Ist dieses nicht etwa zu viel gesagt? (*)

Diese Anmerkung verdient einige Betrachtung, und die Sache ist desto mehr zu bewundern, da der Stifter, der Urheber und der erste General der Gesellschaft in seiner Sprache würklich ein Dichter gewesen ist.

Don Inigo von Loyola hat, ob er gleich seiner Lebens Art nach, ein Soldat war, in Castilianischer Sprache ein Gedicht dem Apostel S. Peter zu Ehren gemacht. Ohne dieses wunderbare Gedichte würde Don Inigo an seinen Wunden gestorben, und nimmermehr der Stif-

(*) Der Herr von Voltaire versichert gleichwohl in seinem Tempel des Geschmacks, daß die Jesuiten allezeit glucklichen Fortgang in der Redekunst und in der Dichtkunst gehabt haben. Ein der Gesellschaft aus Höflichkeit abgestattetes poetisches Compliment, das aber in der zweyten Auflage des Tempels wieder unterdrukt worden ist.

Stifter seines Ordens geworden seyn. Ohne dieses Gedicht wären keine Jesuiten vorhanden! Inigo, der in der Citadelle zu Pampelona (*) durch einen Stuckschuß, der ihm das rechte Bein geschmettert hatte, tödtlich verwundet worden war, vermeinete, der sorgfältigen Bemühung der WundArzte ohngeacht, daran zu sterben, welche versicherten, daß der Kranke, ohne Wunderwerk, die Nacht nicht überleben würde. Es war der heil. Abend vor dem Fest der Seel Apöstel S. Peter und S. Paul. Was geschah? der Kranke schlief unter den Gedanken an S. Peter ein. Ihm träumete, daß S. Peter zur Belohnung seiner demselben ertheilten Lobens Erhebung ihn mit seiner eigenen Hand heilete. Diesen Traum machte einen so wunderwürdigen Eindruck auf den Kranken, daß man ihn beym Erwachen äusser aller Gefahr fand. Seine Schmerzen hörten auf, und seine Kräfte stellten sich wieder so gleich ein.

Die Historie meldet, daß Inigo, der das Bette noch hüten mußte, über seine Unthätigkeit tödlichen Verdruß empfunden habe; Als er ein Buch verlangte, brachte man ihm, im Mangel anderer die Blume der Heiligen Flos Sanctorum, in Castilianischer Sprache; dieses Buch habe ihm den Anschlag zu seiner Lebens Veränderung eingeflößt; daß er endlich der

(*) Pampelone, die Hauptstadt in Navarra, die von den Franzosen 1521. belagert war.

Stifter seines so gelehrten, als ehrwürdigen Ordens worden ist.

Man findet in den Geschichten nicht, ob Inigo seit der Zeit seiner wunderwürdigen Genesung, noch andere Gedichte gemacht habe. Wiewohl uns die gelehrte Geschichte muthmassen läßt, daß das Gedicht auf S. Peter in Spanien selbst nicht mehr bekannt ist. Wenn es auch jemals entweder in Versen, oder ungebunden übersetzt worden wär, so hat sich doch diese Ubersetzung, wenigstens vor das Publicum allezeit sorgfältig versteckt gehalten.

Aus diesem läßt sich vermuthen, daß das S. Ignazens Gedicht eben kein Meisterstück in seiner Art gewesen seyn müßte. Daran ist nichts gelege; Es sollte aber die Gesellschaft, die Dichtkunst zu lieben, beständig antreiben. Indessen bleibet es gewiß, ich wiederhole es noch einmal, daß, da die Jesuiten in Europa die Dichtkunst lehren, sie gleichwohl nicht einen Jesuiten nennen können, der in seiner eigenen Sprache ein guter Dichter wär.

Man mache mir nicht den Einwurf, daß diese Väter, weil sie von den toden Sprachen gar zu viel hielten, die eitele Ehre, in gemeinen Sprachen Dichter zu seyn, vor nichts achteten. (*) Der Minerva zum Trotz, mengen sie

(*) Der gelehrte Vater Petau befand sich vielleicht in diesem Falle. Seine Griechischen und Lateinischen Musen verhinderten ihn, ein Französischer Dichter zu werden. Würde er sich wohl haben schmeichelen können daß er in drey verschiedenen Sprachen gleiche Stärcke besäß?

sie sich doch mehr, als zu sehr in das Handwerck. Es verlangt niemand von ihnen, daß sie Europa mit vortreflichen Dichtern in lebenden Sprachen versorgen sollen. Man darf sich aber wohl unterstehen ihnen zu melden, daß die Gedichte, so sie von Zeit zu Zeit heraus geben, der Gesellschaft zu keiner sonderlichen Ehre gereichen. Aus Hochachtung gegen dieselbe, wird man sich, die Sache mit Urkunden zu beweisen, der Mühe überheben.

Hier ist nur die Rede von einigen französischen Jesuiten, die als Verehrungs würdige Männer, auf ihrem Parnaße in einem Glantz zu prangen sich vergebens bemüht haben.

Der P. Petau, der auf demselben herum gieng, oder spazierte, übersezte die Psalmen Davids in Verse, aber in griechische Verse, von welcher Ubersetzung der berühmte Hugo Grotius, wie man sagt, ganz bezaubert gewesen seyn soll. Gleichwohl weigerte sich der P. Petau, einen Psalm, ich weiß nicht welchen, den die Königin Christina von ihm verlangte, in französische Verse zu übersetzen. Ausser einer grossen Anzahl treflicher lateinischer Dichter, als, z. B. Vallius Sidronius, Sarbiévius, der P. Rapin, der P. Paraseur, der P. la Sante, Commire, Larüe, Vaniere, Porée, u.d.m. solte man sagen, Apollo habe beym Styx geschworen, den Söhnen des heil. Ignaz niemals günstig zu seyn.

Peter le Moine, der 1602. geboren und 1671. gestorben ist, war der erste Jesuit, der

einigen Ruf durch französische Gedichte erhielt. (*) Das beträchlichste unter allen seinen Gedichten war seine Louisiade, sein S. Ludwig, oder la Couronne réconquise sur les Infidéles, die von den unglaubigen wiedereroberte Krone. Für einen Franzosen, einen Jesuiten, war dieses ein reicher Gegenstand. Wiewohl es dem Verfasser, bey seiner erstaunlichen Einbildungs Kraft, gar schlecht gelungen ist; weil er weder Geschmack, noch Kenntniß von der Eigenschaft seiner Sprache besaß. Man druckte gleich nach dieses Vaters Ableben 1671. alle seine Gedichte zu Paris in folio, wiewohl vergebens: Das halsstarrige Publicum betrog die Hofnung des Herausgebers und des Verlegers in folio.

Nichts destoweniger behauptet der P. Rapin, das seines Mitbruders, le Moine, Gedichte in der schönen Dichtkunst alle Gedichte in Frankreich übertreffe. (**) Despreaux wollte dieser Meinung nicht recht Beyfall geben. Als man ihn fragte, warum er in seiner Dichtkunst, und anders wo des P. le Moine nicht mit einem Wort gedacht hätte? Antwortete Despreaux, als ein galanter Mann, (und im Tone Peters Corneille, wegen des Cardinals von Richelieu:) Er

(*) V. le Diction. Hist. & portat. de M. l'Advocat. Art. le Moine, Edit. de la Haye.

(**) Der P. Mambrun, ein anderer Jesuit, schrieb ein Buch vom helden Gedicht wider das Gedicht des heil. Ludwigs. v. Carpentariana, p. 178.

„ Er hat sich zu hoch erhoben, übels von ihm „ zu sprechen, und zu weit verirrt, gutes von „ ihm zu reden. „(*) Der P. Coßart, der zu Paris 1674. starb, opferte, wie man sagt, den französischen Musen, mit eben so schlechten Fortgange. Der von Larüe mochte 1675. Die Sammlung der Predigten und der Verse des P. Coßarts nach Belieben herausgeben: Man mochte 1723. eben diese Sammlung, wieder zu Paris auflegen: Das halsstarrige Publicum unterließ nicht, ihr seinen Beyfall dannoch zu versagen.

Diese Halsstarrigkeit des Publici in Frankreich wider die Glieder der Gesellschaft, welche noch darzu, von den Grossen, von den Beschützern der Gesellschaft gebilligt und unterstützt wird, giebt dem Satz ein beträchtlich starkes Gewicht. Zum wenigsten lieget es nunmehro der Gesellschaft, nach allen Reguln der Rechtsgelehrsamkeit ob, grosse Dichter in ihrem Orden her zu nennen, wenn der Orden in seinem Schooß grosse Dichter gehabt zu haben behauptet.

Johann Anton du Cerceau war 1670. mit einem unaussprechlichen Kützel zum Reimen geboren. Dieser hinderte ihn gleich wohl nicht,

(*) Il s' est trop élévé, pour en dire du mal:
Il s' est trop égaré, pour en dire du bien. V. le Recueil des plus belles pieces des Pœt. Franç. de puis Villon jus qu'a Benserade.

ein Jesuit zu werden. Es konnt ihm nicht verborgen seyn, daß man in diesem Orden weder Stern noch Glücke auf dem Parnaß, da man gebohren ist, haben werde. Allem Ansehen nach, schmeichelte er sich, durch diesen Zauber Kreyß zu brechen. Als ein erzwungener Nachahmer des Marot, gab er ein grosse Sammlung winzig kleiner Gedichte heraus, die ihre Bewunderer fanden. Der ewige Secretär einer königlichen Academie prieß denenjenigen, man weiß nicht, wie, die Anschaffuug dieses Dichterschatzes an, welche sich eine kleine Bibliothek zu legen wollten. Gleichwohl hatte der P. du Cerceau, seines Messager du Mans, seiner Pincettes, seiner petits Patés, welche mit alten Saltze auf recht erbare Weise durchwürtzt waren, wie sich ein Lobredner ausdrückt, ungeacht, ob er gleich von allen rechtschaffenen Leuten hochgehalten war, nicht das Glück, als ein Dichter zu erscheinen. Man setzte ihn in die niedere Classe der Reimschmiede. Sein verlorner Sohn gewann vollends ein abscheuliches Ansehen, als des Herrn von Voltaire verlorner Sohn auf den Schauplatz trat, ob er gleich anfangs ohne des Verfassers Nahmen gedruckt worden war.

Das Publicum stutzte hernach gewaltig, da es zu Paris selbst ein Buch unter den Titel gedrukt sahe: "*Reflexions sur la Poësie*, ou l'on
„ fait voir, *en quoi consiste* la beauté des Vers,
„ & ou l'ondonne des Regles sûr es pour reuis-
„ sir à les bien faire &c. &c. par le P. du Cer-
„ ceau." Der Herausgeber dieses Wercks

nach des Verfassers Ableben versichert auf sein Herausgeber Wort, daß der Verfasser, ohne alle Widerrede, für einen der besten Dichter, Jesuiten, sollte noch dabey stehen, zu halten sey, deren Wercke in dieser Art, Leuten von gutem Geschmack zum Vergnügen, und Zeitvertreib dieneten.

Die Leute von gutem Geschmack sind so leichtglaubig nicht. Sie gestehen wohl, daß im besagten Buche weder schlimme noch neue Betrachtungen zu finden sind; Man kann aber nicht begreiffen, wie ein so witziger Mann, als der P. du Cerceau, der 1670. zu Paris geboren, in dieser Hauptstad erzogen war, ein Jesuit geworden, als ein Jesuit im sechzigsten Jahre 1730. mit dem kindischen Vorurtheil hat sterben können, daß die Versetzung, Transposition, oder Umkehrung, Inversion, die Schönheit in der französischen Dichtkunst ausmache.

Nicht ohne Widerwillen rühret man allhier die Asche des Ehrwd. P. Brunoy auf. Man lese sein Theatre des Grecs: so wird man überzeugt werden, daß dieser wackere Gelehrte das Theater vollkommen wohl verstanden habe. Man lese aber seine Traur- und Lustspiele, (*) so

(*) Man findt fünf Stücke im XII. Tom. des neuen französischen Schauplatzes der in Holland gedruckt ist an, Im ersten Tom. findet man einen Oedip des P. Follards, Man weiß nicht ob dieser Pater noch andere Wercke verfertigt hat. Sein Oedip ist nicht glücklich gewesen, welches alle Welt weiß.

so wird man wieder überzeugt, daß er nichts weniger, als unsern Schauplatz verstanden hat. In seinem Isaac, dem Trauerspiel in fünf Aufzügen, läßt er sich, als einen getreuen und gehorsamer Schüler des berühmten Racine sehen. Er hat, wie der Verfasser der Athalia, gleich im ersten Auftritt, einen verdrüßlichen Traum von übeler Vorbedeutung, zu seinen Diensten. Indessen meinet man doch, daß dieser Pater, im Herzens Grund kein Racinist gewesen ist. Wiewohl in der Noth, sollte man dann nichts dem Feinde selbst abborgen? Durch Hülfe dieses Einleitungs Traum wendet der P. Brünoy, damit er critische Umstände haben möchte, Abrahams selbst Gespräche an, die zwar wohl anzuhören, aber schlecht ausgelegt sind, und die Verwirrung auch den Knoten im Stüke machen. Man zählet fünf, und ziemlich kleine noch besondere für den Dichter sehr bequeme Selbstgespräche darinnen. Man glaubet, daß darinne der Patriarche Abraham, durch Versehen, aus väterlichen Haß, seinen Sohn Ismael um zu bringen bedacht sey, den er den Grimm der alten Sara aufopfern wollte.

So bald Abraham alleine zu seyn glaubet, saget er, man weiß aber nicht warum, zu sich selbst, daß er aus der bevorstehenden Opferung des Isaacs ein tiefes Geheimniß mache. Man sollte denken er schäme sich, daß er dergleichen Befehl von Gott erhalten habe. Auf gleiche Art machet Isaac, der endlich von dem Befehl

Nach-

Nachricht erhält, seinem Geheimniß vollen Vater wegen des dem Sohne so schimpflichen Stillschweigens, einen Lebhaften Vorwurf. Er saget ihm unters Gesicht:

„ Das halsstarrige Stillschweigen, das
„ mich so lange beschimpft, scheinet, als ob es
„ mich einer unanständigen Schwachheit be-
„ schuldiget. Warum sagest du mir nicht:
„ Isaac muß sterben. Denkest du etwan, daß
„ ich mich zum Tod nicht selbst anbieten dürf-
„ te. „ (*) Ich verehre das Andenken des P. Brûnoy viel zu sehr, als daß ich in seiner Critik fortfahren sollte. Sein Theatre des Grecs habe ich so genau durchgangen, daß ich mir einbilde, als ob ich das Glück gehabt, es wär mir von dem Verfasser selbst ausgelegt worden. Doch will Apollo durchaus nicht, daß ich den P. Brûnoy unter den französischen Dichtern eine Stelle anweisen soll. Dieses gelehrten Mannes eiteles Bemühen müssen wir bewundern, der mit aller Macht der Reime nach diesem Rang gestrebet hat, ohne diesen armseligen Ruhm davon zu tragen. Gleichwohl ist es auch wahr, daß er den P. dû Cerceau in gebundener so wohl als ungebundener Rede übertroffen hat.

(*) *Ce silence obstiné dont la Longeur me blesse,*
A paru m' accuser d' une *indigne* foiblesse.
Que ne me disiez-vous : Isac ! il faut mourir !
Pensiez-vous qu'à la mort je n'osasse m' offrir ?

Man möchte mit Wahrheit sagen, es sey im Buche des Verhängniß geschrieben, daß die Gesellschaft keinen Dichter in der Muttersprache haben sollte. Man muß noch hoffen, daß dieses abergläubische Vorurtheil durch die würckliche Errscheinung eines Epischen, Historischen oder Lehrgedichts, kurz durch ein Gedicht vertilgt werde. Da eine Schwalbe noch keinen Sommer machet, so machet gewiß auch nur ein poetisches Stük keinen Dichter. Ich finde einige kleine Ursache, mich mit dieser gemeinen Betrachtung zu verwahren. Der Musen Wascher, der zärtliche Sammler sinnreicher Einfälle eines andern, der P. Bouhours, sollte wohl natürlicher Weise, der Calliope dann und wann ein paar Wort ins Ohr gesagt haben. Oeffentlich ist davon nichts zu verläßiges bekannt. Gleichwohl hätte der P. Bouhours ein vortreflicher französischer Dichter seyn sollen, wenn ein Jesuit solches seyn könnte. Ich würde dieses durch eine förmliche Schlußrede darthun, wenn dieselben von unserer neuen Art, Schlüße zu machen nicht verbannt wären. Wir wollen aber lieber Beweise in dem Schooße der Gesellschaft selbst aufsuchen.

Ribadenaira, ein Spanischer Jesuit, gab 1608. zu Antwerpen eine Bibliothek der Jesuitischen Schriftsteller heraus. Zu Lyon ward solche 1609. mit vielen französischen Autoren vermehrt. 1613. bereicherte man sie mit verschiedenen Artikeln von Italiänischen Vätern. 1643. und 1657. erschienen neue vermehrte

Auf=

Auflagen. Der P. Labbee gab 1659. annoch Tableau des Jesuites illustres dans la Republique des Lettres heraus. Im Jahr 1662 brachte er eine Bibliographie des Oouvrages de la societé en Francois des lauffenden 1661. und zu Anfang des folgenden Jahres hervor. (*)

Der P. Sotwell gab zu Rom 1676. in folio eine ziemlich verstärkte Bibliothek der Schriftsteller der Societät heraus. Der P. Alegambe, der P. Bonanni, der P. Tournemine, der P. Kervillars de Vannes, der P Hognan, endlich auch der P. Oudin (**) betraten nach und nach die Fußstapfen des P. Peter Ribadenaira:

Wird man dann nimmermehr ein klein Verzeichniß der Jesuiten, berühmter Dichter in neuern Sprachen, zu lesen bekommen?

Man würde Unrecht thun, wenn man mir Pierre de Villiers, einen Verfasser einiger fran-

(*) Man berichtet dem Leser daß er von alle dem, was er in Ansehen dieser zween Väter gelesen hat, in den Historischen Wörter Büchern nichts antrift; so gewiß ists, daß diese Hülfsbücher in der neuen Gelehrsamkeit keine grosse Hülf schaffen.

(**) Dieser Gelehrte Jesuite, der zu Dyon starb, hat, wie man sagt, eine vortrefliche Historie der Schriftsteller der Gesellschaft verfaßt. Man versichert, daß sie wohlgeschrieben und mit vieler Gelehrsamkeit angefüllt sey. V. Dict. Portat. de M. l' Advocat. Dieses Werk, spricht er, wird ohne aufenthalt erscheinen. Es wär wohl Zeit, dächt ich, wenn der Verfasser im 1652. Jahre verstorben ist. Soll dieses nicht ein poßierlicher Druckfehler seyn? der P. Tournemine starb. 1739.

französischen Gedichte, und so gar der Kunst zu predigen anführen wollte, ein Gedicht das nicht gänzlich schlecht ist, ob man es gleich gänzlich vernachläßigt hat. Villiers ward 1666. ein Jesuit, und 1689. verließ er den Orden, in den von Cluni, nach der unverbesserten Regel zu treten. Die Gesellschaft wird also einen abgegangenen Jesuiten nicht anführen. Die Fortsetzer des Moreri haben in einer Fortsetzung ihn mit einem gar rühmlichen Artikel versehen, sie haben aber nicht gewußt, daß er drey und zwanzig Jahr ein Jesuit gewesen ist. (*)

Ich würde anitzo diese Frage an die Ehrwürdigen Väter Jesuiten gewiß nicht thun, wenn sie den liebenswürdigen Greßet, einen unter sehr glücklichem Gestirn gebornen französischen Dichter, und so hoch zu achten des Mitglied bey ihrer Gesellschaft behalten hätten. Greßet verließ sie, nicht ohne aufrichtige Betrübniß wie es scheinet, damit er sich den französischen Musen mit mehrer Freyheit widmen könnte. In diesem Stücke folgete er dem berühmten Beyspiele des guten Houdart de la

Motte

(*) Man rühmt einige Gedichte des Jesuiten Louis Capistron, der 1737. gestorben ist, und des 1740. verstorbenen Jesuitens P. Cleric, ihre Wercke sind indessen niemanden, als wer sich auf die Gelehrte Geschichte leget, bekannt. Diese kennen auch nur die Poetischen Werke des P. le Berton, eines Jesuiten zu Rennes.

Motte nach, der aus dem Closter gieng, damit er für den Schauplatz arbeiten konnte. Kann man nun solcher Gestalt nicht sagen, daß die Musen, die Freundinnen der Freyheit, die geistlichen Orden fliehen, sich für ihren Collegien und ihren Clöstern scheuen.

Nichts destoweniger hat der Jesuit P. Vaillant ein Gedicht von zwölf Gesängen unter dem Titel hervorgebracht: l'Accord de la Grace & de la Liberte. Der Abt Fontaines, dieser harte, und schwer zu befriedigende Kunstrichter hat es gelobt. (*) Das ist genug gesagt, wird man sprechen.

Hierauf werde ich antworten, daß dieses einem alten Mitbruder ertheilte Lob ungemein verdächtig sey, wenn auch das Publicum selbst nicht wissen sollte, daß der scharf aufmerkende Abt, die Schriftsteller nicht anders, als unter guter Obacht zu liebkosen, und zu zwacken pflegte. Ich darf nur noch leben, sagte er einem jeden, der ihm seine Schmeicheleyen, oder Ungerechtigkeiten vorrückte. Ich habe das P. Vaillant Gedichte zu sehen noch nicht die Befriedigung erhalten können. Die Vereinigung der Gnade mit der Freyheit ist ein ziemlich häcklicher Gegenstand insonderheit für einen Dichter. Hat er seine Sache wohl ausgeführt, wünsche ich ihm viel Glück darzu, und statte der ganzen an-

(*) Tome XXV. des Observat. sur les Ecrits modernes. p. 111.

ansehnlichen Gesellschaft meinen Glückwünsch ab. Ich habe Ursache genug, sehr daran zu zwefeln; Und hier sind die Gründe, auf die ich diesen Zweifel, vielleicht verwägen genug steife.

Das ermeldte durch einen Loyoliten, über eine so angelegentliche Materie, und sonderlich in Frankreich verfertigte Gedicht, ist in Frankreich selbst nicht bekannt. Man kennet es weder in England, noch in Holland, weder in Deutschland, noch in der Schweitz, noch in Italien. Gleichwohl sollte es doch in aller Leute Händen, auch so gar in mehr als einer Sprache übersetzt seyn, wenn es dergleichen Ehre, dem Buchstaben nach verdiente. Man verlangt sich hierbey nicht das Ansehen eines schönen Geistes zu Nutz zu machen, (*) der der französischen Academie unters Gesicht sagete, " nur „ das wären gute und wahrhaftig nützliche „ Werke, die unter die auswärtigen Natio„nen kämen, die man daselbst aufmerksam an„nähm, und übersetzte. „ Diese Regel ist gar vielen gründlichen Ausnahmen unterworffen. Die aufs beste ausgearbeiteten Werke haben oftmals, wie die Menschen, die betrüblichsten und ungerechtesten Schicksale. Dieser vernünftigen Betrachtung ohngeacht, vermuthe ich, dem Publico zur Ehre, daß das Gedicht des P. Vaillant, in Erwegung seiner Verborgenheit, nnd unserer natürlichen Neugier, kein beträchtliches Werk seyn müsse. Zu

(*) M. Voltaire en son Discours à l'Acad. Franç.

Zu Bologna gab ein P. Roberti ein kleines Gedicht unter dem Titel heraus: le Pole, Poemetto, welches zwar ziemlich gelobt, jedoch der P. Roberti deswegen für keinen grossen Dichter gehalten ward.

Zu Rom hat man gedruckt: le Georgiche di P. Virgilio Marone tradotta in verso &c. 1758.

l'Eneide du P. Virgilio Marone tradotta in verso dal Antonio Ambrogi, della Compagnia di Gesu, &c. 1759. Das liest man in den Nouvelles litteraires des Memoires de Trevoux, Aout 1760. Man siehet daselbst, daß man nicht mehr, als die vier erste Bücher der Aeneade hat. Der lateinische Text ist nach der Ausgabe des P. von la Rüe (ausser einigen aus der Handschrift zu Florenz genommenen Veränderungen) den Italiänischen Versen gleich über gesetzt, und der Verfasser hat zum Verständniß des Texts, auch, welches zu merken, der Ubersetzung, Anmerkungen beygefügt. Nun bleibet noch zu wissen übrig, ob der Padre Antonio Ambrogi ein würklicher Dichter in seiner Sprache, ein würdiger Ubersetzer des Buchs vom Landleben und der Aneade sey. Questo si quò più desirare que sperare.

Die Spanier haben einen Spanischen Horaz. Der P. Urbano de Campos, ein Jesuite, verfertigte vor einigen Jahren eine Ubersetzung des Horatz, und machte die Zuschrift —. Man rathe einmal an Wem? An die Gesellschaft Jesu? Keines weges. Der P. Urbano

de Campos schriebe seinen Spanischen Horaz der hochheiligen Dreyeinigkeit zu. In der Zuschrift meldet er, sein Werk beständ, wie sie in drey Dingen, welche wären, die Ubersezung, die kurzen Begriffe, und die Anmerkungen. Nun frage ich ob man wohl von dem treflichen Genie des P. Urbans de Campos einen hohen Begriff fassen kann?

Die Pariser gelehrten Zeitungen 1759. redeten von einem jungen Jesuiten, mit Nahmen Capel, der eine glückliche Neigung zur französischen Dichtkunst zu erkennen gäbe. Da er aber, aus Unbedachtsamkeit, ein Schreiben in Versen wider eine zu verehrende Person hatte drucken lassen, ward der junge Dichter nach der Flesche auf eine erbare Art verwiesen. Man muß hoffen, daß die Gesellschaft endlich diesen jugendlichen Streich vergessen werde, und die Musen den jungen Verwiesenen zur Flesche trösten werden.

Wir wollen die Tändeley mit der Versicherung schliessen, daß ich diese Frage an die Ehrwürdigen Herren Väter der Gesellschaft in der besten Absicht, die man sich nur ein zu bilden vermag, habe ergehen lassen. Ich wollte, daß ich ihren jungen Untergebenen die Ehrbegierde, die Dichtkunst in ihrer Muttersprache besser aus zu üben, einflössen könnte.

Habe ich im übrigen den Titel des Dichters dem P. Brumoy, dem P. du Cerceau, dem P. Vaillant und einigen andern versagt; So bitte ich die ganze Gesellschaft gehorsamst um

Ver-

Verzeihung. Wir wollen die übel eingerichtete Frage, allenfalls verbessern; Wir wollen fragen: Woher kommt es doch, daß das Publicum so wenig Jesuiten kennt, die in ihrer Muttersprache vortrefliche Dichter sind?

VI.

von dem

Euphemismus.

(*)

Der Euphemismus ist eine sehr gebräuchliche rednerische Figur, deren griechischer Nahme Ευφεμισμὸς (**) nur allein der Redekunst geübten Gelehrten bekannt ist. Es wird demnach nicht übel gehandelt seyn, wenn ich meinen Lesern eine Schöne zu erkennen

(*) Babiol. T. III. p. 114.

(**) Boni ominis captatio: Eine Rede, welche unangenehme Sachen mit angenehmen Worten vorträgt. Εὐ, gut schön, angenehm, u. d. g. und φημὶ, ich sage. Aus eben dieser Quelle entstehet die Euphonie, der Wohlklang.

nen gebe, deren Nahmen sie in manchen guten französischen Wörter Büchern vergebens suchen dürften.

„ Der Euphemismus ist eine Figur durch
„ welche man unangenehme, widerwärtige,
„ häßliche und verdrüßliche Begriffe, unter
„ Benennungen und Nahmen vorstellt!, die
„ solchen Begriffen nicht eigen sind: Sie die-
„ nen ihnen, als Schleyer, und Vorhänge,
„ und drücken sie zur Noth, dem Scheine
„ nach, aufs angenehmste, oder wenigstens
„ nicht so wiederwärtig, sondern aufs höflich-
„ ste aus. Man würde, z. E. einem Arbei-
„ ter, oder Knechte seines Standes Niedrig-
„ keit vorwerffen, wenn man ihn Arbeiter,
„ oder Knecht nennte. Man giebt ihnen an-
„ dere erbarere Nahmen, die aber nicht in ih-
„ rem eigentlichen Sinne, oder Verstand ge-
„ nommen werden müssen. Solcher Gestalt
„ nennet man den Diebhenker, Scharfrichter,
„ (in Frankreich gar den Meister hoher Wer-
„ cke) Ehrendhalben. „ (*)

Diese Beschreibung scheinet mir sehr klar und deutlich, auch allen Leuten verständlich zu seyn. Ich schmeichele mir daher, daß artige Weltleute ingeheim sich vergnügen werden, hier zu vernehmen, wie sie des Euphemismus sich im-

mer

(*) S. das Werck unter dem Titel: Des Tropes &c. par M. du Marsais. Edit. de Paris en gr. 8. 1757. pag. 173.

mer, ohne es selbst zu wissen, bedient haben, auf gleiche Art, wie Herr Jourdain sich lange Zeit der Reimfreyen Sprache, ohne hierauf zu denken gebraucht hatte.

Ich darf gewißlich hoch und theur versicheren, daß ich in der artigen Welt Zeit Lebens, das Wort Euphemismus nicht habe aussprechen hören. Ich wollte es auch gewiß in schöner Gesellschaft, aus Furcht für einen Pedanten gehalten zu werden, nicht lauffen lassen. Der Tropus, (*) von dem hier die Rede ist, wird überall und bis zur Ausschweiffung angewendet. Das Kunstrichter Amt erfordert, daß ich der Jugend davon Nachricht gebe, weil man von diesem Tropo leicht betrogen, und wohl gar dessen Opfer werden kann.

Es wäre zu wünschen, daß in der glücklichen Raserey, darinnen wir uns, dem Publico Wörterbücher, die man bey sich tragen kann, Dictionaires portatifs, zu liefern, anitzo befinden, ein arbeitsammer Sammler uns mit einem Wörter Buche der im Schwang gehenden Euphemismen versehen möchte.

In dessen Erwartung wollen wir nur mit we-

(*) du Marsais: (der in der vorhergehenden Anmerkung angeführte Schriftsteller:) Traf in kurtzer Zeit drauf als sein Buch: von Tropen, das erstemal herauskam, einen reichen Mann an, der aus einem Hause kam in seine kutsche zu steigen. " Ich „ habe, sprach er, zu dem Verfaßer, im vorbey- „ gehen, viel gutes von ihrer Geschichte der Tropen reden hören. " der Mann meinte die Tropen wären ein Volck.

nigem den Zweck dieser Tändeley entwickeln, in Hofnung, der Leser werde dasjenige, ohne sonderliche Mühe errathen, was man ihm aus Klugheit nicht saget. Die Vernunft verbietet den Schriftstellern, alles zu melden, da sich heut zu Tage der Leser eine Lust machet, sein gelesenes, durch Nachdenken zu verdauen.

Wir wollen zuförderst bemerken, daß der Euphemismus unstreitig ein Kind der milden Liebe selbst sey. Ich würde aus unsern heiligen Büchern (*) eine ungeheure Menge wunderbarer Euphenismen, mein Anführen zu beweisen, beybringen können. Noch eine erstaunend grössere Anzahl würde ich aus unsern alten weltlichen Schriftstellern ziehen, wenn ich, überflüßige Beweißthümer zusammlen Lust hätte. Die Aufmerksamkeit, unangenehme, wiederwärtige und traurige Begriffe, der Beschreibung nach, verlarvt und verstellt vor zu tragen, kann von nichts anders, als von einem guten Geiste herkommen. Die Leutseeligkeit flösset uns eine so großmüthige Sorgfalt ein. Folglich wird erlaubt seyn, zu sagen, daß der Euphemismus der Tropus, oder diejenige Figur sey, welche der Redekunst, und überhaupt der blossen Sprache des ganzen menschlichen Geschlechts die gröste Ehre anthut.

Was

(*) Der Heyland selbst nennet den Teufel, den Fürsten dieser Welt. Nach des Heil. Pauls ausdruck, ist er der Fürst, der in der Luft herrschet, der Gott dieser Zeit. Das mag, ohne die Verehrung zu beleidigen, gesagt seyn.

Was wird man aber in die Ferne der Zeit nicht noch mißbrauchen? Entweder aus Unwissenheit, oder aus Bosheit, entweder aus Hochmuth, oder aus Niederträchtigkeit geschiehet es, daß der Euphemismus ein Tropus, oder eine Figur wird, die man, dem menschlichen Geschlecht zur Schande am meisten mißbrauchet.

Wir wollen mit Anführung einiger von der Leutseeligkeit selbst eingegebenen Euphemismen den Anfang machen, die man noch in gedruckten Wercken ließt, wo man sie doch mit veränderten Buchstaben bemerkt lesen sollte.

In Hungarn murreten die Misvergnügten so laut, daß sie dem Hof zu Wien Sorge machten. Sogleich erklärte sie ein Minister für Aufrührer, die des Todes würdig wären. Der Kayser, als dieser Hungarn König, unterbrach den Cabinets-Redner Lächlend. Alle diese Misvergnügten, sprach er, sind meine kranke Kinder; Man darf nur freundlich mit ihnen thun, so werden sie zu weinen aufhören.

Der Kayser Carl VI. rühmlichen Andenkens, der sich dieses Tropus bediente, wußte vielleicht dessen Nahmen nicht; So wahr ist es, daß diese edle Figur der Redekunst in dem Monarchen ganz natürlich ist, welcher hohe Gedanken hegt, und solche aus zu drücken vermögend ist.

In einem öffentlichen Gehör erboßte sich ein polnischer Geistlicher, vor den Füssen des Pabsts, in schlechtem Latein dergestalt wider

gewisse Abtrünnige, daß er sie Apostel des Satans nante. Der Heil. Vater (es war das würdige Haupt der Kirche, Benedict XIV.) unterbrach, in gutem Latein, den gallsüchtigen Sprecher. Die Leute, von welchen sie reden, ließ sich der Pabst vernehmen, sind ihre verirte Brüder; Sie irren nicht mit Willen.

Osman II. war den Christen überaus hold. Er machte sich einen hohen Begrif von ihnen. Nichts destoweniger unterstand man sich, sie in seiner Gegenwart zu schelten. Man sagte ihm unter Augen, die Christen wären der Pforte natürliche Feinde. Die Christen, gab Osman zur Antwort, sind unsere unbeschnittene Nachbarn; Natürliche Feinde, so lange wir mit ihnen Krieg führen.

Nunmehro wollen wir anmerken, daß ein übel angebrachter Euphemismus, sehr leicht in Einfalt, Thorheit auch wohl in Beleidigung ausarten kann.

Ein Hofprediger, der gehört hatte, daß man das erschröcklich Wort Hölle auf der Canzel nicht nennte, redete davon wie von dem bösen Orte, dahin man nicht gehen müßte.

Ein anderer geistlicher Redner, der auf der Hof-Cantzel das Wort Ehebruch vermeiden wollte, sprach davon, als von einer **Verpflanzung der ehelichen Lust.**

Die strenge Nemesis bedienet sich heut zu Tage, wie ehemals bey den Römern, des Euphemismus noch immer fort, die allzu häßlichen Unthaten gelinder zu nennen. Der Dieb-

stahl der öffentlichen Gelder heißt allezeit Peculat. Die Erbarkeit gestattet nicht, allhier sehr erbare Nahmen anzuführen, die man den schändlichsten Missethaten, durch Misbrauch des edlen Euphemismus beylegt.

Aus Rache, wollen wir nur ein Wort von der übertriebenen Höflicheit unserer lieben Themis anführen. Bey ihr z. E. sind die ordentlichsten Zweykämpfe, (Duëls) nichts anders als starke Begegnungen. (Rencontres) Der Menschen Raub ist nur eine Entführung. Und so viel die Plagiarien betrift, giebt es dergleichen nirgends mehr, als nur in der gelehrten Republik, Wir nennen diejenigen nur Werber, die uns uusere Söhne mit Gewalt entführen.

Die heutige Staats Kunst würde allein so viel verschaffen, das ein Euphomismus Wörterbuch in zwölf guten folianten gesammelt werden könnte. Ich gebe den guten Federn hiervon Nachricht, die nur reiche Materien zur Arbeit verlangen, und in gewissen Ländern wohl vorhanden seyn mögen.

Damit ich mich in meinen Schranken halte, werde ich dem Leser, mit dessen Erlaubniß, nur unschuldige, jezuweilen lustige Figuren vorstellen.

Wir wollen zuförderst sehen, wie sich die Bosheit und Leichtfertigkeit dieses Tropus zu bedienen weiß.

Zu Paris redete die unsterbliche Christina Königin von Schweden, in einer Zusammen-

kunst bey einer Gelegenheit, die ihr Geschlecht angieng, wider die Schein-Klugen, als eine Königin, der Scheinklugen wahrer Widerstand, Anti-Prude. Die berühmte und nicht weniger unsterbliche Ninon von Lenclos besaß die Großmuth die Scheinklugen zu vertreten. Die Scheinklugen, spricht Ninon, sind Jansenisten in der Liebe.

In einer Gesellschaft, wo man der Jesuiten Gesellschaft so sonderbahre Verehrung nicht anthat, tadelte man diese Väter, daß sie in Paragay! Indianische Völckerschaften hätten, die sie Doctrines nenneten: daß diese in der Religion gar schlecht belehrte Indianer alle zum Leben nöthige Künste völlig wüßten, die vollkommensten besten Soldaten in der neuen Welt seyn müßten, weil ihre Anführer in Kriegs Sachen vortreflich erfahrene Jesuiten wären. Ach! die Jesuiten, schrie ein lustiger Bruder, das sind die Janitscharen der Kirche. (*)

Die Leichtfertigkeit hat gewisse Ehemänner zu Moses Anverwannten, durch einen eben so pfantastischen, als gottlosen Euphemismus gemacht.

Die Anti-Penelopen, und die Anti-Lucretien verdienten wohl, daß sie in die artige Sprache aufgenommen würden. Sie könnten darin-

(*) Guy Patin. hatte den ersten Einfall, daß die Jesuiten des Papsts Janitscharen wären.

darinn mit den Chevaliers d' Industrie eine eben so gute Figur machen.

Man muß zum Ruhm des Harlekins bekennen, daß er diese rednerische Figur sehr glücklich anzuwenden gewußt hat. Seine Mäckler der Cythere, seine Ritter vom grauen Bande; Sein Vater, ein homme d' Epée (der Schwerdfeger) der beym Ende eines Lobgesangs aus Verdruß starb, geben davon Zeugniße. Wir müssen uns auch erinneren, der Archers de l' Ecouëlle der ältesten Mannschaft in Frankreich; Der Apprentifs Sous-Fermiers dans le Noviciat de la Fortune; des Adels von der kleinen Brücke (*); Le petit Collet reforme; Les Pigeons d'outremer, u. d. m. Als ein Liebhaber der guten Euphemismen, ist mirs lieb in den italiänischen Schaubühnen zu finden, die Sprachfehler in der Buhlerey; Die Ohnmachten in der Weißheit; Die verliebte Unverdaulichkeit; Die Vernunfts-Brüche; Die Dislocations de l' Esprit; Die Verrenkung des Vernunftsinns; le Veuvage anticipé; la Viduité prématuré, u. a. m.

Hier reuet michs fast, daß ich mir das Vergnügen, die Staats Euphemismen zu sammeln versagt habe. Die Klugheit welche, so gar in freyen Landen, so viel Geschichtschreiber zu verderben pflegt, läßt Schriftstellern, nach meinem

(*) Kram Laden-Diener.

nem Leisten, tausend Thorheiten in der Auslassung begehen. Das Publicum möchte gerne dieser Klugheit überhoben seyn, die den künftigen Begebenheiten, welche Muth und Herz erfordern, fatal wird. Der billige Leser entschuldige den verzagten Schriftsteller.

Zum Glücke fällt mir ein, daß ich meine Leser an das Lesen unserer wöchentlichen Jahrbücher erinnere, und ihnen solches anpreise. Diese öffentliche, traurige, lustige, poßierliche, lästerliche und satyrische Archive, die man Zeitungen nennet, wimmeln oftmals von beträchtlichen Euphemismen. In ängstlichen Unglücks-Nöthen befiehlt man den Zeitungschreibern das Publicum zu trösten, betrügen, wollen wir nicht sagen. Durch Hülfe des Euphemismus verändert sich die noch so sehr wütende Pest in ein ansteckend Fieber; Der Hunger in eine blose Dürftigkeit, eine Theurung der Lebensmittel. Der völlige Geldmangel, in eine Seltsamkeit der guten Gold und Silber Species. Zu Kriegs Zeiten überhaupt thut dieser Tropus recht wesentliche gute Dienste. Aus einer unglücklichen und fast entscheidenden Schlacht machet er eine Affaire, einen Stoß, Choc, einen Scharmützel; Aus einer geplünderten, zerstörten, eingeäscherten Stadt wird eine überfallene Stadt gemacht, die bey dem ersten Lärm etwas gelitten hat. Wenn in gewissen Gegenden aus übertriebenen Nachricht die Actien fallen; So erhebt sie der Euphemismus, und lässet sie steigen, wie die Son-

ne

ne das in den Wettergläsern gefallene Quecksilber treibet.

Thut nicht der Euphemismus in der Handelschaft unaufhörlich heilsamme Wunderzeichen? Die Wahrheit machet, z. E. kund, daß Jourdain in einem erschrecklichen Sturme, vier Schiffe verloren habe. Diese schreckhafte Zeitung bringt die gantze Börse in Bewegung, und drohet Jourdains Credit auf eine gefährliche Art. Was spricht Jourdain? Mit einem Lächeln scheinet er den würcklichen Verlust dieser Schiffe zu widersprchen. Dieses Jourdainische Lächeln gilt so viel, als ein sinnreich angebrachter Euphemismus. Er erklärt stillschweigend, daß die vier durch Sturm zerstreuten Schiffe, bey erstem günstigem Winde an Ort und Stelle, wo ers befiehlt, antreiben werden. Der Ruf mag nachher Jourdains Schifbruch kund machen, wie er will. Jourdain macht durch die Kraft des Euphemisnus seinen Verlust so geringe, daß die Börse nicht wieder daran gedenckt. Auf der Börse, wie an den Höfen und bey den Kriegsherren verwandelt sich öfters der Euphemismus in die Antiphrasis. Diese rednerische Figur, oder der Tropus, singet jezuweilen den Ambrosianischen Lobgesang, wenn man tief gebeugt und mit lauter Stimme alle BußPsalmen singen möchte.

Unsere Aerzte wissen mehr, als zu wohl, daß die Euphemismen leicht lindernde, ob gleich keine heilende, wie die meisten Hülfsmittel sind, deren man sich bedienen muß, so wenig die

Kran-

kranken Empfindung haben. Was ist also im Munde unserer Hippocraten selbst das Ubel, welches Fracastor in seinem Gedicht Siphylis so wohl zu besingen gewußt hat? Ein geistlicher Schnupfen.

Die fallende Sucht ist nichts mehr, als eine heftig zuckende Bewegung sehr gepreßter Nerven.

Die Unsinnigkeit eines Grossen, ob er gleich ein rasender Narr ist, wird nur eine leichte Paraphrosyne. Hippocrates so wohl, als Galenus hat davon geredt, wiewohl Galen in der Meinung vom Hippocrates abgehet. Mit der Zeit wird der Euphemismus die Ehre erlangen, alle Kranken, die es würdig sind, krank zu seyn, von der Schuld los zu machen, wenn sie nur, ihre Arzneyen zu bezahlen, im Stande sind.

V I I.

Von seltsammen Ubersetzungen.

(*)

Die guten Ubersetzungen sind seltsam. Man findet aber dergleichen die noch seltsammer sind. Diejenigen nämlich, welche, nach des Boileau Ausdruck, mit einander um den Preiß stechen: Das sind die, welche ihre Urschriften austilgen, daß sie die Leser gar vergessen, indem sie in beyden Sprachen von gleicher Stärcke sind. Von Vorurtheilen befreyte Kenner werden diese Wahrheit zugeben, mithin wollen wir solche alhier nicht in Betrachtung ziehen, sondern nur von der Unbilligkeit der allzu zärtlichen Gedenkens Art solcher Leute reden, die alle Uersetzungen verächtlich halten, (**) weil sie derselben zu entrathen ver-

---

(*) Babiol. Tom. III. p. 23.

(**) Michael von Cervantes sagte zum erstenmale, daß eine übersetzung die äbechte Seite einer Tapete wär. Jacq. Howel, Esq. in seinen Familiar Lettres Domesticand Forren, zu Londen 1688. sechster Auflage, saget in engländischer Sprache, daß die

vermeinen. Die Ubersetzer haben ein ziemlich gemeines Schicksal mit den Aerzten. Hat man ihrer nicht nöthig? so spottet man ihrer. Braucht man sie? So erholt man sich sehr gerne, und noch darzu mit grossen Vertrauen, Raths bey ihnen.

Ich gestehe es willig, daß gewisse Wercke ganz unübersetzlich sind, weil sie mit dem Stempel eines National-Geschmacks, so wohl in Ansehung der Sprache, als auch der Sitten, der Gebräuche, der einem Volcke ganz besondern lächerlichen Arten, bezeichnet worden: daher ist, solche zu übersetzen, gar nicht daran zu gedencken. Was wird gleichwohl nicht übersetzt? Der gute Vernunftsinn erklärt, z. E. den Rabelais für ganz unübersetzlich. Doch haben die Engländer einen engländischen Rabelais. Eben der gute Vernunftsinn hält des Butlers Hudibras für unübersetzlich. Man hat nichts desto weniger in der Schweitz einen deutschen Hudibras auf die Welt kommen, vielleicht wird man ihn auch schon sterben sehen. Hudibras ist in französischen Versen, mit Anmerkungen und Figuren, und der engländischen Ur-

übersetzungen, wie die abechten Seiten einer Türkischen Tapete wären, an der man knoten und fäden untereinander fänd und die niemals mit der ächten Seite gleich sey. Daß eine übersetzung, wie der Wein sey, den man von seinen hefen, in andere Gefäße abzög, da er allezeit etwas von seiner Kraft verlieren würde. Vol. III. Lettr. 21. der P. Bouhours hat sich diesen Gedancken zu Nutze gemacht.

Urschrift zur Seite 1757. heraus kommen. Das ist ein verwägener Streich, bey dem man des Übersetzers und des Verlegers Kühnheit bewundern muß. Vielleicht erhalten wir einmal einen lateinischen Hudibras. Wir wollen hier eine poßierliche, doch ziemliche wohl gegebene Stelle darauf anführen. (*)

Man wird sich hier, den Ausschlag dieser wunderbaren Übersezungen genau zu untersuchen, wohl hüten. Wir wollen sie dem Unwillen und der Verachtung derer, welche die Urschriften vorziehen, gerne überlassen. Diese feine Kenner mögen den scharfsichtigen Liebhabern der Mahlerey immerhin nachahmen, die den besten Copeyen nur allein deswegen, weil es nichts anders als Copeyen sind, den Rucken zu kehren. Man muß über den Geschmack, spricht der Abt Trublet, mit Leuten nicht streiten, die keinen Geschmack haben. Ich werde mich hier nur mit wenig Übersetzungen begnügen, dabey aber den Leser um seine Beurtheilung, ob sie nichts taugen, ob sie ihre Urschriften nicht übertreffen, ersuchen. Das wird der Gegenstand dieser etwas ernsthaften Tändeley seyn.

Um aber ein gutes Urtheil zu fällen, muß man sich vorher des ersten Eindrucks, den die Urschrift auf uns gemacht hat, völlig entschlagen,

wel-

(*) Sic hypochondriacis inclusa meatibus Aura
Desinet in crepitum, si fertur prona per alvum;
Sed si summa petat, montisque invalerit arcem,
Divinus furor est, & conscia flamma futuri.

welches zum öftern schwer wird. Das ist noch nicht gnug: Man muß beyde Sprachen, ohne die eine vor der andern vorzüglich zu lieben, aufs genaueste verstehen.

Der Gelehrte, welcher sich in dieser so billigen, als seltsammen Gleichgültigkeit befindet, wird daher gebeten, einen oder ein paar Versuche anzustellen. Er beliebe des Aristoteles Dichtkunst zu lesen. (*) Ohne Widerspruch ist es die beste Schrift, die wir von dieser Kunst haben. Alles, was die Alten und Neuern nachher über eben diese Materie geschrieben haben, ist aus dieser Dichtkunst genommen. Diejenigen, welche etwas mehr, oder neues von der Eigenschaft der Dichtkunst zu sagen, gemeint gewesen, sind gemeiniglich auf die Wiederholung oder in offenbahre Fehler gefallen. Indessen fordere ich einen Caritides selbst auf, ob er nicht gestehen müsse, daß der in allen seinen Wercken denckele Aristoteles, hauptsächlich in seiner Dichtkunst nicht dunckel sey. Die Materie ist weder zu tieffsinnig noch zu verdeckt. Gleich-

(*) Es scheinet, daß man vor dem Aristoteles insgemein keinen richtigen Begrif von der Poesie gehabt, sondern dieselbe durch ärgerliche Misbraüche auf dem öffentlichen Schauplatze verächtlich gemacht habe; Aristoteles setzte also diese Schrift auf, zu zeigen, daß die Poesie eine kunst sey, welche sich den Endzweck, dem Menschen nützlich zu seyn, vorsetzte. Daher rühmet Aristoteles das Trauerspiel, welches er, wie es scheinet, dem nicht so nützlichen, und seltsammen helden Gedicht vorziehet.

Gleichwohl ist der Philosoph in dieser Schrift so kurz gefaßt, und so wortgeitzig, daß man beständig nachsinnen muß, wenn man ihn fassen will.

Das ist auch, wenn ich nicht irre, in allen Dichtkünsten ein beträchtlicher Fehler. Jedoch verschwindet derselbe in der französischen Ubersetzung. Der gelehrte Dacier hat durch seine deutliche Ubersetzung und vermittelst der guten und klaren Anmerkungen des Aristoteles Dichtkunst allen Leuten, die nur Französisch verstehen, begreiflich gemacht.

Der Herr von Voltaire hat sich in seinem Tempel des Geschmacks, über den guten Dacier lustig gemacht. Das Publicum weiß aber ganz wohl, daß der Herr von Voltaire des Aristoteles Dichtkunst, ohne des Ubersetzers Beystand, niemals gekonnt, oder verstanden haben würde. Man muß bekennen, daß Dacier, der allezeit ein Anbeter der Schriftsteller, die er übersetzte, war, alle Meinungen des Ari[illegible]oteles nicht so blindhin hatte annehmen sollen: daß er auch in gewissen Stellen ihm seine eigene Meinung unversehens geliehen hat. (*) Dieser

(*) Auch in seinen Anmerkungen über das VI. Hauptstuck Dacier der so viel, aber doch nicht alles wuste, hat sich, wie viele andere Ausleger, versehen. Da man von dem Schauplatz zu Athen keine rechte Kenntniß hatte, hielt man die Malopoia, und den Tantz der Griechen, für unsere Musick, und für unsere Opern Däntze. V. Reflex Crit. sur la Poësie d. sur la Peint. de du Bos. T. III. p. 43. &c. Edit. d'Utrecht.

ser leidliche Fehler wird jedoch einen unparteyischen Richter nicht abhalten, zu erkennen, und zu sagen, daß die französische Übersetzung, die so deutlich, und nützlich, auch für die größten Griechen in Europa so kurz und sehr dunkel ist, die Urschrift übertreffe.

Die Trißatius und Nadius werden einer so ärgerlichen Wahrheit allerdings nimmermehr Beyfall geben. Sie werden mich einer abscheulichen Lästerung beschuldigen, daß ich den Neuern Dacier, (*) dem alten Aristoteles vorziehe. Sie werden gar sehr gebeten die folgende Stelle zu überschlagen; welche ihnen noch lästerlicher vorkommen möchte.

In Jahr 1753. gab ein Deutscher Kunstrichter, (**) ein Mann von Wissenschaft, Scharfsinnigkeit, Geschmack und Belesenheit eine Übersetzung der Dichtkunst des Aristoteles, mit Anmerkungen, und beygefügten critischen kleinen Abhandlungen, in seiner Sprache heraus. Dieses ziemlich kleine Buch in Octav ist, ohne Widerspruch ein Meisterstuck. Was die Gelehrten und die Journalisten davon haben sagen können,

(*) Man ist dem guten Dacier zu Lieb gewiß von keinem Vorurtheil eingenommen. V. I. Babiole l' Horace vengé. T. I. p. 1. &c. Ingleichen der gerächete Horaz in der deutschen Übersetzung, S. 12. u. f.

(**) Herr Michael Conrad Curtius zu Hannover, wo das Werck bey Richtern in S. 1753. gedruckt ist.

nen, ist mir ganz unbekannt. Ich gestehe auch, daß ich den gelehrten Hannoveraner von Person zu kennen, den Vortheil nicht geniesse. Mithin bleibet meine Beurtheilung über seine Arbeit von allem Vorurtheil befreyet. Daher sage ich, daß ich solche der Arbeit des Dacier weit vorzüglicher finde. In seiner Vorrede rühmet sich der deutsche Autor, daß er von dem französischen Ubersetzer und dessen Anmerkungen Vortheil gezogen habe. Ich, meines Orts, rühme es, daß ich von dem deutschen Ubersetzer und dessen Anmerkungen dergleichen erhalten habe. Meine Schranken gestatten nicht, daß ich sein auf gute Beweise gegründetes Lob allhier beurtheile. Nichts desto weniger habe ich die Kühnheit, zu versichern, daß des Herrn Curtius Anmerkungen, ins französische, engländische, und italiänische übersetzt zu werden wohl verdienten. Folglich ist dieses die zweyte Ubersetzung, die ihre Urschrift übertrift. Die Liebhaber des Aristoteles werden die Auslegung und Verbesserung einer Stelle in seiner Dichtkunst, in der Hist. de l' Academie des Inscript. & Belles Lettres, T. IV. p. 289. Edit. d' Amst. 1736. mit Vergnügen lesen.

Nach diesem Versuch, darf ich die Gelehrte wohl ersuchen, nur das erste Buch des Natur und Völckerrechts des berühmten Puffendorfs, und nachher eben dieses, von dem gelehrten Barbeyrac ins französische übersetzte Buch zu lesen.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Wenn man nicht wenigstens ein geschworner Freund der lateinischen und dergleichen Feind der französischen Sprache ist, so muß man so gleich erkennen, daß der getreue Ubersetzer hundert Klaftern über seine Urschrift erhöht ist. Der Herr von **Voltaire** behauptet, daß des H. Grotius Werck vom Rechte des Kriegs und Friedens, wie Puffendorfs Werck unnütz und unfruchtbar wär, weil die Grossen in der Welt, und ihre Minister den Geboten dieser Gesetzgeber gar nicht folgten:

Das mag alles vielleicht mehr, als zu wahr seyn. Nichts desto weniger muß sich Europa freuen, daß seine Beherrscher, und ihre Minister, ihre Feldherren, ihre Günstlinge, und Liebhaberinnen heut zu Tage wenigstens alle im Stande sind, den Grotius und den Puffeudorf zu lesen, und die Rechte des Kriegs und Friedens, das Natur und Völcker Recht zu lernen. Davor ist Europa einem Professor zu Gröningen verbunden.

Eben dergleichen Verbindlichkeit hat Europa gegen den Herrn le Coste, wegen der glücklichen und vortheilhaften Kenntniß des menschlichen **Verstandes**, so weit ihn der Mensch erkennen kann. Man weiß, daß le Coste dieses metaphysische Meisterstück unter der Aufsicht des berühmten Locke mit so guten Erfolg übersetzt hat, daß viele Engländer die Ubersetzung der Urschrift vorgezogen haben. Im folgenden Jahre darnach gab ein Engländer, nahmens

Bur-

Burrigd, eine lateinische Übersetzung in folio davon heraus. Ob sie nun gleich der französischen nicht beykam, so ist sie doch für diejenigen, welche die Metaphysic in den lebendigen Sprachen zu studieren nicht gewohnt sind, ungemein nützlich. Diesen letzterwehnten zum Besten, siehet man eine zweyte lateinische Übersetzung. Ob solche des geschickten Burrigd Übersetzung gleich kommt, weiß ich nicht, so viel ist mir aber wohl bekannt, daß der berühmte Johann le Clerc, der die Sprachen sehr wohl verstand, auch eine ungemeine Hochachtung gegen Locke, seinen Herzens Freund, hegte, die französische Übersetzung des le Coste lieber las. Noch mehr weiß ich, als ein Augen, und Ohren Zeuge, daß der rechtschaffene le Clerc, als ein rechtmäßiger Richter die jungen Engländer ermahnete, daß sie sich bey dem le Coste Raths erholen sollten, wenn sie ihn zu verstehen im Stande wären.

Die Deutschen besitzen anietzo eine Übersetzung von diesem Verstande, die der Herr Professor Poley, (*) nach der schönen Ausgabe der lokischen Wercke in 3. folianten 1727. verfertigt hat. Durch eine starcke lange Arbeit hat Herr Poley eine Übersetzung geliefert, welche der lateinischen

(*) Henrich Engelhard Poley, lehrer der Weltweißheit und der Mathematick zu Weissenfelß. Diese Übersetzung ist in groß quart zu Altenburg. 1757. gedrukt.

teinischen und der französischen selbst überlegen, darinn ihm auch der deutschen Sprache Eigenschaft ungemein behülflich ist. Das ist noch nicht alles: Der philosophische Ubersetzer hat es für eine Pflicht gehalten seiner Nation einen menschlichen Verstand zu liefern, der von dem Vorwürffen befreyt ist, die man der engländischen Urschrift gemacht hat. Ich werde mich in diese zu meinem Vorhaben nicht gehörige Materie nicht einlassen. Es ist genug, daß ich die schöne und seltsamme Ubersetzung angezeigt habe. Man siehet also daß ein alter und neuer Philosophe, Aristoteles und Locke, durch französische und deutsche Ubersetzer übertroffen worden sind.

Wir wollen anietzo ein grosses deutsches Werck von einer ganz andern Art anführen. Das soll die Theologie des Wassers seyn, ein kostbar Werck des verstorbenen Herrn Johann Albert Fabricius, der Gottesgelehrtheit Docters und Professors zu Hamburg. Dieses Buch hat seinem gelehrten Verfasser ungemeinen Ruhm zu gezogen; Man kann es auch nicht hoch genug loben. Wiewohl die unermeßliche zur Ausschweiffung verschwendete Gelehrsamkeit hat die Theologie des Wassers darinn dergestalt trübe gemacht, daß man sie gar nicht mehr siehet. Ein holländischer Philosoph faßte den glücklichen Entschluß sie ins

Französisch zu übersetzen (*) und von ihr die Fluth der gelehrten sonderbaren Untersuchungen füglich ab zu leiten. Die Deutschen, wenn sie noch so sehr eingenommen, und die größten Freunde des verstorbenen Herrn Fabricius wären, wenn sie anders Leute von Geschmack sind, werden leicht bekennen, daß diese eingezogene Übersetzung ihre sonst allezeit sehr hoch zu achtende Urschrift übertreffe.

Weit schwerer ist die Sache in Wercken, welche durch und durch mit sinnreichen Witz angefüllt sind. Diejenigen, welche alte und neue Poeten in Verse übersetzen, legen hiervon zum öftern Zeugniße ab. Jezuweilen treffen sie es.

Johann von la Fontaine fande die griechischen und lateinischen Fabeln, so ungezwungen, schön und erbaulich, daß er den kühnen Entschluß faßte, sie in französische Verse zu übersetzen. Er sprach mit seinen guten Freunden hiervon. Alle bemüheten sich, ihm von einer so undanckbaren Arbeit, die ihm niemals zum Ruhm und zur Ehre gereichen würde, abzurathen. Insonderheit that Patrü, den man für den französischen Quintilian hielt, ohne Zweifel in dieser ansehnlichen Gewalt, den Ausspruch, daß die französische Sprache zum Lehr-

(*) Unter den Titel: Theologie de l'Eau, ou Essai sur la Bonté, la Sagesse & la Puissance de Dieu, manifestées dans la Creation de l'Eau, à la Haye gr. 8. 1741.

gedicht in Fabeln nicht geschickt sey; la Fontaine würde die leichten, einfältigen und glücklichen Wendungen, die man in Phädrus Versen bewunderte, nimmermehr erreichen, u.d.m. Johann von la Fontaine wollte dieses alles nicht glauben. Er übersetzte einige Fabeln, und die versuchte Streiche wurden für Meisterstücke erkannt. Darauf sagte jederman, daß er mit allen Gaben zur guten Übersetzung geboren wär. Der gute Johann war auch in der That nichts weniger als ein schöpferischer Geist. Wenn er übersetzte, so verwandelte er öfters Kupfer in Gold, und Kieselsteine in Edelgesteine. (*) Kurz man muß gestehen, daß gewisse Fabeln und alle Erzählungen des la Fontaine Übersetzungen sind, die fast allezeit ihre Urschriften übertreffen. " Der Leser merck es wohl, ich „ sprech fast allezeit. „

Wenn ich mich unterstehe, dieses zum Vortheil der Fabeln und Erzählungen von den Übersetzungen des verstorbenen Herrn von Hagedorn zu versichern: Wird man mir wohl antworten, daß sich mein Verstand von meinem Hertze verführen ließ? Ich bin gewiß, daß die

---

(*) Es bleibet gleichwohl wahr, daß la Fontaine seine Fabeln mit gewissen Lustigen Kinder possen, die er im Phädrus nicht gefunden hat, aus zu staffiren, hätte verschonen können. Schade ists, daß man aus einem gelehrten Aberglauben, diese unnatürlich öfters langweilige Nachgeburten nicht absondert.

die Deutschen, die ihre Sprache verstehen, mir weder diese Ehre, noch diesen empfindlichen Verdruß anthun werden. In den Wercken des vortreflichen Hagedorns (*) werden sie sich von der in dieser Babiole behaupteten Wahrheit überzeugen können.

Vorietzo werde ich noch einen widersinnigen Gedancken wagen, den man einem wahrhaften Babiolisten würdig halten möchte. Der Telemach des Herrn Fenelon ist, nach einiger Meinung, Ein Helden Gedicht in ungebundener Schreibart; Andere halten ihn vor nichts anders, als einen Helden-Roman. Es sey damit, wie ihm wolle, Telemach hat einen allgemeinen Beyfall aller gesitteten Nationen. Ich lese ihn niemals wieder, ohne Empfindung eines neuen Vergnügens. Will ich mich in diesem Lesen noch mehr belustigen? Les ich den italiänischen Telemach noch einmal. Er übertrift den französischen. Die italiänische Sprache verträgt sich mit dem Helden Gedicht in der Prose, und mit dem Helden-, oder erhabenen Romanen weit besser, als die Französische. Im französischen Telemach spüre ichs beständig, daß sein Verfasser ein Dichter, und noch darzu ein vortreflicher Dichter ist. Gleichwohl

(*) Im zweyten Theil seiner Poetischen Wercke, der schönen Ausgabe in 3. Bänden mit des Verfaßers Bildnuß zu Hamburg in 8. 1757.

finde ich, daß noch etwas dabey fehlt; (*) und entdecke endlich, daß ich völlig zufrieden seyn würde, wenn der Dichter sich in Versen geschickt ausgedrückt hätte. Im italiänischen Telemach fehlt mir nichts. Ulisses Sohn redet, meiner Meinung nach, wie sein Mentor, wie Calypso und ihre Nymphen, auch alle Welt eine eben so schöne und wohlklingende Sprache, daß mein Gemüth nichts weiter verlangt. Nur die Endungen der eigenen Nahmen allein tragen zu dieser Bezauberung etwas bey. Da auch die italiänische Sprache, ohne Widerrede, majestätischer ist, als die französische, so darf man sich nicht wundern, daß die erstere in dergleichen Wercke den Vorzug erhält. Hierzu kommt noch, daß dem Wohlklange der italiänische Sprache nichts gleich ist.

Aus einem gegentheiligen Grunde habe ich den

(*) Die deutschen und die Engländer befinden sich gemeiniglich in eben diesem Falle Ein deutscher Dichter, nahmens Benjamin Neukirch, übersetzte den Telemach in heroische Verse. Er fand guten abgang; wie wohl er verlor im größten Elend alle seine kräfte, und sein Gedichtin folio ward endlich unerträglich. Ein Engländer, nahmens Zibbens Bagnal; unter nahm in seiner Sprache eben dergleichen. Er gab einen versuch davon 1756. heraus erhielt aber die Ehre eines guten beyfals in London nicht. Herr Sybrand Faitema setzte den Telemach in Holländische Versemit Außerordentlichen beyfall. Man druckte 1743. zu Berlin in Lateinischen Versen Telemachi iata, u. s. W.

den Nevvtonianisme pour les Dames, der ins französische, durch Herrn du Perron de Castera übersetzt worden ist, allezeit der Urschrift des Herrn Algarotti vorgezogen. Ich habe auch gesehen, daß die Gelehrten zu Venedig und Verona, ob sie sich gleich so deutlich hierüber nicht ausgelassen, dannoch meiner Meinung gewesen sind. Zu Wien gerieth ich mit dem berühmten Abt Metastasio in genaue Bekanntschaft. Er versicherte mich, daß ich recht hätte. " Unsere Sprache, sagte er, ist „ zu diesem philosophischen Spielwerck, von „ dem Fontenelle der Erfinder ist, nicht geschickt. „ Allgarotti that nicht wohl, daß er seinem „ Vaterlande diesen Geschmack annehmlich zu „ machen vermeinte. „ Die Schreibart, Lehren wie in Lustspielen vorzutragen, wird auch würcklich nirgends, als in Frankreich glücken. Man wird nicht besser thun, als für das schöne Geschlecht Verse hierzu anzuwenden.

Der durch den berühmten Herrn von Montesquiou aufgeführte Tempel zu Guidus ist gewiß ein schönes Gebäude: In dem Italiänischen ist er prächtig. Ob er gedruckt worden ist, weiß ich nicht, er verdiente es aber. (*)

Die von Fra- Paolo Sarpi verfaßte Geschichte

(*) Jederman kennet die Briefe einer Peruvianerin der verstorbenen Frau von Grafigny. Sie sind zu Paris vom Herrn Deotati ins Italiänische übersetzt worden, hier haben wir wieder eine Copey, welche ihr Urbild absticht.

schichte der Kirchen Versammlung zu Trient ist ein kostbares Geschenck, welches das Publicum dem geneigten Willen der Republik Venedig zu dancken hat. Amelot de la Houßaye säumete nicht, seiner Nation dieses historische Juwel, durch eine ziemlich gute Ubersetzung zu verschaffen. Der P. Courayer, ordentlicher Stiftsherr von St. Genoveva zu Paris, und Lehrer der Gottesgelehrtheit bey ber Universität Oxford gab nichts destoweniger zu Londen eine neue Ubersetzung eben dieser Historie heraus. Dieser Ordensman vollführte sein Werck so wohl, daß diejenigen, welche die Sache verstehen, weder den Fra-Paolo Sarpi, noch den Amelot de la Houssaye ansehen, sie lesen den P. Courayer.

Die gründlichen Anmerkungen, mit welchen ein geschickter Ubersetzer seine Copey allezeit wohl zu schmücken weiß lassen die wohl copiirte Urschrift gar leicht vergessen, wenn man sie, wenigstens die eigenen Worten anzuführen, nicht zu rathe ziehen muß.

Man beschüldiget die Engländer, daß sie anderer Nationen Verdienste nicht sonderlich hochachteten. Gleichwohl ist bekannt, daß die Engländer fast alle Wercke übersetzen lassen, welche nur dieser Ehre würdig sind. (*) Dieses

(*) Der Marquis von Hallifax fande die Engländische Ubersetzung der Versuche des Montaigne weit vorzuglicher, als die Urschrift. Diese Ver-

ses ist, wie mich dűncket, ein triftiger Beweiß, der Gerechtigkeit, die sie fremden Bűchern widerfahren lassen. Wahr ist es, daß sie, als Feinde aller Sclaverey, sich die Freyheit nehmen, Cavaliermåßig oder paraphrastically, zu űbersetzen, daß sie sich nåmlich nicht an die Worte binden. Sie richten ihre Ubersetzungen nach dem in ihren Insuln herrschenden Geschmack ein, weswegen man sie leicht entschuldigen kann. Gleichwohl giebt es englåndische Ubersetzer, die als treue Dollmetscher, eine Ehre darinne suchen, mit aller Redlichkeit eines geschickten Natars zu arbeiten. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel anfűhren, das noch neu, und mit guten Zeugnißen bestårckt ist, dabey man andern Beweiß gar wohl ersparen kann.

Dieses ist Herr Maclaine, Prediger an der englåndischen Kirche zu Haag, den ich vorzűglich anfűhren will. Dieser wűrdige geistliche Phi-

---

sicherung gab er dem Ubersetzer, Herrn Cotton in einem Briefe zu erkennen, den Herr Cotton seiner Ubersetzung hat vordrucken lassen. Dieser Brief beweißt aber nichts mehr, als daß der herr M. von Hallifax das Englåndische des herrn Cotton besser, als das Franzősische des Montaigne verstanden hat. Die Englånder haben verschiedene Ubersetzungen von des P. Corneille horaziern. Man hat die Henriade in ungereimte Verse űbersetzt. Andere Ubersetzungen warten nur auf den Frieden, zum Vorschein zu kommen. Unterdessen hat man auch Rabners Satirische Schriften űbersetzt.

Philosoph, den ich nach Würden loben zu können, wünschte, muß allen Ubersetzern in Europa zum Muster dienen. Wir wollen die eigenen Ausdrücke eines unparteischen und sehr guten Richters in seinem gelehrten Tagebuche anführen. (*)

“ Es geschiehet gar selten, daß in grosser
„ Mähler dem andern mit so vieler Kunst nach-
„ ahmet, daß das Urbild und die Copey eine
„ gleichmäßige Bewunderung der Kenner ver-
„ dienet. Nichts desto weniger stellet derglei-
„ chen Schauspiel vor unsere Augen die eng-
„ ländische Ubersetzung der Dialogues Socra-
„ tiques, von denen der Herr Vernet Pro-
„ fessor zu Genf der Verfasser ist. Sie ha-
„ ben unter dem Pinsel des Herren von Mac-
„ laine nichts von ihren Schönheiten verloren;
„ Nunmehro kann man sie in beyden Spra-
„ chen mit einerley Nutzen und Vergnügen
„ lesen.

Der Journalist schräncket nicht etwan das Lob des Herrn Maclaine in die so kurze Vorrede ein. Der ganze Artikel in der Bibliothéque impartiale ist Lesens würdig, und die zu Londen, auch an andern Orten gedruckten gelehrten Tagebücher sind nach eben diesem Ton gestimmt. Ich habe denen Discours Socratiques die Nativität gestellt, ich habe vorher ge-

sagt,

(*) V. la Biblioth. impart. Janv. & Fevr. 1754. en T. IX. prem. part. Art. VI. p. 92.

sagt, daß, wie alle Nationen die Urschrift und die Ubersetzung zwar beyde gleich hochachten werden, so würden doch die Engländer die Urschrift die Franzosen aber, welche das engländische verstehen, die Ubersetzung vorziehen.

Diese Erscheinung, welche Anfangs seltsam scheinet, gleichwohl ganz natürlich ist, brauchet eine Erklärung. Ein in unsere Mutter-Sprache geschriebenes vortrefliches Werck vergnüget und rühret uns. Es machet unserm Vaterlande Ehre, und öfters lassen wir uns, ohne es einmal zu empfinden, sein Glück angelegen seyn. Ubersetzt man dieses Werck glücklich in eine uns geläufige Sprache, so erwacht unsere Zufriedenheit von neuem; Wir nehmen an des Buches glücklichem Schicksale Antheil; Wir schätzen seinen geschickten Ubersetzer hoch; Er breitet den Ruhm unserer Nation aus; Wir werden ihm, in Ansehen unser, würcklich verbunden, wir halten uns an ihn, daß wir den Verfasser, unsern Landsmann, der uns das erste Vergnügen gemacht hat, gar darüber vergessen. Dem wollen wir noch beyfügen, daß die mit einer heimlichen Eitelkeit öfters vergesellschafte Eigenliebe uns, nach und nach von unserer Muttersprache, die wir ohne grosse Mühe in der Jugend geleret haben, abwendet. Die mit Mühe erlernte Sprachen werden uns sodann vorzüglich angenehmer. Die Sache ist so gewiß, daß man in allen christli-

chen Ländern Gelehrte finden wird, die in toden und fremden Sprachen sehr bekannt, und in ihrer eigenen Muttersprache ziemlich unwissend sind.

„So ist des Menschen Herz, und so ist sein „Verstand; „Man schmeichelt sich, daß man bewiesen hat, es gäbe Ubersetzungen, die ich seltsam nenne.

VIII.
Von der
Platonischen Liebe.
(*)

„ Wer unter diesem Volcke die Kunst zu lie-
„ hen nicht versteht, der lese mich, so wird
„ er nach gelesenen Versen, recht gelehrt
„ zu lieben wissen. „ (**)

Der vortrefliche Geschichtschreiber der Königin dieser Welt, (***) unterrichtet uns, nach seiner gewöhnlicher Gelehrsamkeit, von den Gedanken und Meinungen, der Alten und Neuen über den Punct der Liebe. Wie nun die größten Schriftsteller jezuweilen Fehler begehen, daß sie etwas übersehen; So findet sich auch, daß dieser geschickte Geschichtschreiber von der Platoni-

(*) Babioles T. III. p. 35.

(**) Si quis in hoc artem populo non novit amandi,
Me leget, & lecto carmine, doctus amet.
Ovid. de Arte amandi.

(***) Herr Gilbert Carl le Gendre, Marquis von St. Aubin an der Loire, Verfasser des Buchs sur l'Opinion, davon man schon vier Auflagen hat; die letztere ist zu Paris 1758. in IX. Bänden in 8. ans Licht getreten.

nischen Liebe nichts berichtet hat. Der Gegenstand hätte gleichwohl eines französischen Marquis und Philosophen weitläufige Abhandlung verdient. Man sehe, wie er über die Materie hinstreicht. " Plato, spricht er, (*) unter-
„ scheidet zwey Liebesgöttinnen, die eine nennet
„ er die himmlische, oder Urania, welche die
„ älteste Tochter des Himmels ist, und, wie
„ Minerva, keine Mutter hat; Diese Venus
„ verachtet die Wollust, und hält sich nur allein
„ an die Tugend. Die zweyte gemeine, nah-
„ mens Aphrodita, ist des Jupiters Tochter
„ von der Dione, oder, wie andere meinen,
„ aus dem Schaum der Meerswellen gebo-
„ ren, und übet ihre Herrschaft über die Sin-
„ nen aus. Diese heidnische Philosophie ma-
„ chet diejenigen beschämt, welche mit der rei-
„ nen Liebe unanständig schertzen, die sich über
„ die Sinnen erhebt, und die Tugend einzu-
„ flössen fähig ist, die das angenehmste und
„ daurhafteste Vergnügen hervorbringet. „

Der Schriftsteller redet nachher von unserer romanhaften und abentheurlichen Ritter-Liebe, die dem Alterthum unbekannt war. Mithin hat der Verfasser würklich etwas dieser Leidenschaft zu Ehren geschrieben, auch ihr, im vorbeygehen eine Lobrede gehalten. Warum hat er ihr aber nicht den Nahmen beygelegt, daraus man ihren Character erkennen kann? Zum wenig-

---

(*) T. III. p. 207. quatr. Edit.

wenigsten hätte man im Verzeichnisse des Inhalts die Platonische Liebe finden sollen. Der Herr Marquis führet den Descartes, Paskal, Senault und andere neuere bey der Venus Aphrodita tapfer an. Der Venus Urania aber zu Behuf nennet er niemanden, da er doch bey aller Gelegenheit sich sehr gerne auf Schriftsteller beruft.

Ohne Zweifel hat dieser weise Mann seine guten Ursachen gehabt, daß er sich, zu Paris, über eine Metaphysische Liebe, der man die Ehre ihrer würcklichen Existenz streitig machet, nicht zu weit hat auslassen wollen.

Es ist besonders betrüblich zu sehen, daß Philosophen, das menschliche Herz vollkommen zu kennen, vermeinen, und solches doch, eine platonische Liebe zu hegen, unfähig achten! Könnte dem menschlichen Geschlecht wohl eine grössere Beleidigung, mehr Schimpf und Unrecht angethan werden? Da ich so viel Belesenheit nicht habe, als ich haben sollte, so weiß ich nicht, ob etwan eine erbare Frau, (*) die eine Schriftstellerin wär, jemals so kühn gewesen seyn sollte, die Erklärung zu thun, daß die Liebe, von der hier die Rede ist, keinen Eingang in ihr

(*) Hingegen weiß ich, daß die Platonische Liebe vortrefliche Beschützerinnen, unter andern aber die berühmte Marquisin von Lambert gehabt habe. Ich will die Wercke dieser Dame einem jeden Wesen, das nur lesen kann, anpreisen, die zu Lausanne in 8. 1747. zu sammen gedruckt worden sind.

Hertz finden könnte. Die Lebensbeschreiber, und der die Briefe der Ninon von Lenclos gezimmert hat, behaupten, daß ihre Heldin keine andere, als die physicalische Liebe gekannt hätte. Das war ihr Spiel der Natur, und für sie das sicherste. Wenn sie gleichwohl gewolt hätten, so wär es nur auf sie angekommen, daß sie das Herzens Regiment der Ninon der Venus Aphrodita und der Venus Urania zugleich hätten überlassen sollen. Nach dieser verleumderischen Schriftsteller Bericht, liebte Ninon ihre wahren und rechtschaffenen Freunde. Diese war sie weder zu verrathen noch zu verlassen fähig, sie verrieth und verließ aber ihre Buhler. In ihrem achtzigsten Jahre ward sie dem gelehrten Abt **Gedoyn**, dem Ubersetzer des **Quintilians** und des **Pausanias**, untreu; Da sie hingegen den geliebten Gegenständen ihrer metaphysischen Liebe beständig treu verblieb.

Der sinnreiche und berüchtigste Verfasser des Buchs: de l'Esprit, Herr Helvetius, spricht, die **Liebe sey der Tugend Fieber**. Man lässet dem Verfasser diesen Ausdruck eben so, wie einem deutschen Dichter, vor einem halben Jahrhunderte, (*) den Ausdruck in einem Verse so hingehen, darinn er saget: **Die Liebe sey die Schwindsucht der Vernunft.** Der deutsche Dichter hatte Recht den Vers in dem

(*) Hofmans Waldau.

dem Gedichte, wo er sich befindet lauffen zu lassen. Kann, oder darf man aber wohl einem französischen Philosophen vergeben, daß er in seinem Wercke (*) behauptet: **Die Liebe (platonische) kann niemals etwas anders, als ein verstelltes Begehren nach dem Genuß seyn?** Dieser wegen ist aber dem Schriftsteller zu Paris so übel nicht begegnet worden. Ich werde mich begnügen, nur die Verse eines Dichters und Freundes, den ich bis zur Anbetung verehre, alhier anzuführen; Er spricht: (**)

" Wird sie dem andern eingeflößt, vermi-
„ schen wir, ein jeder in seinem eigenen Her-
„ zen, unsern Irrthum, unsere Schuld und
„ Tugend. „

Dieses möchte, meiner Meinung nach, die Antwort seyn, welche man einem jeden, der die unschuldige Leidenschaft, deren Vertheidigung ich hier, aus guten Gewissen und auf Treu und Glauben der Geschichte, über mich ge-

(*) De l' Esprit, T. III. p. 129. in der Anmerkung, Pariser Ausgabe. 1758. Der Verfaßer ist gegen die Väterliche Liebe nicht weniger ungerecht, er hält sie für eine Nachkommenschafts Raserey, Posteromanie.

(**) Per che l' altrui misura
Ciascun dal proprio core,
Confonde il nostro errore.
La Colpa è la virtu.
P. Metastasio, Issip. Atto I. sc. VI.

genommen habe, für eine Grille ansiehet, ertheilen könnte.

Was! Es sollte einem ehrliebenden Mann auf alle Art unmöglich fallen, eine rechtschaffene Frau, ohne ein geheimes Verlangen, sie zu verunehren, zu lieben?

Was! Es sollte einer erbaren Frau, einen rechtschaffenen Mann, ohne ein heimliches Begehren von ihm verunehrt zu werden, zu lieben, auf alle Weise unmöglich seyn?

Gut; Man setze auch, daß die Sache von äusserster Schwierigkeit seye. Weiß man aber nicht, muß man nicht bekennen, daß so viele Herzen so weise, oder so närrisch, so starck, oder so schwach sind, daß man von ihnen alles erwarten kann?

Würde man mir aufs richtigste erweisen, daß Don Quixot von Mancha, der Löwen-Ritter, und von der traurigen Gestalt, in seinem Herzen ein heimliches Begehren zum Genuß der Dulcinea von Toboso gehegt hätte, so würde dieses meinen Satz gar nicht umstossen. Ich wollte dagegen durch zwanzig spanische Romanzen beweisen, daß die Platonische Liebe lange Zeit, öffentlich, und der Nation zu Ehren, in Spanien geherrscht habe. Diese Romanzen würden gewiß nicht vorhanden, und Cervantes von allen Völckern in Europa nicht in so hohen Werthe seyn, wenn er in dem Quixote nichts anders, als blose Grillen bestritten hätte. Man behauptet, daß Cervantes durch diese vortrefliche Spottschrift dem gantzen Spa-

nien

nien unendlichen Schaden gethan habe. Dasjenige, was sie so lächerlich gemacht, zu vermeiden, fielen die Spanier, saget man, in den herrschenden Fehler eines benachbarten Volcks. Die Venus Aphrodita triumphirte völlig über die Venus Urania dergestalt, daß man die ehrerbietige, zärtliche, gereinigte Gedankens Art gegen das schöne Geschlecht, mit der man vormals prangete, ablegte:

" Man liebte nicht mehr so, wie man vor
„ Alters liebte. „

Diese Klage führete die unsterbliche des Houliers in einem ihr rechtwürdigen Reimgesetze, auf welches der Herzog von St. Aignan durch ein ihm würdiges Reimgesetz antwortete. Ich bitte meine Leser inständigst, die Gedichte der Madame des Houliers darüber zu Rathe zu ziehen. Diese zehende Muse besang die metaphysische Liebe, in Hofnung, daß sie ihr die Herrschaft in ihrem Vatterlande verschaffen wollte. Die rührenden Wercke dieses holdseligen Frauenzimmers sind eine tugendhafte Liebe einzuflössen würcklich sehr geschickt, die so wohl dem einen, als dem andern Geschlecht zur Ehre gereicht. Man kann dem berühmten Petrarcha, die grosse Anzahl seiner verliebten Sonneten vorwerfen; Kann man aber auch seiner beständigen Zärtlichkeit gegen die unvergleichliche *Laura* das Lob entziehen? Ihre Asche ward noch zehn Jahre hindurch angebetet, welches einen offenbaren Beweiß von der Beständigkeit ihrer Platonischen Liebe zu Tage leget.

Mit grossen Unwillen muß ich alhier einen sehr berühmten Schriftsteller tadeln, dessen Asche ich bis zum lezten Tage meines Lebens verwahren werde. Den verstorbenen Herren von Fontenelle muß ich tadeln. Er hat seinem Herze, seinem Verstande, seinem Character, und seiner Höflichkeit in einem Todengespräch widersprochen, darinn Plato, als ein lokerer Bruder, eine Königin von Schottland beleidiget. Wie kann wohl ein so schönes Genie = = doch wir wollen dieses schöne Genie verehren, und alhier von dem göttlichen Plato reden.

Plato hatte vom Socrates, seinem Lehrmeister in der Sittenlehre gelernet, wie der weise Mann eine ehrliebende und vollkommen liebenswürdige Weibs = Person lieben kann. Das Wissen mit der Ausübung zu verbinden, bekannte sich der göttliche Plato, der Philosophe, mit dem Zunahmen der Athenische Moses, dessen Sitten denen unsrigen so gleich waren, öffentlich, als Liebhaber der Frau Archeanassa, einer ihrer Tugend, ihrer Verdienste und ihres Alters wegen zu verehrenden Matrone. Hier waren keine Buhlereyen, keine Ehe aus Gewissen, oder ohne Gewissen; Nichts von allen diesem. Plato (*) liebete die Archea=

(*) Dieser lustige Philosophe sagte: die Liebe Götter hätten ihren Stand in den Runzeln der Archearaßa. Herr von Fontenelle hat dieses schöne Sinngedicht des Plato übersetzt. Dialogue entré Platon & la Reine d' Ecosse.

Archeanassa; Archeanassa liebete den Plato, ohne alles der Tugend gegentheilige Verlangen. Venus Urania überhäufte derselben hertzliche Vereinigung, mit ihren annehmlichsten Vergnügen, daher auch diese völlig metaphysische Liebe vorzüglich die Platonische genennt worden ist.

Socrates, welcher mit Cicisbro von Aspasia, des Pericles Gemahlin eben dergleichen Liebes Verständniß hatte, sollte, natürlicher Weiß dieser tugendhaften, und an gründlichen auch dauerhaften Vergnügen fruchtbaren Passion seinen Nahmen gegeben haben. Wie wohl Socrates war immer unglücklich. Es wiederfuhr ihm, was viele hundert Jahr nach ihm dem rechtschaffenen Christoph Colomb begegnete. Colomb entdeckte die neue Welt: Americ Vesputz hatte die Ehre ihr den Nahmen America bey zu legen.

Meinen jungen Lesern einen sinnlichen Begriff von dem wahrhaften Gegenstand dieser Babiole zu geben, will ich sie mit einem Gespräch endigen. Wenigstens schmeichele ich mir, daß jedes erliebendes Frauenzimmer dasselbe dem Gespräche des verstorbenen Herrn von Fontenelle gerne vorziehen werde, wider dem, es statt eines Gegengifts dienen kann. Das sag ich aber nicht aus Eitelkeit, oder aus Hochmuth, sondern einzig und allein der guten Sache wegen.

Aspasia und Socrates, Gespräch.

Aspasia. Das Orakel hat den Ausspruch gethan: Nach solchem, ist unter allen sterblichen Socrates der weiseste.

Socrates. Und nach dem deinigen?

Aspasia. Ich wette, daß du dich so gleich versündigen wirst, damit du nur des Orakel Lügen straffen kannst.

Socrates. Auf solche Art würde ich unverschämt und bescheiden zu gleich seyn.

Aspasia. Das Orakel setzt in Verwirrung; Ich versichere dich aber, daß ich einem jeden betrüglichen Orakel wiedersprechen würde, das dich nicht genennt hätte.

Socrates. Wie schmeichelhaft ist diese Höflichkeit! Du weißt aber doch, daß ich die Ironie liebe; In deinen Munde hat sie wenigstens tausend Annehmlichkeiten. Wie glücklich ist das Orakel: Ohne deiner liebenswürdigen, Gemüths Beschaffenheit, ohne deiner feinen Gedankens Art, würde ihm wiedersprochen worden seyn.

Aspasia. Ich bin deine Schülerin und halte mirs für eine Ehre es zu seyn, ohne meine Wissenschaft so weit zu treiben, daß ich meines Lehrmeisters spotten sollte. Gleichwohl betrübt mich der Ausspruch des Gottes, der dir so grosse Ehre bringt, und deine Freunde vergnügt, recht im Herzens-Grunde;

Auf-

Aufrichtig unter uns geredt, wünschte ich wohl, das Orakel möchte sich als ein falscher Prophet, versprochen haben.

Socrates. Aspasia ist auch in ihren Wünschen reitzend; Ihr aufgeräumt Gemüth widerspricht sich niemals; An dieser Gleichheit erkenne ich sie.

Aspasia. Entweder das Orakel hat uns getäuscht, oder du bist ein Verräther.

Socrates. Deine Vernunftlehre ist stoltz, man versteht sie nicht.

Aspasia. Du thust, als ob du von meinen schwachen Annehmlichkeiten gerührt wärst, und wenn ich dir glauben dürfte, liebtest du mich bis zur Unsinnigkeit: Kannst du, als mein Liebhaber, als ein Freund, ein Mitbuhler vou meinem Gemahl, würcklich der Weiseste seyn? Wärst du doch, zu deiner Ehre, König der Gecken, so hättest du doch noch das Recht, eine Schwachheit zu haben.

Socrates. Meine Liebe gegen dich, stammet von der Weißheit her. Pricles, unser Freund, dessen Mitbuhler ich bin, würde, wenn ich dich weniger liebe, übel mit mir zufrieden seyn. Seine getroffene Wahl ist viel zu schön, ich muß sie billigen und verehren; In dem Augenblick da man weise wird, muß man dich bis zum Anbeten lieben. Zum Verständniß dieses erhabenen Beweises, las dir sagen, daß, wenn ich auch blind geboren wär, so würde ich dich lieben. Alcibiades mag, als ein unsinniger Narr, Aspasien anbeten,

beten, so werde ich ihn mit keinem Fünkchen der Eifersucht beehren. Würde ich eifersüchtig, wär es eine schlechte Gedenkens Art, das hieß, mich zu sehr erniedrigen, noch mehr aber, dich beleidigen. Dich nicht anbeten, wär eben so viel, als wenn ich, wie ein Wilder, dem Meisterstück des Himmels meine Verehrung entziehen wollte. Nun siehe, ob du wohl muthmassen könntest, daß ich dich zu kennen, und nicht zu lieben mich unterstehen dürfte. Siehe nur, ob du, ohne eine Undanckbarkeit zu begehen, an deine Tugend dencken, und es dein Socrates noch verdenken kannst.

Aspasia. Das holdseelige Compliment hätte ich mir nicht vermuthet, daß ein Weiser lieben, und nicht eifersüchtig seyn sollte. Hat dir etwan dein Haußgeist diesen Grundsatz beygebracht?

Socrates. Eben dieser hats gethan, und noch mehr, er hat mich deiner Hochachtung versichert.

Aspasia. Er hat dich nicht hintergangen. Niemals hat meine Eitelkeit an dem Weyrauch eines leichtsinnigen sterblichen sich ergötzt, der wie Alcibiades, als Sclave eines Einfalls, im Vertrauen auf seine Sinnen, mir ein Opfer bringen will. Es ist mir lieb, aufrichtig zu gestehen, daß ich gefalle; Nur aber als dann, wenn man den rechtschaffenen Mann, nicht aber das Weib in mir liebet. Wär Socrates ohne Augen, nicht aber

ohne

ohne Verstand geboren, er würde sich über meine Gleichgültigkeit niemals beschweren dürffen.

Socrates. O göttliche Aspasia! du darfs versichert seyn, daß ich, als ein Blinder, im gewissen Sinn, dich anbeten kann. Dem edelsten, dem schönsten Gemüth weiß ich, mein ihm vielleicht nicht unwürdiges Herz zu opferen. Erinnere dich der Zeit, da ich, gantz unverliebt, dich alle Tage zu sehen, mein Schicksal glücklich prieß; nun sey überzeugt, daß von heut an, meine Zärtlichkeit nichts anders, als die langsamme Frucht der reinen Weißheit ist. Indem ich mich mit der Pflicht, deine Tugenden zu lieben beschäftige, so wundere ich in deinen Annehmlichkeiten, überflüßige Schönheiten. Wenn du sie verlieren solltest; so würde dieser schreckliche Verlust mich kaum kräncken.

Aspasia. Du bist ein Philosoph, und mich noch höher zu schätzen, liebest du mich, du verlangest von mir, daß ich dich lieben soll.

Socrates. Aspasia hat Augen: Ich habe keine Hofnung.

Aspasia. Dieser auf einen Verdacht gegründeter Vorwurf beleidiget mich. Glaube, daß ich gerecht, und meines Orts, blind bin, daß ich auch meine Hochachtung in Liebe verwandeln könnte; Dein Beyspiel ist viel zu schön, als daß man ihm nicht nachahmen sollte, und mein Ruhm fordert mich auf, dich liebenswürdig zu finden. Die Vernunft

lehret

lehret mich, ein Herz nicht zu verwerffen, das mir die Tugend anzunehmen erlaubt. Nun darf dirs nicht mehr unbekannt seyn, daß ich für den Werth einer so zärtlichen Freundschaft, dir ein Herz schencke, daß ich würde vertheidigen können, daß ich so vielen Anbetern versagt habe, welche meinem Geschlechte zu gefallen geborne Triumphierer sind. Der Ruhm muß dich rühren. Du muß, in den größten Widerwärtigkeiten zu dir selbst sagen: Der Gegenstand den ich liebe, liebet mich! " Durch meine Liebe, „ die sich auf die Tugend gründet, erhalt „ ich die größte Glückseeligkeit, und dieses „ Glück ist man mir schuldig. „ Um Vergebung, daß unterdessen die gerechte Aspasia der Philosophie die Kunst zu lieben lehret.

Socrates. Ich nehme dein Herz, diesen kostbaren Schatz an, wie man das vortreflichste und schönste Geschenk des Himmels annimt. Ich empfinde, wie ich soll, meinen Ruhm und mein Glück, und vergebe den Menschen ihren Haß und ihre Bitterkeit williglich. Mir ists genug, du liebest mich. Welch reitzender Schauplatz wird die Welt mir seyn, wo ich dein Liebster bin! Empfinde auch, deiner Seits, empfinde, schönste Aspasia, das Vergnügen, daß du der Annehmlichkeit meines Lebens Stifterin bist! Sprich in verdrüßlichen Augenblicken zu dir selbst: " Socra„ tes ist durch mich, der glückseeligste; Und „ sein Glück wird allezeit das höchste seyn,

er

„ er liebet mich, um mich zu lieben; Ich lie-
„ be ihn, wie er mich liebet. „ Auf gleiche Art, wie man sich vergnüget, einen geliebten Gegenstand zu sehen, der ohne unsere liebreiche Hülfe umgekommen seyn würde: So laß dir auch gefallen, mich also zu betrachten; Erinnere dich unaufhörlich, daß meine Tage, anderst nicht, als durch deine Zärtlichkeit vergnügt geworden sind; Da mein Schicksal durch dich, das glückseeligste Schicksal worden ist, so leb ich auch für dich, und bin bereit für dich zu sterben; Um Vergebung! daß indessen die Philosophie der liebenswürdigen Aspasia die Kunst zu lieben lehret.

Fortsetzung.

(*)

Ich habe nicht ohne herzliche Beunruhigung vernommen, daß meine zierliche Abhandlung von der Platonischen Liebe (**) den allgemeinen Beyfall der Kenner und Kennerin zu erhalten, nicht das Glück gehabt hat. Ich sahe vorher wohl, daß eine blose Babiole das durch den berühmten Fontenelle angezündete und durch den Verfasser des Buchs de l'Esprit, des witzigen Helvetius, angefachte Vourtheil auf einmal nicht dämpfen würde.

So

(*) Babioles. T. IV. p. 69.
(**) T. III. p. 35. sq.

(*) " So grosse Hofnung fasset der richtige „ Verstand nicht. „ Damit aber hätte ich mir wenigstens geschmeichelt, daß meine noch im Zweifel befangene Leser ein bedachtsammes Stillschweigen, nicht in Ansehen meiner, sondern dem gantzen menschlichen Geschlecht zu Ehren, beobachtet haben würden. Man hat im vorhergehenden gesehen, wie ein in Liebes händeln starker Geist, sich darüber vernehmen läßt:

„ Es ist nach der Natur und nach der sittli-
„ chen Beschaffenheit einem ehrliebenden Man-
„ ne unmöglich, eine erbare Frauensperson zu
„ lieben, ohne ein geheimes Verlangen, sie
„ zu verunehren. „

„ Es ist auf eben diese Weise einem ehrlie-
„ benden Frauenzimmer unmöglich, eine er-
„ bare Mannsperson zu lieben, ohne ein ge-
„ heimes Verlangen, von ihr verunehrt zu
„ werden. „ (**)

„ Es schleichen sich gleichwohl, spricht man,
„ die Begierden aufs geheimste, nach und nach,
„ in die wohl geordnesten, und gesetzesten Her-
„ zen ein. Endlich verlieret die Metaphysische
„ Liebe auf solche Art, die beyden ersten Syll-
„ ben, die vier ersten Buchstaben ihres edlen
„ Beyworts. „

Ich will gantz gerne glauben, daß diese Ein-
würffe

(*) Tant d'espoir n' entre dans l' Esprit raisonnable.
(**) V. Babioles, T. III. p. 38.

würffe in der Natur und Erfahrung gegründet seyn mögen. Ich will auch noch setzen, daß diese Begierden das weiseste, wie das thörichste, das stärkste, wie das schwächste Herz öfters anfechten. Die Platonische Liebe wird auf die Weise desto vortreflicher werden. Ehe ich zum Beweiß schreite, wird man mir, als einem Manne von meiner Profession, erlauben, ein wenig auszuschweiffen.

In einer ziemlich schlechten Schrift, habe ich in schlecht verfertigten, aber wohl ausgesonnenen französischen Versen gelesen.

„ Ein unbekannter, doch vernünftiger Schrift-
„ steller vergleichet die meisten Hofleute mit den
„ meisten Spielern; Sie wissen die Gefahr
„ wohl, lassen sich aber durch nichts abhalten,
„ weil sie, spricht der Schriftsteller, nichts
„ anders als Glück im Kopfe haben. Indem
„ sie das kostbarste, so der Mensch hat, aufsetzen,
„ leiden sie beständig hundert Fehlschläge, bis
„ sie, weil sie auf alle Art betrogen werden, die
„ Kunst der gefährlichen Geheimniße entdecken;
„ Und so dann werden die geschickten, so viel-
„ mal betrogene Gesellen, selbst Betrüger.

Diese Verse, wie sie auch seyn mögen, wider die Höfe und Höflinge erwecken so grossen Abscheu bey mir, daß ich wohl sagen darf.

„ Es ist sittlich und natürlich wohl möglich,
„ daß ein redlicher Mann an dem Hof, ohne
„ ein geheimes Verlangen, daselbst ein Be-
„ trüger zu werden, gehen kann. Gleichwohl
„ schleichet sich dieses Verlangen, nach und

„ nach heimlich in das aufs beste geordnete, „ und gesetzte Herz ein. Endlich giebt die „ Redlichkeit nach, wird schwach, und zur „ Hof-List. „

In meinem zarten Alter lernete ich die vier französischen Verse auswendig, deren gantzer Witz in einem zweydeutigen Sinne besteht:

A la Cour, ou le plus habile
N'a pas toujours un grand bonheur,
La Charge la plus difficile
Est celle de Fille d'Honneur.

Diese vier Verse, sie mögen seyn wie sie wollen, wieder die Höfe und alles Hof-Frauenzimmer machen mir so grossen Abscheu, daß ich wohl sagen darf.

„ Es ist sittlich und natürlich wohl möglich, „ daß ein tugendhaftes Frauenzimmer sich, „ ohne ein geheimes Verlangen, seine Tugend daselbst zu verlieren, nach Hofe gehen „ kann. Gleichwohl schleicht sich die Begierde, nach und nach heimlich in das wohlgeordneste, und gesetzte Herz ein. Endlich „ giebt die Tugend nach, wird schwach und „ ein Liebeshandel. „

Diese Widersacher der Platonischen Liebe mögen mich ja nicht herausfordern den Satz mit tausend und aber tausend alten und neuen Beyspielen zu beweisen. Viel lieber wollte ich ein Verzeichniß tugendhafter Personen liefern, die an den verderbtesten Höfen ihre Tugend und Redlichkeit, zum Ruhm beyder Geschlechter in vollen Glantz haben sehen lassen. Man sey

in diesem Stücke, wegen meiner Unfähigkeit, oder Trägheit, nur unbesorgt, da ich das Publicum, mit zwo weitläuftigen Verzeichnissen der in der gelehrten Republik berühmten Stifts und Domherrn versorgt habe. (*)

Ich biete meinem Gegenpart Troz, daß er mir seinen gehäßigen Saz durch Beyspiele beweise, welche angeführt zu werden, werth wären. Ich sage, welche angeführt zu werden verdienen, damit man meine Redens Art nicht künstlich umschräncken möge. Ich verlange, wenn man mich überzeugen will, daß man Helden, oder Heldinnen anführe, die den Tempel der Venus Urania verlassen haben, in dem Tempel der Venus Aphrodita zu opfern.

Damit man sehe, daß mein Spiel redlich ist, so will ich den Abelard und die Heloise anführen. Peter Abelard, oder Abaillard, ein vortreflicher Redner, aber schlechter Metaphysiker verführte seine anbetens würdige Heloise auf sehr physikalische Weise, in den Tempel der Venus Aphrodita. Ward er aber nicht auf strengste dafür bestraft? Ich dächt er wär grausam gestraft worden. Und durch wen? Durch

(*) V. les Babioles T. I. p. 118. -- 135. T. II. p. 99. -- 113. p. 124 -- 143. T. IV. p. 19. In welchem leztern der herr Verfasser, da er selbst bey dem hohen Stift zu Minden ältester Stifts und Domherr ist, einen ihm darüber gemachten Vorwurf beantwortet. Reproche. VII.

einen Domherrn zu Paris, (*) den Oheim der zärtlichen Heloise.

Wir wollen die Heloise mit ihrem geliebten Abelard vergessen. Laßt uns von den wackern Grafen von Essex sprechen. Er machte, daß die unsterbliche Elisabeth von ihrem erhobenen engländischen Throne nach der Andacht seufzete, solche zusammen in den Tempel der himmlischen Urania zu halten. O wie glückseelig war hierinn dieses Paar, seiner Ungleichheit ohngeacht, auf eine sehr lange Zeit! Welche Feder mag stark genug seyn, den rechten Begrif von einer so vollkommenen Glückseeligkeit zu entwerffen! Es ist wahr, daß am Ende der Rechnung Essex den Kopf auf der Blut-Bühne einbüßte. Was ist daraus zu schliessen? Daß die Platonische Liebe den Eifersuchts Teufel den Zugang nicht verriegeln kann. In einem tugendhaften Herzen, muß natürlicher Weise, die Eifersucht weit wütender, als in einem vom Laster verderbten Herzen seyn.

Wär die Königin Elisabeth, den Schritt, den die Königin Christina, von Schweden, als ein starckes, oder schwaches Frauenzimmer gethan hat, zu thun fähig gewesen: Hätte die stolze Elisabeth den Thron der Engländer verlassen,

(*) Dieser Domherr hieß Fülbert. Er ließ dem armen Abelard die Mittel benehmen, an der Frauenzimmer zu verführen Indessen hab ich seinen Nahmen in mein Verzeichniß der berühmten Domherren nicht mit setzen wollen.

lassen, um sich zu Sixtus des V. Füssen, in Rom zu werffen, so würde ich, das Lob der platonischen Liebe anzustimmen, überhoben gewesen seyn. Sixtus der fünfte schoß seine pappierne Blitze auf die Englische Elisabeth los, und auf metaphysisch betete er diese anbetenswürdige Majestät an. Die majestätische Elisabeth antwortete mit pappiernen Blitzen, und metaphysisch verehrte sie diesen schlauen Pabst, der in ihren Augen hoch zu schätzen war. Der Pabst fand, daß die Königin ein grosser König war. Die Königin traf an dem Pabst einen geschickten Anführer der Monarchen an. Welche schöne Einrichtung zu einer metaphysischen Verbindung! Sixtus würde die Elisabeth, ohne einige der päbstlichen Krone unwürdige Begierde, Elisabeth ebenfalls den Sixtus, ohne einiges der königlichen Krone unanständiges Verlangen haben sehen können. Die Verläumdung selbst würde, den geringsten eine so heldenmüthige Leidenschaft beleidigenden Argwohn zu fassen, so gar unverschämt und unsinnig nimmermehr gewesen seyn.

Hätte Henrich IV. gegen die schöne Gabrielle von Etrees gleich die aller reineste und unschuldigste Liebe gehegt: So würde doch das Publicum ihm solches nicht geglaubt haben. Henrich hätte bey seinem adelichen Wort schweren mögen, wie er gewolt hätte, daß seine schöne Gabrielle = = Ey ja doch, man würde den Schwur dieses wackeren Fürsten, nur für eine Hofversicherung angenommen haben.

Henrich war König. Die Welt kennt die Könige gar zu wohl, als daß sie sich einbilden sollte, sie hielten sich bey der vollkommenen Liebe eines philosophischen Liebhabers lange auf. Diesen muß man noch beyfügen, daß der gute Henrich nicht in so sonderbaren Ruf der Keuschheit stand. Schöne! die diese Stelle lesen, belieben solche nur mit einigen kleinen Betrachtungen zu beehren.

Die grosse Regel ist bekannt, daß man den äusserlichen Schein retten müsse. Sie leidet nicht die geringste Ausnahme. Folglich untersagt sie ihnen alle Herzens Gemeinschaft mit gekrönten Häuptern, mit mächtigen Fürsten. Sie können mit denselben keine vertrauliche Freundschaft schliessen, ohne ihren guten Ruf den Pfeilen der neidischen Verläumdung, und des verläumderischen Neides blos zu stellen.

Es ist ihnen gleicher Weise alle Herzens Vertrauligkeit mit dem Herzens-würdigsten Manne verboten, so bald derselbe in der schönen Welt für einen Liebhaber des schönen Geschlechts durchgängig gehalten wird.

Nach einem sehr übel angewendeten Euphemismus, oder unartiger Dinge, angenehmen Benennung, leget man jungen Flattergeistern, wie den alten Schwelgern, die edle Eigenschaft, eines Liebhabers des schönen Geschlechts bey. Welcher Misbrauch! Welcher Schimpf! Welche Unordnung in Sitten. (*)

Einem

(*) Wohl gesittete Leute sind die wahren Anbeter des

Einem Ober-Jägermeister halt ichs zu gute, wenn er seinen Monarchen gegen mich, unter der Versicherung lobet, daß er ein grosser Liebhaber der Jagd sey. Ich würde aber diesen Jägermeister auslachen, wenn er mich nachher versicherte, sein Fürst wär ein grosser Liebhaber der wilden Thiere. Kann man wohl ein Liebhaber der Geschöpfe seyn, die man seinem wilden Vergnügen aufopfert?

Hier befiehlt mir die Klugheit, widerwillen still zu schweigen; Sonst wollte ich mit aller Richtigkeit beweisen, daß die jungen Flattergeister und die alten Schwelger, ohne alle Vergleichung, die schönen Weibsbilder nicht auf andere Weise, als die Jäger das Wild lieben. Geschwind laßt uns wieder den Faden der Babiole nachgehen.

Was ist die Platonische Liebe? Es ist die höchste, innigste, zärtlichste, auf Tugend gegründete, durch Gerechtigkeit umschränkte Freundschaft zwischen zwey Personen verschiedenen Geschlechts.

Die Beschreibung dieser Liebe, enthält sie nicht schon ihre Lobrede? Diese Liebe ist auf Tugend gegründet, und durch Gerechtigkeit um-

Frauenzimmers spricht J. J. Rousseau, der abgegangene Bürger von Genf, in seiner Emile T. III. p. 296. nach der Leipziger Ausgabe 1762. gleichwohl ist mirs sehr lieb, daß H. R. nicht mein Hofmeister gewesen ist. Welcher ausschweifender, bald weiser, bald abscheulicher Mentor!

umschränkt. Das ist, sie kann unter untugendhaften, ungerechten und unbilligen Personen nicht bestehen. Eben dieses muß man von der Freundschaft der Personen einerley Geschlechts sagen. So zärtlich aber und angenehm diese Freundschaft seyn mag: Kommt sie wohl derjenigen bey, die zwischen einer Manns- und Weibspeson herrscht, deren metaphysiche Liebe ein gründlich vereinigtes Paar machet? Man muß die eine so wohl, als die andere Glückseeligkeit geschmekt haben, wenn man davon vernünftig urtheilen will. Diese Wahrheit wird man mir, dencke ich, nicht bestreiten. Was folgt daraus? Daß alle diejenigen, welche das würkliche Dasein der Platonischen Liebe leugnen, keine rechtmäßigen Richter seyn können.

Am Hofe zu Wien rühmete ein Fremder bey der Tafel eines Garten-Liebhabers die Mispeln ohne Kerne überaus sehr. Man spottete des Fremden, man hielt seine Erzählung für ein Mährchen. Der Fremde, dem es empfindlich vorkam, erschien im Christmonat desselben Jahres an eben der Tafel, und fieng das Lob der Mispeln ohne Kern wieder an. Der Wirth, welcher alle Fruchtbäume pflantzte, verlor so gleich die Gedult, und leugnete durchaus, daß es Mispeln ohne Kerne gebe. Der Fremde macht eine höfliche Verbeugung, grif mit beyden Händen in die Taschen, und brachte ein schönes dutzend Mispeln ohne Kern heraus. (*)

Der

(*) Den Liebhabern der Kunst Obstbäume zu ziehen,

Der Mann, der an der Tafel seines unglaubigen Wirths die Mispeln ohne Kern vorlegte, ist eben der noch, welcher zur Beschämung der Philosophen, die an der Existenz der Liebe ohne Begierden, der so schönen Passion, zweifeln, dieselbe hervorbringet.

Wir wollen setzen, welches ich gerne zugebe, daß Socrates, bey der Aspasia, und Plato, bey Archeanassa, in gewissen Augenblicken der menschlichen Gebrechlichkeit nicht haben entgehen mögen. Gesetzt, daß Socrates mehr als einmal bey sich selbst gedacht, wär ich doch der Aspasia Gemahl! Der Mensch ist nicht allezeit Herr über die Triebe seines Herzens. Welcher Menschenfeind würde aber wohl behaupten, daß jede natürliche Bewegung so gleich eine vollkommene Begierde wär? daß jedes Gelüsten in ein thätiges Begehren ausartete? Mir ist es unmöglich alle kleine Eingänge in mein schwaches Herz wider alle von der Natur herzu getriebene Begierden zu verrieglen. Ich begnüge mich, daß ich aus meinem Herzen

---

wollen wir berichten, daß diese Mispeln ohne Kern ihre Existenz der Scharfsinnigkeit Sr. Excellenz des verstorbenen Benedict Freyherrns von Alefeld, Herrns auf Jersbeck zu dancken haben. Nicht weit von Hamburg ist dieses schöne Guth durch seinen prächtigen Garten berühmt. Die Mispelbäume sind auch darinn, zum Ruhm dieses Freyherrn von Alefeld, noch vorhanden, eines anbetenswürdigen Greises, dessen Andenken dem gantzen deutschen Adel zu unendlichen Ehren gereicht.

alle, verstohlener Weise, in dieses Herz einschleichende lasterhafte Begierden aussage, welches offen stehet, und keine andere Verwahrung, als das Spazieren gehen hat.

Unsere lieben Theologen versicheren uns, daß wir eine natürliche Verderbniß in uns selbst trügen, welche die Schrift das fleischliche Gelüsten nennet, und das uns beständig wider Gottes Gesetz reizet. " Darinn bestehet eines „ Christen Tugend, die böse Lust zu bestreiten „ und solche nach und nach zu mindern. (*)

Wenn diese Theologen wahr reden, woran doch zu zweifeln nicht erlaubt ist; So habe ich wider alle philosophische Rechtsverdreherey, meinen Proceß gewonnen. Man fülle des Socrates Herz mit der bösen Lust so weit an, als man will; Er wußte seine vielköpfige Schlang als ein philosophischer Herkules nieder zu schlagen. Mithin pranget die Platonische Liebe in ihrem Triumphe: Und ich statte dir, du himmlische Venus Urania! meinen Danck ab.

Die himmlische Venus Urania begeistert mich hier, und befiehlt mir, des einen wie des andern Geschlechts zum besten, zu verkündigen, daß alle und also auch der Tugend Waffen ihre Abwechslung haben. Dieses melde ich nicht, als ein Sittenlehrer, von sehr Gottesfürch-

(*) S. Ciran Theol. Leçon 12. Diese gelehrte Anmerkung habe ich dem Wörter Buche des Richelet im Art. Concupiscence, zu denken.

fürchtiger Zärtlichkeit. Ich habe die Ehre der Sänger und Lobsprecher der Platonischen Liebe, dem gantzen menschlichen Geschlecht und unsers gegenseitigen Nutzens zu Ehren, zu seyn. Ich muß, in dieser Absicht, nothwendig die Welt in der Meinung lassen, daß von dem Tempel der Venus Urania, bis zum Tempel der Venus Aphrodita nur ein einziger sehr schlüpfriger Schritt zu thun ist.

Vielleicht mag diese Meinung von einer wohl bedächtigen Staatsklugheit der platonischen Schüler herkommen. Damit sie in ganz Griechenland destomehr bewundert würden, haben sie ohne Zweifel kund gemacht, daß der aller verliebteste Liebhaber, ohne die reineste Gelehrsamkeit der höchsten Philosophie, in dem Tempel der Venus Urania endlich in Verzweiflung gerathen würde. Ohne Zweifel mögen auch die metaphysischen Liebhaberinnen, ihrer Seits, aus gleichen Thon angestimmt haben. Glaublich ist es auch, daß sie die Sache, bey den Pralereyen ihrer Seladons weiter getrieben haben. Wir wollen uns in eine pedantische, nichts würdige Untersuchung aller Umstände nicht einlassen. Nur noch so viel wollen wir anmerken, daß so gar unter wilden Thieren Urania zu regieren sich belieben läßt, wenn ihre physikalische Mitbuhlerin nicht zugegen ist. Man höre, was Ariost singt:

Tutti gli altri animai, che ſono in terra,
O che vivon quieti e stanno in pace.

O si vengon a rissa e si fan gue'rra,
A la femina il maschio non la face.
L'Orsa con l'orso al bosco sicura erra,
La Leonessa appresso il Leon giace.
Con Lupo vive il Lupa sicura,
Ne la Guivenza hadel Torel paura.

Ariosto Canto V.

Zum Trost unsers Herzens mögen wir nur des Petrarcha Geschichte lesen. Dieser Dichter, der ein geborner Dichter, und ein Rechtsgelehrter wider Willen war, erblickte in seinem 22. Jahre, (Ihr aristotelischen Weltweisen, (*) merckt euch dieses Alter!) in der Stadt Avignon die schöne Laura. Er verliebte sich metaphysisch in sie, als es dem gerechten Himmel gefiel, Avignon die Glückseeligkeit zu schencken, die Laura zu bewundern. Sie hatte nur ihr fünfzehentes Jahr zurück gelegt, als sie diese rühmliche Eroberung machte. Dieser hat sie auch eine so glorreiche Unsterblichkeit zu dancken. Hier ihr schönen, sehet! was das bedeutet, eine Geliebte eines philosophischen Dichters zu seyn!

Petrarcha besang bis in den Tod, den Gegenstand seiner zärtlichen Liebe (**) mit so grosser

(*) Aristoteles der große Philosophe und Schriftsteller der erste Verfaßer einer Dichtkunst, besuchte den Tempel der Venus Urania nicht! In dem Tempel der Aphrodita hielt er nur eine Capelle.

(**) In Italien sagen und singen die Greise selbst, noch mit Entzuckung, seine drey Canzoni her.

ser Bescheidenheit, daß alle Fürets in der italiänischen Litteratur den Stand und Nahmen des Geschlechts ihrer unvergleichlichen **Laura** nicht einmal wissen.

Laura stammete aus einem berühmten Hause und vom alten Adel her, weil Laura das Mitglied einer zu Avignon gestifteten Academie, unter den Nahmen Corte d' Amore, war. In dieser wurden keine andere, als vornehme Standes und Personen von grosser Gelehrsamkeit aufgenommen. In dieser Academie, die nach der Einrichtung der zu Marsilien aufgerichtet war, wurden nur sich auf die metaphysische Liebe beziehende Materien abgehandelt. Uber diese Materien ward eifrigst nachgesonnen, damit diese Liebe bis zum höchsten Gipfel der Einbildung über alle Berge hinaus aufs scharfsinnigste, und nach dem Geschmack der Spanier getrieben würde.

Laura war, allem Anschein nach, vermählt. Es ist freylich wahr, daß Petrarcha in seinen Sonneten nicht ein Wort weder von der Verheiratung noch von dem Gemahl der Schönen lauffen läßt. In welcher Dichtkunst aber steht denn auch geschrieben, daß die Dichter so wohl ihre Liebhaberinnen, als die Gemahlen ihrer Liebhaberinnen zu gleich verewigen sollen?

Pe-

Man wird diese drey stücke zu bewundern nicht müde, die man vor allen andern: Canzoni sorelli heißet.

„ Petrarcha, indem er seine Verse und „seine Liebe her seufzete„ mag wohl natürlicher Weise, ein heiliges Gelübde gethan, und von Zeit zu Zeit den Gott der Ehe angeruffen haben, daß doch die Beherrscherin seines Herzens, seine Hand anzunehmen, im Stand seyn möchte. Hierüber beobachtete er ein bescheidenes Stillschweigen; Er nahm Kirchen Pfründen an, ward Domherr zu Parma und Padua, ohne in dem Prediger Orden zu treten. Er sparete sich noch das Mittel, die Platonische in der eheliche Verbindung einmal zu verkehren. Geschah das nicht, die Laura zu überzeugen, daß man sich noch immer schmeichelte, ihr die reichen Stifts- und Kirchen-Pfründen mit der Zeit auf zu opfern.

Jedoch wir wollen dem Leser nicht weiter beschwerlich seyn. Im Vertrauen dürfen wir ihm wohl noch eröfnen, daß eine neuere Laura, deren Nahme und Stand mir aber ganz unbekannt sind, mir unvermuthet, eine Ehre erwiesen. Diese schöne Unbekannte, welche mich für einen Lehrer und Professor in der Platonischen Liebe zu halten gewürdigt, hat über diese Passion mein Bedencken und meinen Rath verlangt. Die Dame, welche in Begrif stand, einen gewissen Herzens Freund zur Liebhaber-Würde, zu erheben, empfand Scrupel darüber. Sie wollte also von mir selbst belehrt seyn:

Ob es einem rechtschaffenen Manne, ein Frauenzimmer, ohne die mindeste Absicht, sie

zu

zu verunehren, zu lieben, möglich sey? Ob das Frauenzimmer, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, in die Redlichkeit und Weisheit ihres Liebhabers ein Mißtrauen setzen dürfte?

Von der Ehre eines solchen Vertrauens gerührt, machte ich mir den Ruhm, der lieben Unbekannten meinen Rath geschwind besiegelt und unterschrieben zu übersenden. Wie er andern noch nicht satsam unterwiesenen Unbekanten einiges Licht geben kann, so wollen wir unser

Räthliches, metaphysisches

Bedencken

hier mit kund machen:

„ Schöne Iris, ob gleich ein jeder wacke-
„ rer Mann euch, in verwerflicher Absicht,
„ eure Ehre zu kräncken, anzubeten unfähig ist;
„ So ist doch der rechtschaffene Mann gleich-
„ wohl ein Mensch; Die Liebe ein Verräther
„ und schlauer Tyrann: Nehmet euch also bey
„ dem letzten Theile eures gefährlichen Romans
„ wohl in Acht.

„ Allerdings dürfet ihr, doch ohne die Ge-
„ setze der Hochachtung zu beleidigen, in den
„ zärtlichen Liebhaber, den alles zur angeneh-
„ men Neigung, seiner zu vergessen, ermun-
„ tert ein Mistrauen setzen.

„ Glaubet, daß die Tugend, seine völlige
„ Hochachtung zu erhalten, ermahnet. Wis-
„ set aber auch, daß die Natur, zu gewissen
„ Zeiten, bey eurem Anblick starck wird.

„ Da euch, Iris! der Himmel so schön geschaf-
„ fen, gab er euch die Gestalt zu reitzen. Wer-

„ det, in beständiger Treue eurer Pflichten,
„ eine Liebhaberin, ihr dürft wohl lieben.

„ Den Weltkindern mag die metaphysische
„ Liebe immerhin ein Ungeheur scheinen. Wür-
„ de man wohl, ohne die platonische Liebe,
„ wissen, ob unsere Herzen tugendhaft wä-
„ ren?

IX.

Der Getadelte Aristoteles.

(*)

Ein grosser Mann kann eine Narrheit vorbringen, die er wohl für einen sinnreichen Einfall hält. Das Unglück ist dem guten Aristoteles wohl mehr, als einmal widerfahren. Ist er gleich ein vom Thron gesetzter Monarch, so ist er doch noch immer einer gewissen Verehrung werth. Es geschiehet auch nur mit Beybehaltung aller ihm schuldigen Hochachtung, daß ich ihn, wegen eines vermeintlichen satirischen Einfalls tadele, der wider alle Wahrheit lauft.

Aristoteles pflegte, in Ansehung der Freunde, und der Freundschaft öfters aus zu ruffen:

„O meine lieben Freunde! Es sind keine Freun„de mehr.„

(*) Babiol. T. IV. p. 23.

Ich würde diese Aristotelische Unbesonnenheit mit einem recht aberglaubischen Stillschweigen übergehen, wenn der Hof Philosoph, seines umgestürtzten Throns ohngeacht, nicht noch immer solche Widerhalle, oder vielmehr Papageyen hätte, die das Geschrey ihres Lehrmeisters unaufhörlich wiederholten.

Der Zeitlauf, in welchem Aristoteles die zweydeutige Ehre genoß, des grossen Alexanders Hofmeister zu seyn, ist mehr, als zu bekannt. Es wär daher leicht zu erweisen, daß das Haupt der peripatetischen Secte gegen seinen Zeitlauf sehr ungerecht, gegen seine Freunde sehr undanckbar, und sein eigener Verläumder wär, da er selbst ein zärtlicher und großmüthiger Freund, so gut es ein rechtschaffener Mann seyn kann, gewesen ist. Da ihn einer fragte, was ein guter Freund sey, so antwortete er, es wär eine Seele in zween Leibern. (*) Diese edle Beschreibung tröstet mich noch über den ausgelassenen und beleidigenden Ausruf, der dem Hofmann, Aristoteles, entfahren ist. Er hatte an den Räncken, die an Philipps und Alexanders Hof gespielt wurden, Antheil. Er hielt eine liebenswürdige Beyschläferinn, von dieser Schönen hatte er einen Sohn Nicomachus genannt, dem er die Bücher seiner Sittenlehre zuschrieb.

Man

(*) Lib. II. Moral. Cap. II.

Man muß sich daher nicht wundern, daß dem Hofmann, dem Liebhaber einer Buhlerin in den Sinn kommen, daß keine Freunde mehr wären, und daß er solches gegen Leute, die er seine Freunde nennet, zu erkennen giebt. Ohne Zweifel geschah es an seine Hof-Freunde, an seine Freunde, die der Schönen zu Liebe, mit ihm umgiengen, daß der weise Mann dergleichen gallsüchtige Erklärung that. In Ansehung seiner wahren Freunde mochte wohl sein Herz an diesen nagenden Verdruß des Hof- und Galanterie Geistes keinen Theil nehmen. Man sehe nur, wie wir von Ungerechtigkeit zusammen gesetzt sind! So bald uns ein Betrüger einen niederträchtigen Streich spielet; Ist kein ehrlicher Mann mehr. So bald uns eine Buhlerin untreu wird; Ist kein ehrliches Weib mehr in der ganzen Welt zu finden.

Dergleichen zorniges Auffahren im Munde eines heftig aufgebrachten Gemüths, welches in der ersten Hitze seinem gerechten Schmertz Linderung zu verschaffen gedenckt, daß er wider das gantze menschliche Geschlecht einen Strom von Schmähungen ausgießt, muß man billig übersehen. Dieses ist die grosse Narrheit, von der uns der weise Moliere, mit Verfassung seines Menschen-Feindes, hat heilen wollen.

Lässet sich aber ein solches sträfliches Vergehen in der Schrift eines Weltweisen entschuldigen? Wenn heut zu Tage ein Philosoph für das Publicum, hauptsächlich aber zum Unterricht der

Jugend schreibet, hat er das Recht, das gantze menschliche Geschlecht zu beschimpfen. Untersteht er sich, junge Leute von der Sorgfalt, sich Freunde zu erwerben, durch die Versicherung abzuhalten: daß keine Freunde mehr zu finden wären? Dieses Vorgeben ist von allen Seiten abscheulich. Wär dasselbe auch auf die deutlichste Wahrheit gegründet, so mußte man solches vors Publicum verborgen halten, aus Hofnung, daß die verbannte Freundschaft, von rechtschaffenen Leuten, welche durch die angenehmste aller Vereinigungen gerührt würden, wieder zurück gebracht werden könnte.

Welches Volck ist aber wohl von Gott so gar verworffen, daß die heilige Freundschaft bey demselben nur für eine angenehme und verführische Grille gehalten werden sollte? Die Menschheit empöret sich, wenn ein sich weise dünckender Mann Verdacht und Mistrauen durch das Vorgeben auszustreuen sich bemühet, daß kein Sterblicher mehr zu finden wär, der eine gründliche Freundschaft zu schliessen, und zu erhalten würdig oder fähig sey. Das menschliche Geschlecht wär wahrhaftig sehr zu beklagen, wenn ich alhier den ehrwürdigen Aristoteles mit Unrecht tadeln würde.

Wenn wir aufrichtig von der Sache Beschaffenheit reden wollen, so ist mein Absehen hauptsächlich nicht auf ihn gerichtet. Mein Tadel trift vielmehr gewisse heutige Lehrer, welche dem Aristoteles zu folgen, in sonst ziemlich nachdencklichen Büchern drucken lassen, daß

es keine Freunde mehr gäbe. Dieses sind eben die frechen Schriftsteller, denen ich gerne auf des Aristoteles Backen Streiche versetzen möchte.

Wiewohl, allen gelehrten Zweykampf möglichster Weise, zu vermeiden, will ich die Larven nicht nennen; Vielmehr aber dieselben mit einem politischen Stillschweigen beehren, ohne Bestrebung nach dem Glücke, sie dadurch zu Freunden zu machen. Ich würde allezeit den Umgang oder die Verbindung, mit einem Menschen scheuen, der mir nur ein einzigmal unters Gesicht sagte! Freund! es sind keine Freunde zu finden! Die Sittenlehrer und die Dichter mögen in Satiren wider die Höfe der Welt alle Kräfte erschöpfen: Diese Höfe werden deswegen gewiß nicht Oede und Wüste bleiben. Ist wohl eine Gegend in Europa, da man die schönen Verse des Herrn von Voltaire nicht wissen sollte?

„ Die unter einem Monarchen geboren sind,
„ Stellen sich alle, als ob sie ihn anbeteten:
„ Se. Majestät, so dieses wohl mercken,
„ Stellen sich, als ob sie solche beehrten.
„ Und von dieser falschen Münze,
„ Mit welcher der Hofmann den König bezahlt,
„ Die ihm aber der Fürst wiedergiebt,
„ Lebet ein jeder, und denckt nur auf sich. „

Gleichwohl behält diese falsche Münze immerfort ihren alten Lauf, und der sich damit be-

betrügen läßt, wird mit Recht ausgelacht. Nichts destoweniger könnte man den Bourbonischen Sänger fragen: Ob sich Mornai nur so gestellt hätte, als ob er Henrichen IV. anbetete, und ob Henrich IV. sich nur gestelt hätte, den Mornai zu beehren? Zwischen diesem Hofmann und seinen Monarchen, hatte die falsche Müntze, deucht mich, niemals einen Werth. Aufrichtig zu reden: Die gehäßige Schildereyen von unsern Höfen sind so übertrieben, daß sie das menschliche Geschlecht beschimpfen würden, wenn man nicht wüste, daß die Mahler dieser Bilder, ihre Vorgänger zu übertreffen, den Spott noch höher treiben müßten. An des Nero Hof hatte Lucan vollkommen Recht zu sagen: (*)

exeat aula,
Qui volet esse pius.

Man verlasse den Hof,
Wenn man gerecht seyn will.

Zu unsern Zeiten, giebt es, dem Himmel sey es gedanckt, so sehr verderbte Höfe nicht, daß man an solchen nicht, als ein rechtschaffener Mann, leben könnte, wenn man nur vorsichtig seyn will. Ich will wohl glauben, daß es eine schwere Sache ist, sie ist aber gewiß nicht ganz

(*) Pharsal. Lib. VIII. vers. 493.

ganz unmöglich, aller der witzigen Blätter ohngeacht, die man wider das Ungeziefer in den Cabinetten und Vorgemächern drücken läßt.

Wir wollen hier eine kleine Anmerkung im Vorbeygehen machen. Die französische Nation ist wider die Hofleute und die Höfe am heftigsten erbittert. Gleichwohl ist eben die französische Nation in die Höfe, und in das Hofleben am meisten vernarrt! Man wird mich des Beweises dieses Vorgebens überheben; Wo nicht, so will ich Schriften und Zeitungen anführen.

„ Glückseelig ist, der den gefährlichen Auf„enthalt nicht kennet, wo das Glück Haß und „Liebe rege macht; Wo die bescheidene und „allezeit verfolgte Tugend, mitten unter dem „Geschrey, das sie dem Neid abzwinget, „durchwallet; „ Hat ein erhabener französischer Dichter gesagt.

Man hat solche gefährliche Aufenthalte, ohne die geringste Gefahr gesehen. Man hat Mornais gesehen. Man hat wakere Leute in hohen Ehren gesehen, die sehr erbauliche Freundschaften unter sich gepflogen haben. Kurz, man hat Philosophen gesehen, welche mit allem Rechte ausgeruffen haben.

O mein Freunde! Es giebt noch Freunde! Wer zu klagen Lust hat, beklage sich über die Seltsamkeit der wahren Freunde. Sie mögen sie noch immer weiter mit den Melonen vergleichen, von denen man fünfzig auf-

schneiden muß, ehe man eine gute findet. Je mehr man mir die Seltsamkeit der Freunde beweißt, je lieber und kostbarer mir meine Freunde werden. Die Seltsamkeit der Freunde mag wohl ein altes Vorurtheil seyn. Vielleicht nimmt es seinen Ursprung und erhält seinen Fortgang von den Pralern und Heuchlern in der Freundschaft. Auf solche Weise sind die guten Aerzte ebenfalls überaus seltsam. Wer mich überzeugt, daß die Freundschaft seltsam ist; der überzeugt mich zugleich, daß wenig Menschen solche zu empfinden fähig, und daß wenig Menschen dieselbe zu gewinnen würdig sind.

„ Die Freundschaft eines grossen Manns ist
„ ein Geschenck der Götter „

Oedip. I. Handl.

hat der H. von Voltaire gesagt. Der Himmel wolle ihn für diesen Vers segnen, der so viel, als ein langes Gedicht gilt! Ich weiß ein Verschen, das noch viel tröstlicher ist, weil die grossen Leute, zum Unglück, und in der That so seltsam sind, daß sie die Götter nicht so sehr haben verschwenden können. Das Verschen, so ich meine, ist ein hebräisches, welches ich, wie Houdart de la Motte den Homer, und Voltaire den Saddi übersetzt hat, übersetzen will:

„ Wer einen Freund erwirbt, erwirbt sich
„ einen wahrhaftigen Schatz. „

Da

Da der Verfasser dieses Verschens (*) ein Verehrungswürdiger Mann ist; kann man wohl den Sterblichen nicht mit Recht tadeln, der seine Pflicht unterläßt, schätzte zusammeln? Ich weiß wohl, daß Leute von grossem Verstand und treflichen Gaben den Muth fassen, zu leugnen, daß man, sich Freunde zu erwerben, schuldig sey. Wär ich kein geborner Crhist, so würde ich dem abgeschiedenen Geiste des Grafen von Schaftesbury seinen der christlichen Religion gethanen ungerechten Vorwurf nicht vergeben. (**) " Mylord behauptet, daß die christ-
„ liche Religion von einigen der größten Hel-
„ den Tugenden, als von den besondern
„ Freundschaften, und von der Liebe zum Va-
„ terland wenig rede; Und, daß es nur frey-
„ willige Tugenden eines Christen wären,
„ die kein wesentliches Stück seiner Liebe aus-
„ machten. „

Uber den Artikel muß man diesen Schriftsteller die Ehre nicht erweisen, ihn zu widerlegen. Der eingeschränkteste Verstand muß sehr leicht begreiffen, daß der Grundsatz einer allgemeinen Liebe alle Pflichten der Freundschaft unter sich begreiffe. Daß die in der H. Schrift gebotene Liebe des Nächsten, gantz natürlicher

(*) Sirach VI. vers. 14.

(**) V. Characteristik. T. I. p. 99. & 100. V. encore l'Essay sur l'usage de Raillerie & de l'Enjoument dans les Conversations &c. Traduct. imprim. à la Haye 1710. p. 77.

Weise die besondere Freundschaft predige: Ich muß alles Weibsvolck, wie Schwestern lieben: Daß ist der Geist der Gesetze. Braucht es noch etwas mehr?

Wir wollen auf einen Augenblick setzen, daß der engländische Graf nicht so viel Unrecht habe, als er wirklich hat; Und folglich der Christ im Gewissen nicht verbunden sey, sich Freunde zu erwerben; Würde wohl daraus der Schluß zu ziehen seyn, daß der Christ ein Bürger, der allezeit ein Gliedmaß einer Gesellschaft ist, eine Helden Tugend, die aller menschlichen Gesellschaften Bestes beförderte, auszuüben, befreyet sey? Die Pflichten des Menschen und Bürgers sind, und werden allezeit wesentliche Pflichten bleiben, wenn auch die H. Schrift nicht davon geredt hätte. Wär ich auch befreyt, meinen Nächsten zu lieben: So würde ich ihn, nur wegen des annehmlichen Vergnügens der Liebe, dannoch lieben. " Weil das „ Herz, wie ein neuer weiser Mann gesagt „ hat, (*) unter allen unsern Vermögen das„ jenige ist, aus welchem die angenehmsten „ Bewegungen entstehen; Die Lebens Art, „ welche allen andern vorgezogen zu werden, „ verdienet, ist diejenige, wo die Bewegun„ gen der Liebe am stärksten herrschen. „ Man müßte also wohl sein eigener Feind seyn, und

ein,

(*) Feu M. Poully. v. sa Theorie des Sentimens agréables, ch. XVI.

ein, dem Menschen unwürdiges Herz besitzen, wenn man gegen die Reitzungen der Freundschaft gantz unempfindlich seyn wollte. " Es „ ist eine solche anziehende, verborgene Kraft „ darinn, daß in Ansehung des Vortheils, „ den vollkommene Freunde an allen demje„ nigen, was sie betrift, nehmen, ihre Güter „ sich vermehren; Ihre Widerwärtigkeit schei„ net zu verschwinden, und so gar in ihrer ge„ genseitigen Betrübniß, herrschet eine Art „ der Annehmlichkeit, die sie mit dem lebhaf„ testen Vergnügen nicht vertauschen würden. „ (*) Man kann der Jugend das Buch von der Freundschaft, vielleicht das Meisterstück des Cicero, nicht zeitig genug in die Hände geben. Er zeiget darinn die Vortreflichkeit der Freundschaft, derselben Grundsatz, die Regeln, so man darinn beobachten müsse, welche Leute darzu geschickt sind, kurz, alles was man nur von diesem Gegenstand verlangen kann. Es ist wahr, daß der Redner die Pflichten dieser lieblichen Vereinigung übertreibet. Sie muß die von der Tugend vorgeschriebene Schrancken nicht überschreiten. Cicero, den eine rednerische Entzükung verführte, vergaß einer so edlen, so schönen und dem gantzen menschlichen Geschlecht vortheilhaften Gemüths Bewegung zum Besten, seine eigenen Grundsätze. O wie leicht ist aber dieser Fehler einem Philosophen, ei-

(*) Theor. des sentim. agr. ch. XIV. à la Fin.

einen vortreʒichen Redner zu vergeben. Man muß das vernünftige rechtliche Verfahren dieses Sachwalters der zärtlichen Freundschaft nichts desto weniger hochachten.

Ich weiß nicht, ob noch jemand die unten benante Wercke, (*) ohne Eckel lieset. Ob gleich diese Bücher mit gemeinen Sätzen und bekannten Wahrheiten angefüllt sind, so haben sie doch für diejenigen noch ihre Verdienste, die sie nicht gelesen haben. Der schändliche und anstekende Grundsatz, welchen einige dem Chilon, andere aber dem Bias im Mund legen: **Man soll seine Freunde betrachten, als wenn sie einmal unsere Feinde werden können,** müsse verwünscht und verworffen seyn. Cicero hat Recht, daß er denselben als einen Gift der Freundschaft ansahe. Er verwirft dergleichen gehässiges Mistrauen; welches sich zu den angenehmen Reitzungen einer Hertzens Vereinigung gar nicht schickt. Wohl gut! die Staatsleute mögen sich gleich untereinander mit Klugheit, mit Vorsichtigkeit eines Mannes, der wohl vorher siehet, daß er einmal hassen könnte, aufführen. Wohl gut! daß Monarchen sich unter einander durch Bündnisse, mit aller Vorsichtigkeit eines Monarchen, vereinigen, der vorher siehet, daß diesen

(*) Reflex. sur ce qui peut plaire ou deplaire dans le Commerce du Monde. Le Caractère dun veritable & parfait Ami, par Mr. Portes; Chanoine de St. Chamond. *Sacy* Traité de l' Amitié.

se Verträge einmal gebrochen werden können. Privatleute aber müssen unter sich ein so schimpfliches Mistrauen nicht hegen, oder den Annehmlichkeiten der Freundschaft entsagen. Der rechtschaffene Mann errichtet eine Freundschaft, wie ein Ehebündniß geschlossen wird, in dem vesten Vertrauen, daß nur allein der Tod den Vertrag seines Herzens brechen könne. Der redliche Mann ist allezeit im Stande zu seinem Freund das jenige zu sagen, was St. Ambrosius von seinem Bruder Satyrus sagte: **Ich und mein Bruder hatten nur einen Verstand, und nur einen Willen: Alles war unter uns gemein, ausser unserer Freunde Geheimnisse.** Man sehe, dieses nennet man Freunde bis zum Altar, usque ad Aras. Jede Freundschaft, die nicht auf Redlichkeit und Tugend gegründet ist, wird eine verächtliche Rottirung.

Wir wollen bey dem Beschluß noch derenjenigen Meinung untersuchen, welche vorgeben, daß alle Freundschaften, in einem Stück zum wenigsten, eigennützig wären. Das ist eine Wahrheit, die man bekennen muß, so bald man die Erklärung thut, daß nur der Eigennutz eines wohlgeordneten Herzens, ein tugendhafter und gründlicher Eigennutz verstanden wird, bey dem man nicht Lobsprüche genug verschwenden kann. Wenn ich geliebteste Freundinnen! Und wertheste Freunde!

„Da ich euch liebe, nichts, als das Vergnügen zu lieben empfinde,„

so

so könnet ihr, nach aller Schärfe, zu mir sagen, daß diese Liebe sehr eigennützig, und für mich höchst vortheilhaft sey. Bekennet aber zugleich, daß ihr, ohne diesen zärtlichen Eigennutz, meine Liebe, oder meine Freundschaft sehr wenig achten, und vollkommen Recht haben würdet, mich für einen Mann zu halten, der ein sehr lohnsüchtiges Herz im Leibe trüg. Anstatt uns hierüber mit fernern Vernünfteln auf zu halten, wollen wir ein paar sonderbare Begebenheiten zu Ehre der Freundschaft, die einzig und allein auf des Herzens Eigennutz gegründet ist, anführen.

Als im Jahr 1688. " Frankreich, durch „ den Herrn du Quene, Algier bombardieren „ ließ, wurden die Belagerte durch den Verlust und das Unglück, welches ihnen die „ Bomben verursachten, im Zorn dergestalt „ erbittert, daß sie ihren Grimm wider die „ französischen Sclaven auslieſſen, und sie lebendig vor die Canonen stellten, damit sie „ solche dem Geschwader des H. du Quene „ stückweise zurück schickten. Ein Kriegsbefelchshaber, nahmens Choiseul, ward gefangen, und zu eben dem Schicksal verurtheilt, durch welches so viele andere umgekommen wären. Eben da das Werck vollstrekt werden sollte, erkannte ihn der türkische Capitain, und weil er durch das Unglück einer Person, die ihm vormals Gefälligkeit erwiesen hatte, gerührt ward; wandte er alles an, ihn zu retten. Wie er aber

keine

„ keine Gnade für ihn erlangen konnte, und
„ sahe, daß man ihn an die Canone führte,
„ er mochte zu seinen Besten thun, oder sagen,
„ was er wollte, so lief er als ein Verzweifien-
„ der, auf ihn los, umfaßte ihn, und schrie
„ dem Canonier zu; Zünde los, weil ich mei-
„ nen Wohlthäter nicht retten kann, so will
„ ich mit ihm sterben. Den König, der da-
„ bey zu gegen war, rührte dieser Anblick,
„ und ließ dem Kriegsbefelchshaber Gnade wie-
„ derfahren. „ (*)

Nun frag ich, ob des türkischen Capitains Freundschaft eigennützig gewesen ist? Polydor hörte in einer grossen Gesellschaft, nicht ohne Erbitterung, daß sein vertrautster Freund, Damis, heftig verleumdet ward. Er nahm dessen Vertheidigung mit solcher Lebhaftigkeit über sich, daß die Degen gezogen wurden. Man stillete hierauf den Zwist, mit der Bedingung, daß beyde Theile die Sache, morgen früh, bey Anbruch des Tages, durch einen Zweykampf ausmachen sollten. Man gieng aus einander, und Polydor lief zum Damis, dessen Degen zu borgen, ohne ihm zu sagen, warum und mit wem er sich schlagen wollte. Damis erbot sich so gleich ihm, als Secondant zu dienen. Da er aber dieses von ihm nicht erhalten konnte, gab er ihm seinen Degen. Polydor schlug sich den Morgen darauf, und verwun-

(*) Memoires du Comte de Forbin. à Amst. 2. Vol.

wundete seinen Widersacher tödlich. In einigen Tagen darnach schickte er dem Damis seinen Degen mit folgenden Billet zurück:

Werthester Freund!

Hier erhalten sie ihren Degen wieder zurück. Er hat meine Ehre zu rächen, und ihnen zu beweisen das Glück gehabt, daß ich würdig sey, allezeit zu seyn,

Werthester Freund,

Dero aufrichtiger und
treuer Diener.

X.

Gerechtigkeit den Musen!

(*)

„Aus guter Staats Klugheit sol„te man den Kindern die Ge„schichte der Gelehrten sorg„fältig verheelen,„ hat jemand gesagt, und hat es mit gutem Recht gesagt. (**) Alle diese Verzeichnisse der unglückseeligen Gelehrten verunehren, in Wahrheit, die Grossen, sie werden ihnen aber auch die Meinungen, die sie von gelehrten Leuten hegen sollten, nicht einflössen. Balsai erzählt in einer von seinen Unterredungen, daß der Liebling eines Fürsten, der mit seiner Unwissenheit noch gepralt hätte, ein dutzend Dichter hergezahlt habe, die ihm Dienste gethan hätten, und in seinen Diensten Hungers gestorben wären. Balsai hätte diesen Für-

(*) Babiol. T. IV. p. 33.
(**) V. Reveries Poëtiques sur des sujets differens. p. 38. Edit. d'Amsterdam 1755.

Fürsten und seinen schändlichen Günstling nennen, oder diese Dummheit, wider alle Wahrscheinlichkeit, nicht erzählen sollen. Man hat sich von je her, die Musen zu beschreien eine Lust gemacht, und unsere Dichter machen sich noch ietzo eine heilige Pflicht daraus. Piron, der sich in seiner Metromanié Act. II. Sc. VII. in diesem Artikel sehr hervorgethan hat, kann zum Zeugen dienen. (*) Ich bin gar nicht der Meinung, daß man diesen Auftritt nicht für vortreflich und des französischen Schauplatzes würdig finden sollte. Gleichwohl muß auch den guten Musen Gerechtigkeit wiederfahren. Man muß der Jugend beybringen, daß diese Töchter des Gedächtnisses gar nicht unglücklich, oder gefährlich, sondern vielmehr öfters gütige Gottheiten zu seyn pflegen.

Der berühmte Racine, der sich durch sein schön Gedicht von der Religion so viel Ehre erworben hat, ist der einzige französische Dichter, der in unsern Tagen den Töchtern des Himmels zur Seite getreten ist. In seinen weisen Betrachtungen über die Dichtkunst giebt er wider den Despreau zu erkennen:

„ Daß der Reichthum
„ jezuweilen am Ufer des Permessus wohne. „

Herr

(*) Ein Fabulist; der H. Abt Aubert hat den Narren eine Lust zu machen, der Profession, die er selbst treibt, zum Nachtheil, sie mit einem Lehrgedicht in Fabeln beschenkt. V. ses Fables nouvelles, L. II. Fab. V. le chin d'un Poëte & la Chatte d'un Abbé.

Herr Racine zeiget, daß Benserade ein undankbarer Gesell sey, wenn er den Pegasus anklagt, es wär

„ Dieses gelehrte Pferd, welches der Brunn
„ auf dem Helikon entdeckt habe, ein Haupt-
„ Feind des Reichthums, das, in einem Tra-
„ be und fast in einem Odem, seinen Reuter
„ öfters nach dem Spital bringe. „

Es hat den Benserade bey weiten nicht dahin, sondern vielmehr an Ludwigs des Grossen Hof getragen, wo Benserade eine lange Zeit der Mode-Poet, im reichlichen Glücksstande, gewesen ist. Man muß sich billig wundern, daß Herr Racine bey dieser Gelegenheit nicht die Verse des Senecee auf den Benserade angeführt hat.

„ Dieser schöne Geist besaß drey unterschie-
„ dene Gaben, die man in Zukunft kaum
„ glauben wird; Er schertzte über die Grossen,
„ ohne Scheu, ohne daß sie darüber böse wur-
„ den. Er ward alt und recht galant, dabey
„ aber nicht lächerlich, bereicherte sich auch mit
„ Vers machen. „ In unsern Tagen trägt Pegasus Leute nach Hofe, die ohne ihn gewiß keinen Fuß in das Vorgemach eines abgetheilten Prinzen setzen dürften. Ich biete unsern Benseraden trotz, daß sie mir einen Reuter nennen, der von dem guten Pegasus nach dem Spital getragen worden wär; Dieses geflügelte Pferd ist so dumm gar nicht.

Die Stadt Paris hat vor einigen Jahren den Dichter Autreau in seinem 88. Jahre

im Spital sterben sehen, (*) es ist eine Schande, ich bekenne es. Was kann man aber hieraus schliessen? Autreau würde eben da gestorben seyn, wo er gestorben ist, wenn er auch nicht alles aufs Spiel gesetzt hätte. Wenn alle rechtschaffene Leute das betrübliche Schicksal dieses Greises betrauren, so geschiehet es hauptsächlich nur deswegen, weil er ein Dichter, und eines besseren Glücks werth war. Die Anzahl der armen Dichter ist erstaunlich groß: Ist die Anzahl der reichen Dichter, eine gegen die andere gerechnet, nicht eben so ungeheur groß?

Man wird mir einwenden, daß aller Dichter König, der göttliche Homer, (**) seiner Iliade und Odyssee ungeacht, in äusserster Dürftigkeit gelebt habe.

Hierauf antworte ich, daß aller Weisen König der göttliche Salomo, der drey tausend Gleichnisse und fünf tausend Gesänge gemacht hat, beständig in unermeßlichen Schätzen gelebt habe.

Man muß franck seyn, sehr franck muß man seyn, wenn man im rechten Ernst behaupten will, daß die Musen, diejenigen an den Bettelstab brächten, die denselben mit Liebe zugethan wären. Es ist gantz natürlich, daß einer

ins

(*) V. les Babioles, T. I. p. 87.

(**) Joseph Barberius hat ein Buch de Miseria Poetarum Græcorum geschrieben. Was beweisset er? nichts anders, als daß die Musen ihre Liebe auch den Armen zu wenden.

ins Elend geräth, wenn er nicht bequemlich leben kann, und sich gänzlich den Musen überläßt. Den muß man für einen Narren halten, der um das Vers machen wegen sein täglich Brod zu gewinnen verabsaumet, wir dürfen nur die Geschichte zu Rathe ziehen. Sie werden uns gewiß eine Legion der Dichter vorstellen, welche die Vorsehung zur menschlichen Hoheit beruffen hat. Es ist lustig anzusehen, daß auf dem Parnaß feist gewordene Dichter sich in Spöttereyen auf die Armuth, die ihrer Meinung nach dem Parnaß anhängig sey erschöpfen. Paupertas Poëtarum Hereditas, die Armuth ist der Dichter Antheil und Erbschaft, saget man, und dabey weiß und denckt man nicht, daß aus Poeten Päbste, Kayser, Könige, Beherrscher u. d. m. geworden sind.

Fragt mich jemand von was für Zeitläuften ich rede; so werde ich trocken antworten: von allen Jahr hunderten.

Welcher Privatmann ist im verwichenen Jahr hundert der reichste und doch elendeste Reimschmidt gewesen? Der Cardinal von Richelieu. Racan hatte 40. bis 50. tausend Livres an Renten. Der härteste und der seichteste Dichter, der abscheulichste Versmacher, der ein Schütze gewesen war, Chapelain, machte Regen und Sonnenschein auf den Parnaß. Er hatte sieben tausend Livres, Renten. Montmaur, der Schmarotzer, besaß deren fünf tausend. Es ist allerdings wahr, daß sie alle beyde, weil sie abscheulich geitzig waren, in

elender Dürftigkeit lebten. Will man deswegen den himmlischen Töchtern den Fehler zu rechnen? du Lorens, ein elender Reimer, hinterließ eine reiche Erbschaft. Seine Gemählde allein betrugen 3000. Livres.

Grinault, der zu Paris geboren, und eines Beckers Sohn war, ward anfangs Laquey bey Tristan l'Hermite, bey dem er Verse machen lernete, und diese Verse beförderten diesem Laquey sein Glück. Grinault hat den Schauplatz mit vielen Stücken versorgt. Ein Kaufmann, der ein rechter Anbeter der Lustspiele war, gewann Grinault so lieb, daß er ihn in sein Hauß nahm. Der Kaufmann starb, und der Dichter besorgte alle dessen Geschäfte, daß er auch nicht vergaß, die Witwe zu heirathen. Mit der Frau bekam er 40. tausend Thaler. Er kaufte das Amt eines Rechnungs Raths, nach dem er in die französische Academie aufgenommen worden war. Despreau wußte dieses alles gar wohl, er hat aber allezeit davon stille geschwiegen. Segrais, dieser magere Ubersetzer des Virgils, kam aus Caen und erschien durch die Gnade seiner Muse bey Hofe. Als er der grossen Welt überdrüßig war, gieng er wieder nach Caen, und heirathete daselbst eine reiche Erbin.

Regnard, des Moliere Mitbuhler that, ob er gleich ein Dichter war grosse Reisen, er besaß grosse Summen, die er seiner Reisesucht aufopfern konnte. Als er nach Frankreich zurück kam, kaufte er sich das Amt eines Forst- und Jägermeisters des Forsts zu Dourdan.

Nach-

Nachher brachte er das angenehme Guth Grillon an sich wo er die meisten seiner Lustspiele verfertigte.

Man verwundert sich gar sehr, daß der liebenswürdige Racine, in dem Artikel vom Glück der Poeten so viel merkwürdige Dinge mit Stillschweigen übergangen hat. Seinen Mangel zu ersetzen wollen wir anmercken, daß Moliere, eines nicht reichen Tapezierers Sohn, aus der Thalia Gnaden bey 30. tausend Livres Renten genoß; Daß sich Destouches, Erbherr von Fort-Oiseau, von Vofres de Vives Eaux u.d.w. Landpfleger von Melun und Mitglied der französischen Academie über den Schauplatz zu beschweren nicht Ursache gehabt hat. Crebillon, der Vater, (*) hat die gute Melpomene niemals verwünscht.

In Wahrheit, den Verläumdern der Musen den Mund zu stopfen, sollte man eine Bibliothek nach Alphabetischer Ordnung und nach der Zeitrechnung von glückseeligen Dichtern sammeln. Das Vorurtheil würde so dann nach und nach abnehmen, und die Jugend, durch eine dem Publico heilsamme Ehrbegierde, um die Wette sich hervor zu thun ermuntert werden. Bey dieser Gelegenheit wollen wir eine dichterische Anecdote beybringen. Corsim, Marquis von Sisinanno, und Prinz von Soglio, ein

(*) Er starb zu Paris den 23. des Hornungs 1762. im 91. Jahre seines Alters.

ein italiänischer Dichter, übersetzte Anacreons Oden in italiänische Verse. Die Betbrüder im Lande weissagten diesem Poeten, dem Ubersetzer solcher profanen Oden tausend Unseegen, mit Anwünschung alles Unglücks. Was geschah? Ein Sohn dieses Dichters und Ubersetzers des Anacreons ward Pabst unter dem Nahmen Clemens XII.

In Erwartung obgedachter Bibliothek wollen wir von einigen Lieblingen der Musen sprechen.

Edmond Waller, ward, als ein engländischer Dichter 1605. aus einem reichen Hause von Buckingshamshire geboren, das ihm 60000. Pf. Renten hinterließ. Man lese seine Geschichte im Dictionaire hist. & portat. des Herrn Lavocat, nehme sich aber in Acht diese 60000. Pf. nicht vor Sterlings Pfunde, sondern vor Livres Tournois zu nehmen.

Mattheus Prior, war zu Londen 1664. von einem Vater, der ein Tischler war, geboren, dieser ließ ihn, bey seinem Absterben, einem Oheim einem Gastwirth, zur Auffsicht, welcher ihn in der Schule zu Westmünster studieren ließ. Der Oheim hielt ihn an, daß er im Gasthof auffwarten mußte, und wollte durchaus einen Gastwirth, wie er wär, aus ihm machen. Zu seinem Glück merckten einige Gäste die mit dem jungen Mattheus schertzten, Lebhaftigkeit, einen richtigen Verstand und gute Beurtheilungs Kraft bey ihm. Ein Graf von Dorset, der einsmals mit dem jungen Schü-

ler, über eine Stelle aus dem Horaz, zur Lust heftig stritte, wogegen sich dieser mit einer angenehmen Leichtfertigkeit geschickt vertheidigte, nahm den Purschen aus dem Gasthof unter seinen hohen Schutz, und schickte ihn nach Cambridge. Prior machte hier in der Gelehrsamkeit treflichen Fortgang. Er legte sich auf die engländische Dichtkunst, und erwarb sich Freunde und Gönner vom vornehmsten Stande. Der Graf von Dorset brachte diesen Tischlers-Sohn, der im Gasthof erzogen war, an den Hof. Prior ward endlich Gesandtschafts Secretar. Prior ward Staats Secretar von Irrland. Prior erhielt eine Stelle im Commerz- und Plantaschen Rath. Prior ward Abgeordneter zum Parlement. Man entschloß sich eine Sammlung von seinen flüchtigen Gedichten zu sammen zu bringen, und sie ohne sein Wissen heraus zu geben. Daher faßte er auch den Entschluß, eine zweyte Ausgabe seiner Gedichte zu besorgen, die er seinem Schutzherren, Lionel Earl of Dorset and Midlesex zuschrieb.

Da Prior sich öffentlich für einen Dichter erklärte, würde er sein Glück völlig verschertzt haben, wem die Musen daran hinderlich wären. Prior überzeugte das Publicum von dem Gegentheil. Er gab seine Poëms on several Occasions im Jahr 1709. (*) heraus und

(*) Man hat 1751. eine schöne Ausgabe davon zu Glascow in 2. Bänden in 8. ans Licht treten lassen.

im Jahr 1711. ward er nach Frankreich, als bevollmächtigter Minister geschickt. Er starb im Jahr 1721. nicht auf seinem schönen Guthe Dowutsall, welches er den Musen zu dancken hatte, sondern gelegentlich zu Wimpole den 18. des Herbstmonats.

Joseph Addison, war zu Milston in Wiltshire, im Jahre 1672. aus einem so gar nicht berühmten Hause geboren. Er legte sich von seiner Kindheit an, auf das Lesen der Alten, auf die schönen Wissenschaften und auf die Dichtkunst. Anfangs stellete sich das Glück an, als ob es nicht wüßte, daß dieser junge Dichter vorhanden wär. Er war von Natur furchtsam, und kannte seine Dichter Gabe nicht recht; Gleichwohl ließ er in seinem zwey und zwanzigsten Jahre Wercke, in seiner Sprache ausgehen, die ihm Ehre brachten. Die Kenner urtheilten von denselben sehr günstig und der Lord Sommers brachte ihm bey Hofe einen Jahrgehalt von 300. Pfund Sterlings zum Reisen heraus. Bevor der junge Addison seine gelehrte Reisen antrat, ließ er alle seine lateinische Gedichte zusammen drucken. (*) Bey seiner Zurückkunft that er sich durch sehr sinnreiche und rührende Gedichte, im feinsten Geschmack hervor. Nichts desto weniger vergaß der Hof, dieses glückliche Ge-
nie

(*) Im Jahre 1699. unter dem Titel: Musæ anglicanæ.

nie hervor zu ziehen. Addison befand sich im zwey und dreyßigsten Jahre seines Alters, als ihn die Lords Hallifax und Godolphin den rühmlichen Feldzug 1704. des Herzogs von Marlboroug zu besingen, antrieben. Dieses Gedicht, welches man heut zu Tage nicht mehr liest, der Feldzug bey Höchstädt, erhielt einen wunderbaren Beyfall, und brachte dem Verfasser die hohe Ehren-Stelle zu wege, die Locke vormals bekleidet hatte. Von Bedienung zu Bedienung stieg der berühmte Addison, und ward endlich Staats Secretar. (*) In dieser Würde unterließ er nicht, den Musen, seinen Wohlthäterinnen, lieb zu kosen. Wegen seiner schwächlichen Gesundheit verließ er das Secretariat und lebte nur für den Parnaß. Er starb zu Hollandhouse, nahe bey Kinsington, den 17. des Brachmonats 1719. und ward von allen rechtschaffenen Leuten vom guten Geschmack sehr betraurt.

Alexander Pope, war zu Londen im Jahr 1688. aus einem alten und guten Hause geboren, das aber seines Reichthums wegen gar nicht ansehnlich war. Die doppelten Auflagen, und die Strafgesetzte, welche alle Häuser von der

(*) Milton war ebenfalls Secretar des vom Parlement verordneten Staats-Raths. Milton starb im Jahr 1674. und verließ seinen Erben eine beträchtliche Erbschaft. Er war vorher sehr arm, als er sein verlornes Paradies an den Buchhändler Thompson verkaufte.

der Römisch-Catholischen Religion drückten, hatten solches sehr erschöpft. Der junge Pope war von dieser Gemeinschaft, und sein Nahme, der so viel, als Papa, oder Pabst heißt, brachte weder bey dem Volcke, noch bey den Grossen des Reichs ein günstiges Vorurtheil für ihn zu wege. Man sollte, dichterischer Art nach sagen, daß die Musen dieses Kind recht mit Fleiß in diesen unglücklichen Umständen erwählt hätten, ein desto merkwürdigers Wunder, das noch lange Zeit ohne Beyspiel seyn wird, hervor zu bringen. Das Kind war ungestalt pucklich, und in so zärtlichen Gesundheits Umständen, daß man es nicht in die öffentlichen Schulen schicken konnte. Man ließ es zu Hause durch geschickte Lehrmeister, unterrichten, welches mit so wunderbaren Fortgang geschah, daß der junge Pope in seinem zwölften Jahre ein vortrefliches Gedicht verfertigte. Im vierzehenden Jahre machte er seinen Polyphem und Acis. Im sechzehenden gab er Schäfer Gedichte heraus, welche die Engländer dem Theocrit und Virgil gleich schätzten. Solche schöne Wercke in seinem noch so zarten Alter machten den Verfasser einer ausnehmender Ehre würdig, mit welcher sonst die Engländer nicht so gar freygebig sind. Pope kam, seines zarten Alters, seines Pukels und seiner unansehnlichen Gestalt ohngeacht, in den Umgang und in die Freundschaft des Grafen von Hallifax, des Lords **Lansdown**, **Wilhelm Trombuls**, des Dr. Garths, **Wicherly**,

Walsh,

Walsh, Gay, Addisons, Steelens, Congreves u. a. m. kurz, alle vornehme Leute suchten Alexander Popens Gesellschaft um die Wette und wurden seine Gönner. Die Musen verschaften ihm zwar kein aus trägliches Ehren-Amt, dergleichen Prior und Addison bekamen, weil die Einrichtung und Gesetze des Reichs dargegen waren. Der Römisch Catholische Dichter, ob er gleich ein wichtiger Mann war, der aber kein Amt erhalten konnte, ward dannoch durch beträchtliche Reichthümer, und ein schönes Landguth zu Twikenham schadloß gestellt, woselbst er den 30. Mai, alten Styls 1744. im 56. Jahre seines Alters starb. Wenn Herr Racine versichert, daß die Ubersetzung der Iliade des Homers in engländische Verse, Popen 2. hundert tausend Pf. eingebracht hat, so muß man solche für Livres Tournois nemmen.

Jonathan Swift war 1667. in Irrland geboren und starb 1745. Wir wollen alles, was man von seiner Geburt und Heirath vorgiebt, mit Stillschweigen übergehen. Wir begnügen uns nur zu melden, daß dieser von allen Seiten scharf spottende Dichter bey seinem Absterben, nach den Briefen seines vertrauten Freundes, des Grafen von Orrery an seinen Sohn, zwölftausend Pf. Sterling hinterlassen habe. Wir wollen uns, den französischen Musen zu Ehren wieder nach Frankreich wenden.

Man führet den berühmten Rousseau, jungen Leuten gegen die Dichtkunst einen Ekel zu er-

erwecken, sehr ungebührlich an. (*) Ich bekenne es, daß ich niemals an das Schicksal dieses Pindars, ohne zärtliche Rührung, auch noch in dem Augenblick, gedencken kann. Doch kurz, wir wollen uns in seiner Geschichte, entweder in dem fortgesetzten Wörterbuche des Bayle, oder in des **Lavocats** Wörterbuche Raths erholen. Diesem nach war der Dichter zu Paris 1669 geboren, eines Schuhmachers, andere sagen gar nur eines Schuhflickers Sohn. Daran liegt nichts, weil alle Welt seine niedrige und danckele Herkunft gestehet, die aber hier wohl an zu merken ist. Inmassen ihn nur die Musen allein, mitten in Paris aus der Niedrigkeit hervon zogen. Die Musen führten ihn und machten ihm Zutritt in Häusern, wo die größten Kaufleute nur hinein kommen, zu handeln, und die lang verzögerte Bezahlung für die stracks gelieferten Waaren unterthänigst heraus zu flehen. Der Schusters Sohn ward, durch der Musen Gnade, allenthalben mit so grosser Hochachtung angenommen, daß es dem Kind, sich darüber nicht öffentlich aufzuhalten, unmöglich fiel. Gott allein ist es recht bekannt, ob Rousseau die Schandthat begangen, und

das

(*) Warum weiset man sie, um ihnen den Advocaten stand eckelhaft zu machen nicht auf den berühmten Patrû ? Patrû verfiel in solche Dürftigkeit, doß er seine Bibliotheck verkauffen wollte, die er aber durch des Dichters **Boileau Despreaux** Großmuth noch erhielt.

das ungeheure Lied, um dessen Willen er aus Frankreich verbannt worden ist, gemacht hat. (*) Ich habe alles, was in der Sache gedruckt worden ist, gelesen. Ich will nichts anders, als meines Herzens Meinung davon sagen: Rousseau erklärte auf seinem Todbette im Jahr 1741. und im 72ten seines Alters, da er keine Hofnung mehr gesund zu werden, sondern nur seine Seele zu retten hatte: Ehe er noch das heilige Abendmal genoß, daß er niemals an dem elenden Liede den geringsten Antheil gehabt habe. Ist es wohl möglich, daß ein mit Verstand und Vernunft begabter Greiß, der alle menschliche Thorheit erkannt und derselben abgesagt hat, aus einer falschen Ehrbegierde, sich durch eine häßliche Lügen, über eine Sache, davon nicht mehr geredt ward, bey seinem Lebens Ende, verdammen sollte? Rousseau ward ebenfalls im Verdacht gehalten, daß er der Verfasser der abscheulichen Moisade sey. Nichts kann unbilliger und ungerechter seyn. Im Jahre 1756. finde ich von ohngefehr unter den Briefschaften eines Reichsgrafen einen alten Brief, der untern 20. des Heumonats

nats

(*) Man verläßt sich auf das wider Rousseau gesprochene Urthel gar zu stark. Man irret jezu weilen zu Paris selbst gar mächtig. Man sehe die Berühmten Gerichtshändel des G. von Pitaral. Man lese die erschröckliche Geschichte des le Brun im III. Bande, und das Urtheil, welches diesen Unschuldigen, lebendig geradert zu werden, verdammte.

nats 1680. von Paris, an den Großvater des gedachten Grafens geschrieben ist. In diesem Briefe wird von einer " mercklichen und frechen „ Schrift gedacht, die den Titel: Moisade „ führe. Man verspricht eine Abschrift da- „ von zu übersenden, wenn man sie um einen „ billigen Preiß haben könnte. „ Nun befand sich Rousseau im Jahre 1680. da er 1669. geboren war, im 11. Jahre seines Alters. In diesem Alter lesen in Frankreich die römisch catholischen Kinder das alte Testament gewißlich nicht. Man urtheile also ob Rousseau, der kleine Schuster-Bube, in seinem 11ten Jahre die Moisade gemacht haben sollte! (*)

Rousseau, der sich in seinen Versen öfters über die Musen beklagt, hätte sich vielmehr über seine Neider und Nebenbuhler beschweren sollen. (**) Er war nicht zum Glück geboren. Wenn er an statt der Verse, nichts anders, als Schuh, wie sein Herr Vater gemacht hätte, so würde er vieles dichterischen Verdrusses allerdings überhoben gewesen seyn. Wür-

---

(*) Rousseau, der so unverschämt über die Moisade verläumdet worden war, konte auch gar leicht über das Lied verläumdet worden seyn. Eine Verläumdung, die dem betrügern gelingt, bringet gar leicht andere hervor.

(**) Des Rousseau Unschuld und Unglück wird in verschiedenen Wercken auseinander gesetzt. Unter andern siehet man es in l'Abeille du Parnasse à Berlin T. VI. 1752. & la Biblioth. raison. T. XXVI. sec. Part. p. 342.

Würde er in seiner Werckstatt glücklich gewesen seyn? Würde er, ohne Gunst und Gnade der Musen, vom Printz Eugen, und vom Kayser selbst, sich so geehrt gesehen haben? Mit dem Printz Eugen überwarf er sich, auf eine närrische Art, aus Liebe zum Grafen von Bonneval, einen wackeren General, der aber noch ein grösserer Narr war. Nach dem Beyspiele der Donau, endigte er seinen herum irrenden Lauf, daß er nicht mehr ein Christ blieb. Rousseau verließ in der Dummheit den Hof zu Wien, und kam nach Brüssel zurück, eben wo er nicht hätte wiederkommen sollen. Rousseau, der sich auf seine Gedichte verließ, begab sich nach Londen. Hier ward er, ob er gleich ein Franzoß, Römisch Catholischer Religion, eines Schusters Sohn von Paris, aus Frankreich durch ein Parlements Urtheil verwiesen war, von den Grossen sehr wohl aufgenommen. Weil er aber der engländischen Sprache nicht kündig war, sich auch in den Character der Nation nicht zuschicken wußte, begnügte sich, der Dichter von Paris, daß er vermittelst einer glücklichen Unterschreibung, auf seine Wercke, eine ansehnliche Summe guter Guineen aus Londen zog. Der Parisische Dichter ließ sich in den Sinn kommen, die Summe eben da an zu legen, wo er sie nicht hätte anlegen sollen. Begieng er diese entscheidende Narrheit auf Anreitzung einer Muse? Clio trieb den alten in Telonio sedentem gewiß nicht, sein durch heilige Oden er-

worbenes gantzes Vermögen der Ostendischen Gesellschaft an zu vertrauen. Ich bejammere, welches ich nochmals wiederhole, das strenge Verhängniß des hoch zu schätzenden Rousseaus. Wenn wir gleichwohl seine Geburt, sein erstes Glück, seinen Beystand im Unglück, seine Unbedachtsamkeit in fremden für ihn eingenommenen Landen betrachten, so sind wir zu gestehen überzeugt, daß die Musen sehr viel für ihn gethan, und keine von seinen Widerwärtigkeiten verursacht haben. Wir müssen nur alles sagen, Rousseau würde ohne die Musen, in der niedrigsten Dunckelheit, bey dem Mangel der Aufführung, ebenfalls, jedoch nur auf andere Art, unglücklich gewesen seyn. Den Musen sey es gedanckt, daß Rousseaus, des Schusters Sohns, Nahme in den gelehrten Jahrbüchern auf immerdar so lange, als St. Crispin in der Legende, leben wird.

Würde man, ohne die Musen, Houdard von la Motte kennen? Er ward zu Paris im Jahr 1672. als eines Hutmachers Sohn geboren. Hätte er an statt der Verse, Hüte, wie sein Herr Vater, gemacht, würde man von ihm reden? Houdard, der von diesem gelobt, von jenem getadelt ward, warf sich in den a la Trappen Orden. Die Musen holeten ihn wieder heraus, ernähreten ihn, und verliehen ihm, seinen Wiedersachern zu trotz, die Unsterblichkeit. Man fängt schon an, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, man untersteht sich ihn zu loben. Der Reichtum dieser Materie erfordert eine

Fortsetzung.

Erforderte es nicht der Musen Vortheil, so würde ich von Priors, Rousseau und la Motte Herkunft ein bescheidenes Stillschweigen beobachtet haben. Als des Pindus Sachwalter thue ich meine Pflicht, indem ich berühmte Zeitgenossen anführe, welche die Pierinnen aus dem Nichts hervor gezogen haben, die sie an die vornehmsten Höfe geführt, und sie unter Fürsten und höchsten Standes Personen haben leben lassen. Der Ruhm des Parnasses heischet ebenfalls noch mehr genealogische Entdeckungen zu machen. Mir ist nicht unbekannt, daß die Dichter, welche dem Horaz nach zu ahmen, und seinen Geboten in der Dichtkunst gehorsam zu erweisen, sich bestreben, dannoch nicht, wie Horaz dencken. Er hielt es für eine Ehre, der Enkel eines Freygelassenen zu seyn. Er als Sohn redet, als ein ehrlicher Mann, von seinem Vater, als einem rechtschaffenen Manne. (*) Er würde ihn zu seinem Vater gewählt haben, wenn die Wahl eines Vaters auf ihn angekommen wär. In diesem Stücke ist Horaz vollkommen unnachahmlich in Ansehung vieler lebenden Poeten.

(*) Ob er gleich nichts mehr, als ein Römischer steuer Einnehmer war. Ob gleich Voiture eines Weinhändlers Sohn war, schämete er sich doch immer seiner Geburt, mit der man ihn öfters aufzog, weil er nichts, als Wasser trank.

Der weise Houdart von la Motte wußte, was für Vortheil man von einer niedrigen Geburt geschicklich ziehen sollte. Er sagte zum Rousseau:

„ Man wählet sich seinen Vater nicht.
„ Durch des Pöbels Vorwurf muß sich der
„ Weise nicht schrecken lassen; Ja, Rousseau,
„ der Pöbel mag, wie Pöbel dencken! Die
„ niedrigste Geburt giebt der Tugend ei-
„ nen Glanz.

Dieses Strophe bevollmächtiget mich, einen Franzosen anzuführen, dessen Herkunft weit niedriger, geringer, und danckeler, als des Rousseau Herkunft ist. Dieser, von dem ich hier rede, ward an dem traurigsten Orte, geboren, der zwar aller Freude und einem jeden lustigen Gemüth, nur den Schönen am Permessus nicht, unsteiglich war. In diesem väterlichen betrübten Aufenthalt blickten sie ihn sehr freundlich an. Sie wußten ihn heraus zu ziehen, und schmückten seinen Verstand, unter dem Einfluß des glücklichsten Gestirns. Die ersten Früchte der Dichtkunst des jungen unbekannten brachten ihm die Bekanntschaft und Hochachtung einer sehr mächtigen Person zu wege. Würde er sich, ohne der Musen Geleite, derselben haben nahen dürffen? Herr = = = (Ich will ihn nicht nennen; Es mag für seinen Nahmen Raum bleiben, der Leser wird ihn, nach seinem Belieben ausfüllen) Herr = = = der durch das schöne Geschlecht und Matadors der Kirche beschützt ward, trat in den geistlichen

Stand

Stand: Erschien bey Hofe; er stand auf dem Punkt einer der vierzig Unsterblichen zu werden, und ward mit einer guten Kirchen Pfründe versehen. Er that eine Reise in ein benachbartes Reich. Hier ward er von allen Grossen, seiner gehässigen Abkunft ohneracht, sehr wohl aufgenommen: Er schrieb gute und schlechte Satiren wider die Einwöhner dieses benachbarten Reichs. Hierauf bot man ihm in einem andern Reiche eine ansehnliche Ehrenstelle an einer hohen Schule mit einem beträchtlichen Gehalt an. Beydes schlug er aus, den Musen in seinem Vaterlande zu dienen. Gewissen sehr bekannten und gedruckten Nachrichten zufolge, hat der Herr = = manchen Versuch gethan, sich unglücklich zu machen: Er hat aber nie darzu kommen können. Nun sage man noch, ob die Musen in Frankreich nichts anders, als onmächtige Sybillen wären! Ohne Ruhm zu melden, trag ich einen natürlichen erbarn Abscheu, jemanden, er sey wer er wolle, unwillig zu machen. Mithin will ich dem Publico kein Verzeichniß der in unserm Jahrhundert zu grossen Glück gelangten Dichtern vorlegen. Werden aber die Dichtkunst=Feinde noch ferner lästern, die glücklich gewordene Dichter aber stille zu schweigen fortfahren: So erkläre ich hiermit, daß ich, dem Parnaß zum Besten, Berichte von Vorfällen in Prosa, mit genealogischen und historischen Anmerkungen heraus geben werde.

Indessen habe ich das Vergnügen zu versiche-

ren, das in Italien der Pegasus kein solches Pferd ist, das seine Reuter nach dem Spital tragen sollte. Italien würde ungemein zu beklagen seyn, wenn Pegasus das seinem Herrn so unglückliche Roß des Sejans wär. Wenige Italiäner treiben die schönen Wissenschaften, ohne den Musen mit der Dichtkunst zu opfern. Man siehet Leute in Italien, die sich, ohne studirt zu haben, durch Gedichte, und sogar durch Sonnete, welche nach Balsacs und Despreaux Meinung so schwer zu machen sind, hervorthun. In Italien siehet man, was man im übrigen Europa nicht siehet. Es giebt Dichter in Italien, welche über alle vorgegebene Materien improvisa, oder improvisata das ist, Verse aus dem Stegreif machen. Ich bin gar nicht gemeint diesen flüchtigen Reimschmieden eine Lobrede zu halten. Dieses will ich aber nur anmerken, daß sie von Hunger und Elend umkommen würden, wenn die Dürftigkeit, wie man vorgiebt, von der Dichtkunst unzertrennlich wär. Der Signor Carolo Goldoni, ein wackerer Advocat, verließ zu Venedig die Gerichtsstube den Comischen Schauplatz zu betretten. Er befand sich vortreflich wohl dabey. Als ein Verbesserer, verfertigte er mehr als fünfzig Lustspiele. Er hätte wohl gethan, wenn er Ehren wegen nur fünfzehn herausgegeben hätte. Wie wohl er opferte die Gerichts-Stube dem Schauplatze, und seinen Ruhm dem Geldbeutel auf. Er wollte lieber ein reicher als

ein scharfsinniger Dichter seyn. (*) Von der lachenden Thalia erhielt er mehr, als ihn die rechtsverdreherische Themis, mitgetheilt haben würde. Thate sich der Marquis Scipion Maffei, der von vornehmer Gebnrt war, nicht anfangs durch seine Muse hervor? Diese trieb die Stadt Verona, seine Vaterstadt, würcklich an, daß sie ihm, bey seinen Lebzeiten, eine Bildseule aufrichtete. Nur die Prose des Marquis machte, daß, einige Zeit darnach, die Bildseule wieder verschwand. Ich sahe, wie die Neun Schwestern weinten, da diese Maffeische Bildseule prosaisch niedergerissen ward. Man nenne mir heut zu Tage in Italien, einen ansehnlichen Dichter, der nicht verehrt würde! Wenn nicht eine gewisse Bescheidenheit meiner Feder Einhalt thät, so wollte ich fünfzig italiänische Dichter, die durch der Musen Gnade sehr gemächlich leben, herzählen. Es ist wahr, daß die Kirchen Häupter die Päbste den Kindern des Apollo die Dichterkrone nicht mehr bewilligen. Daran sind aber die heiligen Väter gewiß nicht Schuld. Die Dichter sind in unsern Tagen viel bescheidener geworden, sie verlangen den Lorber Krantz nur von der spätesten Nachwelt zu erhalten. Man mag nun heut zu Tage von den Dichter Kronen dencken,

(*) Ein Mahler, der lieber ein Geld-als Sinnreicher Mahler zu seyn verlangte, sagte: Es wär weit besser, daß das Werck, als der Werckmeister arm wär.

was man will, So muß man doch wenigstens zu geben, daß sie der Dichtkunst unendliche Ehre bringen, in welchem Stück sie auch von Päbsten und Kaysern hochgeschätzt worden sind. Lilio Giraldi meinet, die Krönung der Dichter habe sich lange Zeit vor den Petrarcha, der am Ostertage 1341. zu Rom gekrönt worden ist, angefangen.

Es wär wohl zu wünschen, daß die Päbste und Kayser, in unsern frechen Tagen den lüderlichen, insonderheit den gottlosen Dichtern Kronen von Dornen und Disteln zu erkennen möchten. Wiewohl die Policey ist so gichtbrüchig, daß es ihr, auf den Parnaß hinauf zu kriechen, unmöglich fällt. Nichts destoweniger weiß man, daß der arme Piron, der von einer sehr mächtigen Dame in Vorschlag gebracht ward, ein Mitglied der französischen Academie zu werden, den Verdruß empfinden mußte, daß er nicht darzu gelangte. Piron hatte das Unglück, in seiner feurigen Jugend eine unflätige Ode auf den Garten-Gott zu machen und aus zu streuen. Dieser Gesang hätte wohl vorlängst vergessen seyn sollen. Nein, gar nicht. Man erinnerte sich desselben wieder zu Paris, daß also dem unflätigen Pindar, die erledigte Stelle in der keuschen, züchtigen und ernsthaften Academie, aus Wohlanständigkeit versagt werden mußte.

Gleichwohl aber lässet diese züchtige und ernsthafte Academie, mit der größten Gelassenheit geschehen, daß ein vorlängst aufgenommenes

Mit-

Mitglied sich nach seinem völligen Belieben, mit Zoten und Ruchloßgkeiten über und über besudelt; Piron war bey seinen possirlichen Zoten, doch niemals gottloß. Wir wollen von etwas anders sprechen.

Die engländische Nation verlangt, daß ihre Könige einen Hofpoeten halten. (*) Ich weiß nicht, ob die Hofordnung erfordert, daß es ein schlechter Dichter sey. Man sollte es sagen, wenn man die jährlichen Gesänge dieser Pindus-Beamten liest. Dem sey, wie ihm wolle, so scheinet mir dieses eine der wackern Engländern würdige Stiftung zu seyn, welche aus andern Beweggründen ihren Königen auferlegen, an einem gewissen Tage zu spielen, und eine gewisse Summe Geld zu verlieren; Dabey Königen noch mehr zu verlieren erlaubt ist. Man mag mit allem Recht fragen, aus was für Ur-

(*) Herr von Voltaire spricht, der Titel, so lächerlich, als er scheinet, bringet dannoch tausend Thaler gehalt und schöne Privilegien ein. Das ist ein Irrthum. Der Hofdichter hat nur Hundert Pfund Sterling, eine Summe, die bey Stiftung des Amts schon etwas sagen wollte. Der Abt Yart, saget dieses dem H. von V. dreiste nach: „Man „weiß das der mit Lorbern gekrönnte Dichter, des „Königs und des Hofs Poet ist, und daß diese Be- „dienung tausend Thaler und schöne Privilegien „abwirft.“ V. Idee de la Poësie angloise T. I. V. II. p. 53. Die so wohl unterrichteten beyde Franzosen sagen aber nicht, worinne die schönen Privilegien bestehen sollen. Sie wissen es nicht.

sachen die Nation den König, einen Dichter mit Titel und Gehalt, für so wenig Arbeit, zu halten, noch immer bewege? Die, dem Anschein nach wunderliche engländische Gesetze, haben nichts desto weniger ihren guten Grund. Die Franzosen mögen sich, wie sie wollen über diesen königlichen Amtsdichter aufhalten: So behaupte ich doch, daß diese Stiftung der Dichtkunst eben so wohl, als dem guten Vernunftsinn der Stifter, zu Ehren gereicht. Es bleibet ausgemacht, daß das engländische Volck das tiefsinnigste Volck ist, das sich in edlen und nachdencklichsten Wissenschaften hervor thut; Es ist das Volck, welches die alte und neue Dichtkunst am meisten verehrt. Die Dichtkunst muß demnach kein eitler und unnützlicher Zeitvertreib, oder das wollüstige Spiel des Verstandes seyn. Nirgends, als in England siehet man, wie junge Herren und Gentlemans beym Uberfluß die weltlichen Lüste hintansetzen, sich mit Lesung alter Poeten beschäftigen. Sie lesen ebenfalls ihre so wohl, als Frankreichs und Italiens gute Schriftsteller. Sie würden herzlich gerne alle vortrefliche französische und italiänische Schriftsteller nach ihren glückseeligen Inseln ziehen. Sie würden ihnen dasjenige erweisen, was sie für ihren Glover gethan haben. Dieser junge Mensch, der bey der Handlung stand, ward auf einmal, durch ein Gedicht von neuen Gesängen, durch seinen Leonidas berühmt, der

zwey-

zweymal ins französische (*) und sehr gut ins deutsche übersetzt worden ist. Dieses Gedicht ist dem Herrn Abt le Blanc zu gefallen nicht so glücklich gewesen, inmassen er solches in seinem beruffenen Sendschreiben sehr beschrien hat. Nach dieses Abts Meinung, ist der erstaunliche Beyfall, dieses historischen Gedichts nur von einer Rotte gewisser Herren in Londen entstanden. Wir wollen einmal den französischen Abt hier für einen Pabst in der Litteratur für einen unfehlbaren Richter ansehen. Laßt uns setzen, daß da der Abt zu Londen schreibt, und die Landcharte, die grossen Herrn, und ihre Räncke so wohl kennet, der Leonidas ohne allen Zweifel eins der mittelmässigsten Wercke seyn solle und müsse. So muß man doch auch zugestehen, daß die grossen in England sehr großmüthige und berühmte Schutz-herrn sind. Man muß ebenfalls bekennen, daß in England die Musen grössere Macht, als in andern Reichen haben. Die Musen zwangen also viel grosse Herrn, (**) ihre Bekanntschaft und Hochachtung dem jungen Kaufmanns-Laden Diener zu zu wenden. Weil Glover, ein kleiner unbe-

(*) Diejenigen, welche die Uebersetzung, so zu Haag 1739. heraus kommen ist, zu Rathe ziehen und die Vorrede des Uebersetzers lesen, werden des Abts le Blanc Ungerechtigkeit entdecken.

(**) z. E. Die Lords Cartoret, Chester-Field, Bathurst, die Herren Pulteney, und Windham, u. a. m.

bekannter Kaufmann, ein Werck in schlechten reimlosen Versen herausgab, kroch er aus dem Staube hervor; erhielt in den vornehmsten Häusern des Adels einen Zutritt; sahe sich allenthalben gelobt und geehrt, beförderte sein Glück auf eine beträchtliche Weise, (*) und heirathete, als ein Dichter, ein junges liebenswürdiges, reiches Frauenzimmer, welches von der schönen Denkungs Art dieses schlechten Dichters ganz eingenommen war. Der Parteygeist kan Wunderwercke verrichten! Wiewohl er erhält den Ruhm eines solchen Gedichts das ihn nicht verdient, nicht lange; Der Leonidas aber erhält sich noch immer, und Glovers Nahme schimmert in den Zeitbüchern des Jahrhunderts darinn ihn der Kaufmanns-Gott nicht aufgenommen haben würde. (**)

Ich habe gesagt, die Engländer würden sich das gröste Vergnügen machen, wenn sie vortrefliche französische und italiänische Dichter bey sich hätten. Das ist eine Wahrheit, von der alle, die zu London gewesen sind, überzeugt seyn wer-

(*) Der Abt le Blanc versichet selbst, daß der Verfasser zwölf tausend Pfund Sterling von seinem Werck gezogen habe. V. les Lettres d'un François. T. III. L. LXXV. p. 75. Lettre au Duc de Nivernois.

(**) Pemberton, ein Mann von Witz, Verstand und Geschmack hat Glovern Recht widerfahren lassen, indem er: Observations on Poëtry, especially, the Epic, occasioned by the late Poëm upon Leonidas. London. 1738. herausgegeben,

werden. Der Marquis Scipio Maffei ist mehr als einmal in die Versuchung gebracht, seine Tage in England zu endigen. Sein Verstand gab allezeit seine Einstimmung darzu, nur sein Herz war anderer Meinung. Mithin ließ sich der Verstand durch das Herz verführen, und endlich ward das Herz von einer Nice ingannatrice berückt. Herr Rolli, der seine Gaben und der Engländer Gemüths-Art kannte, begab sich nach ihrer Hauptstadt. Alhier ward er bald bekannt, geliebt und hochgeacht. Er gewann nicht nur die Liebe vieler Herzoge und Pairs, sondern erhielt auch noch die Gnade des Liebenswürdigen Prinzen von Walles. Sr. K. Hoheit, welche mit H. Rolli sehr wohl zufrieden war, der die ersten sechs Bücher des Milton verlorenen Paradieses ins italiänische übersetzt hatte, reitzeten den poetischen Ubersetzer, in dieser schönen Bahne, bis zu Ende fort zu lauffen. Rolli erhielt von Florenz verschiedene Stücke des Gedichts, die durch den Abt Salvini übersetzt worden waren. Diese wurden zu Londen gleichfalls sehr wohl aufgenommen. Der Abt Salvini, ein unermüdeter Ubersetzer, der den Cato des H. Addisons übersetzt hatte, ward zu kommen und Rolli bey zu treten ersucht, damit sie dieses Werck, zusammen, endigen möchten. Der Abt hatte aber nicht Lust seine Professor Stelle zu verlassen: So daß S. K. Hoheit den Rolli recht königlich ermunterten das Werck vollständig zu machen, durch die Ausgabe seiner Ubersetzung der letzten

sechs

sechs Bücher des erwähnten Gedichts. Das reitzende Gedicht, (*) welches die berühmte Madame du Boccage aus dem verlornen Paradies zu ziehen gewußt hat, bezaubert in Groß-Brittannien alle diejenigen welche französisch verstehen. Madame du Boccage hat eine Reise nach Italien gethan. Zu Venedig, zu Verona, zu Rom, allenthalben ward sie mit offenen Armen empfangen. Ach! wollte sich nur die anbetenswürdige Boccage zu Londen zeigen: Sie würde die Richtigkeit des Beyworts, so ich ihr beygelegt habe, gewiß finden.

Herr Ludwig Racine hat viele schöne Stellen des Milton in französische Verse übersetzt. Man meinet ebenfalls, daß er, wie Rolli die Gedult besäß, das gantze Gedicht zu übersetzen. Wär H. Racine noch jünger, sollte er sich nach Londen begeben. Zu Londen würde man ihm Stof genug verschaffen, seinen Artikel vom Glücke der Dichter mit einer starcken Zugabe zu vermehren.

Heut zu Tage können die Musen in Deutschland (**) ihren Schülern und Jüngern kein son-

(*) Le Paradis terrestre, Poëme imité de Milton, par M. D. B. à Londres 1748. gr. 8. Sie hat ihre Gesänge dem Milton zugeschrieben, und saget zu ihm:
„ Nimm, als ein Gott, dein eigenes Guth zum
„ Opfer an.

(**) Olim non erat sic. Die bey diesem sonderlichen Artikel neugierigen dürfen sich nur in der schönen Abhandlung des Herrn Professor Böhms, zu Leipzig: De insigni favore Maximiliani I. Imp. in

sonderbares Glück verschaffen. Man muß die reine und unfreundliche Wahrheit sagen. Doch darf man auch das Unglück der Deutschen Dichter den Musen nicht zu rechnen. Die Liebe zu fremden Sprachen, welche bey allen Höfen und sonderlich unter dem schönen Geschlecht herrschet, ist einzig und allein an diesem in ganz Norden natürlichen Unglück schuld.

Jedoch muß man sich auch deswegen nicht einbilden, daß die Töchter des Himmels im heiligen Römischen Reiche nur kleine Kinder wären. Meine Zeitungen lauten ganz anders, und ich hab darüber gute Nachrichteu. Wir wollen nur ein Stück von ohngefehr daraus nehmen.

Hortense de Mauro, ein Italiäner und eines Barbiers Sohn, kam, Gott weiß durch welchem Zufall, nach Deutschland. Er studierte bey den Jesuiten mit so guten Fortgang, daß im achtzehenten Jahr ein guter lateinischer Dichter aus ihm ward. In Deuschland lernete er französisch. Er erlangte den Zutritt an kleinen geistlichen Höfen, und ließ bey aller Gelegenheit schöne lateinische Versen drucken, darunter er sich Abt Hortense Mauro nennete. Wenn ich nicht irre, so war es der berühmte Leibnitz der, von der Schönheit dieser Verse ge-

Poësin, in 4. 1756. Raths erholen. Dieses Stück darf nicht verloren gehen, es ist in guten Geschmack geschrieben.

gerührt, den italiänischen Abt an den Hof des Churfürsten von Hannover, nachherigen König von England brachte. Dieser grosse Fürst gab so gleich dem dichterischen Abt einen beträchtlichen Gehalt. Von der Zeit an legte sich Hortense gäntzlich auf die Dichtkunst. Man erhielt in flüchtigen Blättern lateinische, oder italiänische oder französische Verse von ihm.(*) Der Abt speisete öfters an der Churfürstlichen Tafel und bey allen Grossen am Hofe. Weil er geitzig war, und von andern Höfe viele Geschencke erhielt, starb er reich, und im hohen Alter, und war fast so reich, als Leibnitz selbst, den er noch überlebte.

Leibnitzens zu gedencken: Er war ein guter lateinischer Dichter; Er machte ziemlich mittelmässige französische Verse, die ihm doch beförderlich waren, viel Geld einzusammeln, und überhaupt so viel Hochachtung erwarben, als er Hochachtung verdiente.

Am Sächsischen Hofe, (**) am Bayerischen, am Pfälzischen Hofe hat man fremde Dich-

(*) Es ist würcklich schade, daß die Lateinischen Gedichte dieses Abts verloren gegangen sind. Ein gewisser deutscher Abt versprach eine Sammlung mit Anmerkungen von solchen zu liefern. Der Abt starb aber, und vergaß, sein Wort zu halten.

(**) Am Sächsischen Hofe machet sich eine durchlauchtigste Prinzessin durch Gedichter in Italiänischer Sprache, unsterblich, und reitzet andere Deutsche Damen an, daß sie einem so rühmlichen Beyspiel, mit guten Erfolg, nach ahmen.

Dichter, in angenehmsten Stande, leben und sterben sehen, den sie nur allein den Musen zu dancken gehabt haben.

Die Musen Verläumder mögen sich an den Kayserlichen Hof zu Wien wenden. Hier werden sie eine berühmte Person antreffen, die sie gewiß zum Widerruf zu treiben vollkommen geschickt ist. Der Herr Abt Metastasio der zu Rom geboren, und durch den berühmten Gravina von Kindheit an erzogen war, gab eine grosse Geschicklichkeit zur italiänischen Dichtkunst zu erkennen. Man hütete sich wohl, ihn davon zurück zu halten. Gravina hielt für eine Pflicht, die Gabe seines Lehrlings zu bearbeiten, weil er vorher sah, daß er sich auf dem Parnaß hervorthun würde. Ich meine, er hat sich auf demselben hervorgethan. Zu Lisabon, zu Madrid, zu Londen, im Haag, zu Paris, an allen Höfen, in allen grossen Städten in Deutschland; Zu Coppenhagen, zu Stockholm, zu St. Petersburg stehet der Nahme Metastasio in hohen Ehren: Man nennet ihn niemals, ohne ihm mit einem rühmlichen Beynahmen zu belegen. Zu Wien muß man diesen Abt, den berühmtesten aller Aebte, die Rom jemals in ihrer Geburt gesehen hat, betrachten. Hat er die Gnade des vorigen Hofes besessen, so geniesset er die Gnade des izt regierenden Hofes noch beständig. Von allen Prinzen und Prinzessinnen, Feldherren und Ministern wird er geliebt und hochgeacht, in allen grossen Häusern gesucht, von Neidern seines Glücks und

seiner Verdienste verehrt. Der Herr Abt Pietro Metastasio beweiset alles das jenige, einzig und allein, was ich in diesem Artikel zu beweisen habe.

Das Brod ist nicht der Preiß der Dichtkunst, das Brod ist auch nicht der Lohn der Tugend. Soll man daher die Jugend von der Tugend, und von der Dichtkunst abschrecken, oder abhalten? Der berüchtigte Brief, des vortreflichen Herrn von Voltaire, an einen jungen gelehrten Dichter, über die den schönen Wissenschaften geselligen Unbequemlichkeiten, ist überaus witzig geschrieben. (*) Darinn errinnert er seinen Lehrling, daß er am Rande eines Absturtzes zwischen Haß und Verachtung wandele. Er versichert ihn, daß, wenn er ein gutes Gedicht, ein theatralisches Stück, das Beyfall erhielt, schreiben würde u. s. w., er auf immerdar unglückseelig wär! Ich überlasse dem Leser die Bemühung, in diesem Briefe den Beweiß eines so schrecklichen und abscheulichen Satzes zu suchen. Ich will glauben, daß die Untersucher der Schriften zu Paris wilde Thiere sind; " Daß es auch einem Schriftsteller, ein „ Privilegium zu erhalten, weit schwerer falle, als

(*) Man kennet die schöne Abhandlung in Versen, des H. von V. über die gleichheit der Stände. Wie soll man wohl diese Abhandlung, mit dem Briefe vergleichen, der den Zustand der Liebhaber der schönen Wissenschaften so kläglich und jämmerlich vorstellt?

„ als einem Menschen, ohne Schutz des Frau-
„ enzimmers, zu einem Dienst bey den Finan-
„ zen zu gelangen. „ In diesem Fall muß man dem H. v. V. nachahmen, man muß zu London, zu Amsterdam, im Haag, zu Dresden, zu Genf drucken lassen. Solcher Gestalt wird die erstere Unbequemlichkeit keinen Menschen abschrecken, auch niemanden, als den Buchhändlern in Frankreich betrüblich fallen. Die übrigen Ungemächlichkeiten sind nur kleine Beschwerden, die man nirgends leicht, als zu Paris findet, welche man auch vermeiden kann, weil sie so viele Schriftsteller zu vermeiden wissen. Diejenigen, welche diese Vorsichtigkeit, oder, wie man meinet, dieses besondere Glück nicht haben, machen sich deswegen gar nicht, auf immerdar unglückseelig. Man könnte dem H. v. V. eine sehr ansehnliche Person nennen, die zu Paris, vor wenig Jahren, durch kleine Verse, ein grosses Glück erlangt hat. Die Musen legten den Grund darzu, und man muß dieses zum Ruhm der Musen anführen. H. v. V. behauptet also mit grossem Unrecht, daß man fast auf aller gelehrten Liebhaber der schönen Wissenschaften Grab schreiben sollt:

Ci git au bord de l' Hippocréne,
Un mortel long-temp abusé.
Pour vivre pauvre & meprisé,
Il se donna bien de la peine.

Zum wenigsten wird die Lügen auf das Voltairische Grabmal eine so jämmerliche Grabschrift nicht setzen. Man kennet Sterbliche, die ohne

die mineralischen Wässer der guten Hippocrene würcklich arm und veracht gestorben seyn würden. Man kennet Sterbliche, die ohne dieses heilsamme Wasser ganz unbekannt gestorben und vergessen seyn würden. Wenn werde ich doch das Ende erreichen? Wenn ich lebende Personen nennen kann, die man nicht anders, als durch der Töchter des Verstandes, kennet und verehret.

Zum Lecker-bissen habe ich noch einen unverwerflichen Zeugen gespart, dessen Geschichte dieser Tändeley einmal ein grosses Gewicht beylegen wird. Es ist der Verfasser de la Lettre sur les Inconvenients attachés à la litterature. Es ist der H. von Voltaire selbst. Er ist ein viel zu galanter Mann, daß er nicht zugestehen sollte, er habe den Musen die Ehre zu verdancken, daß er in der grossen Welt eine für sich und seinen Zeitlauf so rühmliche Role gespielt hat. Seine Lebens Beschreiber, daran es ihm gewiß nicht fehlen wird, werden die Ehre, die Würden, und die Zeichen der Hochachtung mit denen man ihn überschüttet hat, der Nachwelt zu verkündigen nicht ermangeln. Ich will es nur dabey beruhen lassen, daß dieser König der lebenden Dichter, in seinen alten Tagen, in der Schweitz, auf einen schönen und lustigen Guthe herrschet, wo er, wie man sagt, mehr als dreyßig tausend Livres an Renten genießt; Die Zeitungen selbst rühmen dem Publico die herrlichen Feste, die er zu Tournay anstellet.

Gerechtigkeit den Musen!

XI.

X I.

Schwazhafte Bücher=Titel. (*)

Einen schwazhaften Titel nenne ich den Titel eines jeden sinnreichen Werks, welcher, wider die Kunstregeln, mir des Werks Endzweck entdeckt, den mir der Verfasser, theils meine Neugier aufzuhalten, theils mir eine angenehme Uberraschelung vor zu sparen; Oder auch desto grösseres Erstaunen, oder Bewunderung, desto mehr Mitleiden, Abscheu, oder andere menschliche Empfindungen in mir zu erregen, hätte verbergen sollen. Ein Schriftsteller machet mir einen Anstoß, wenn er mich gleich anfangs von einer Sache unterrichtet, die ich nur nach und nach, durch ein künstlich in einander gefügtes Gewebe aller Umstände, erst hätte erfahren sollen; Die Sache ist ganz leicht, und natürlich. Ich bekenne es, daß ich den Geschmack unserer Alten, in diesem Artikel nicht begreiffen kann. Die an Augusts Hofe aufgeführten Lustspiele lese ich noch mit

(*) Babiol. T. III. p. 45.

Vergnügen. Die Vorreden des Terenz von seinen Lustspielen sind mir ganz erträglich: Ich überhüpfe aber alle Inhalte vor des Plautus Comödien.(*) Das Wort eines Räthsels kömmet mir sehr lächerlich vor, wenn es dem Räthsel vorgesetzt wird. In eben diesem Sinne, mißbillige ich den schwazhaften Titel, der mir in dem Augenblick das Geheimniß seines Buchs offenbart. Ich bin in dem Vergnügen an allen sinnreichen Schriften viel zu eifersüchtig, daß ich den künftigen Verfassern, meinen in der Litteratur geliebten Mitbrüdern, mich nicht hierüber aufrichtig entdecken sollte. Sie könnten durch grosse Beyspiele verführt gar leicht, und ganz natürlich in den Fehler, von dem hier die Rede ist, verfallen, den man aber ohne Mühe vermeiden kann, wenn man ihn für einen Fehler kennt. Mithin ist es billig, daß ich einige bekannte, und gar zu deutlich benahmte Wercke, zu des Lesers Nutzen, alhier anführe, welcher durch dergleichen voreiligen Entdeckung allezeit verliert.

Mit heiliger Erlaubniß der edlen engländischen Nation, werde ich freymüthig sagen, daß

(*) Eben so überschlage ich auch den Inhalt vor den Gesängen, oder den Büchern unserer Gedichte. Wenn sie auch der Gebrauch berechtigte, so erfordert doch des Lesers Nutzen, das er die Begebenheiten, die man ihm in hohen, prächtigen Versen vortragen will, allzubald in ungebundener Rede zu lesen, vermeiden müsse.

daß der berühmte Milton seinem Gedichte zu viel gethan, ihm den Titel: Das verlohrne Paradieß, bey zu legen. Das verlohrne Paradieß verkündiget mir so gleich den erschrecklichen Fall Adams und seiner Eva. Da ich schon vorher, ehe ich zu lesen anfange betrübt gemacht bin, erwarte ich lauter Klagen in Versen, und weiß den gantzen Inhalt dieses historischen Gedichts. Gleichwohl düncket mich, daß ich denselben bey bloser Anschauung des Titels nicht wissen sollte. Bey dem Titel machet mir der getreue Dichter schon bange. Geschwind vernehme ich, daß er von des ersten Menschen Ungehorsam; von den betrübten Wirkungen der verbotenen Frucht, von dem Verlust des Paradieses, und vom den auf der Erde triumphierenden Ubel und Tode singen wird.

Die anbetenswürdige Frau dů Boccage hat Miltons Fehler wohl gemerckt. Das schöne französische Gedicht, so sie aus dem Engländischen gezogen, führet den richtigen Titel den Milton hätte wählen sollen, nemlich Paradis terrestre, das irdische Paradeis. Die Frau dů Boccage erschreckt die Leser nicht flugs im Anblick, ob sie gleich mit Beschreibung der Hölle den Anfang macht; Hier ist aber nur die Rede von dem Unterscheid der Titel. Man muß bekennen, daß der französische annehmlich und reitzend, da hingegen der engländische betrübt, anstössig, und von böser Vorbedeutung ist.

Der Milton der Italiäner, der Tasso, ist in eine andere Ausschweiffung gerathen, da er sein Gedicht: Il Goffredo, overo Gierusalemme liberata, der Gottfried, oder das befreyte Jerusalem, nennet. Man mercke darauf; So wird man befinden, daß Tasso den andern Titel hätte unterdrücken, und dem Leser das Vergnügen, die Befreyung Jerusalems, von weiten zu vernehmen, versparen sollen. Die Gewißheit, da man endlich, nach der Versprechung des heiligen Titels, Jerusalem befreyt weiß, lässet die geringste Unruhe, wegen dieser Stadt nicht mehr empfinden. (*) Dem Leser bleibt nichts mehr übrig, als die schwache Neugire, die Mittel der Befreyung zu wissen. Hofnung, Furcht und der Zweifel sind gleichwohl drey vortrefliche Triebfedern, die man nicht gleich auf der Titel-Seite vertilgen muß.

Otway hat seinem bewahrten Venedig einem in England noch hochgeachten Trauerspiele eben das Unrecht erwiesen, welches Tasso seinem helden Gedicht angethan hat. Es ist höchlich zu verwundern, daß solches der Scharfsichtigkeit des Herrn von Voltaire entwischt ist, von dem wir ein Rome Sauvée, gerettetes Rom haben.

Herz

(*) Man verläßt sich nicht allein auf des Titels Versprechung, sondern auch auf die Dummheit des Teufels, der in diesem Gedichte wahrhaftig ein armer Teufel ist. Soll es eine italiänische Satire wider den Teufel seyn?

Herr von Voltaire hat den Schauplatz, nach Peter Corneille Beyspiel, des Verfassers, des Todes des Pompejs, eines Traurspiels, mit dem Tod des Cäsars, gleichfalls einem Traurspiele, bereichert.

Nichts destoweniger habe ich Muth genug zu fragen: Ob diese beyden grossen Matadors des Schauplatzes nicht wider die Lehre, deren Sache ich hier aus allen Kräften vertheidige, gesündigt haben? Ich behaupte frisch, daß uns Corneille hätte einen Pompej, (*) und der Herr von Voltaire seinen Julius Cäsar, ohne uns im Titel von dem tödtlichen Ausgang ihrer ermordeten Helden, Nachricht zu geben, liefern sollen. Hab ich Unrecht? Schickte sichs, das traurige Ende dieser beyden grossen Unglückseeligen, zum Voraus anzukündigen? In dem Fall hätten die Dichter die Sache bestimmter und umständlicher angeben sollen. Sie hatten, die Todes Art zu bestimmen, ein ganz geschicklich Wort zu Diensten. Corneille hätte l'Assassinat de Pompée, der Herr von Voltaire l'Assassinat de Jules César, Pompejs und Cäsars Meuchelmord setzen sollen. Je mehr ich

(*) Und in sonderheit einen Polyeuctes ohne ihn Martyrer zu nennen. Houdart de la Motte hat es ohne zweifel gemerckt indem er die Maccabäer auf den Schauplatz gebracht hat, ohne sie Martyrer zum Voraus zu nennen. Der Tod des Herkules auf dem berge Oeta ist der Stoff eines Trauerspiels des Sophocles, welches er: die Trachyten nennet.

der Sache nachdencke, je mehr werde ich in der Lehre bestärckt. Man hätte entweder vom Tode gar still schweigen, oder das Wort: Meuchelmord im Titel des Traurspiels setzen sollen.

Einen gleichen Vorwurf haben die beyden schönen Singspiele des berühmten Abts Metastasio verdient. Ich sage, daß der Titel seiner Didone abandonnata, die verlassene Dido, mich gar zu bald von der Beleidigung dieser Königin, und dem Undanck des frommen Aeneas unterrichtet. (*) Warum will man mich vorher einnehmen? Alla prima vista del Titulo traditore. Beym ersten Anblick des verrätherischen Titels bin ich schon völlig zum Geheimniß eingeweiht. Ich bin sehr wohl unterrichtet, und versichert, der trojanische abentheurische Ritter werde die Königin von Carthago verrathen, verstossen, und verlassen. Die völlige Anweisung des Titels des Stücks läßt nicht zu, daß ich mir mit dem Gegentheil schmeichlen dürfte. Aeneas mag die Role des zärtlichsten Liebhabers spielen, wie er will; Ich weiß schon, und vielleicht besser als er, daß die arme Königin, am Ende verstossen wird.

Ich

(*) Der Herr le Franc, ein glücklicher Nachahmer des Racine, hat den Französischen Schauplatz mit einer Dido, ein Trauerspiel, bereichert, die Zuhörer aber mit den Schicksal dieser Königin nicht vorher eingenommen. Folglich schmeichele ich mir mit Recht daß Herr le Franc meinen Abscheu vor die schwatzhaften Titel nicht tadeln wird.

Ich werde also nicht in Verwunderung gesetzt, wenn ich dieses vom Dichter vorher verkündigte, und versprochene Unglück einbrechen sehe. Da ich zu dieser Verlassung schon vorbereitet bin, machet sie mir keine Kümmerniß. Ich bin im Gegentheil, zu Ehren des lieben Metastasio sehr wohl damit zufrieden. Er würde uns sein Wort nicht gehalten haben, wenn seine Dido von ihrem andächtigen Liebhaber nicht verlassen worden wär. Würde wohl der römische Dichter die abgeschiedene Seele des Virgils so sehr haben krancken können?

In einem noch viel rühigern Zustande befinde ich mich bey der Vorstellung, wie beym Lesen der la Clemenza di Tito, Gnade des Titus. Der Titel dieses prächtigen Singspiels ist nicht nur schwazhaft und vertraulich, sondern auch eine gewisse Gewehrsleistung der unveränderiichen Gütigkeit dieses Römischen Kaysers. Ich befürchte also, seiner Seits, nichts für alle Liebhaber, die mich, in diesem rührenden Stuck, ohne den dienstbaren und tröstlichen Titel, auf den ich mich verlasse, sonst ungemein sehr beunruhigen würden.

Der Herr Abt Metastasto ist ein allzu liebenswürdiger Gelehrter, über dem aber ein gar zu wohl gesitteter Mann, als daß er meine doppelte Anmerkung übel nehmen sollte. Ich tadele seine Wercke nicht, ich verehre sie vielmehr bis zur Anbetung. Ich erkläre mich nur, nach meines Hertzens Empfindung, daß ich das abandonnata von seiner Dido und die Clemenza

von seinem Titus weg nehmen möchte. Ich bitte um Vergebung, wenn ich darinn irre; Mein Herz ist nichts weniger, als Pabst.

Es ist von je her bekannt, daß Racine, der unsterbliche Racine, sich wohl hütete, seinen Traurspielen schwazhafte oder verrätherische Titel vorzusetzen. Es lag nur an ihm, seine Berenice mit dem Titel einer ebenfalls verlassenen und verstossenen Königin, und was noch schlimmer war, von ihren verlobten Gemahl Titus, nach Suetons Bericht, zu versehen. Racine war Herr, seinem Alexander dem Grossen den Titel: la Magnanimité d'Alexandre le Grand, bey zu legen. Das that aber Racine nicht, aus der wichtigen Ursache, die mich diese Babiole lehret.

Nach dem französischen Sprüchwort heißt es: Il ne faut point decouvrir le pôt aux roses. Man muß den Rosen Topf nicht öffenen. Eine wahrheit, von der ich die schönen Geister gerne überzeugen möchte, die aus Besorgniß dunckel zu seyn, sich gar zu verständlich machen könnten. Eine Ausschweifung gegen die andere gerechnet, wollte ich einem sinnreichen Werke lieber einen dunckeln, als einen gar zu klaren, durch schauenden, gar zu viel erklärenden Titel, nach dem rechtsgelehrten Ausdrucke, beylegen. Der witzige Doct. Swift beschenckte das Publicum mit einem Mährchen von der Tonne. Diesem Kinde gab er keinen bedeutenden, eigentlichen und nachdrücklichen Nahmen. Sein Freund, Pope hätte die be-

leidigende Dunciade besser umtauffen mögen. In Italien hätte Salvator Rosa seine Satiren, Satires zu nennen, überhoben seyn können. Er setzet unhöflicher Weise, zum Voraus, daß man Ermahnung, admoneté, nöthig hätte, wie Satiren angeboten würden.

Würde man, ohne den Gebrauch, diesen tyrannischen Beschützer so vieler Narrheiten, nicht über unsere neuen Phädrus spotten, die uns bey jeder Fabel unterrichten, daß es eine Fabel ist?

Eben dieses würde ich auch von gewissen Erzählungen in Versen sagen. Wenn ich welche zu machen hätte, so würde ich meinem Leser meine Erzählungen, für Erzählungen, oder Mährchen, oder Histörchen, die mit kleinen Erdichtungen untermischt wären, zu halten, die Wahl lassen.

Aus gleichen Grunde glaube ich, daß sich unsere kurtze Sinngedichte verfertiger, Epigrammatistes, die Mühe wohl ersparen könnten, jedes derselben mit dem Stempel: Neues Epigramma, zu bezeichnen. Warum will man mir unbescheidentlich ankündigen, daß ich unfehlbar einen witzigen Einfall finden würde? Meinet man denn, meine Nase wär, einen witzigen Einfall, oder so etwas, daß seine Stelle vertreten sollte, zu schmecken, nicht gerenigt genug? Die Diseurs de Bons-mots, (*) würden

(*) Ich bitte um Vergebung, daß ich diesen französischen Ehrentitel nicht wohl verdeutschen kann. Übersez.

den unerträglich fallen, wenn sie auf die Gedancken kämen, vorher zu melden, daß sie einen sinnreichen Einfall auslassen wollten.

Gesetzt meine critische Anmerkung wär wohl gegründet; So hätte der grosse Moliere seinen Krancken, ohne vorher gehende Erinnerung, daß es nur ein Krancker, seiner Einbildung nach, wär, vorstellen sollen. Wenn er dieses ausführliche, und erklärende Beywort imaginaire, erspart haben würde, so würde er das Comische in diesem treflichen Stücke, welches, unglücklicher Weise ein wenig übertrieben ist, weit sinnlicher und rührender gemacht haben (*) Es ist Schade, daß man diesem Fehler nicht abhilft.

Ich würde eben das von seinem Sganarelle, und von seinem H. = = in der Einbildung sagen, wenn dieser letztere Titel das würcklich theatralische Stück fast nicht von allen Schauplätzen verbannt hätte, aus dem ein gutes Lustspiel gemacht werden könnte.

Ich glaube auch Moliere hätte ersparen können, uns zu berichten, daß seine Scheinklugen, Précieuses, lächerlich, ridicules, wären. Mir scheinet es, daß er nach den Kunstregeln

sich

(*) Diese Wahrheit zu beweisen, hat gantz Paris den grossen, dicken Comödianten Montmeny mit seinem rothen und gesunden Gesicht, die Person des Krancken in der Einbildung, zum grossen Vergnügen, vorstellen sehen.

sich des entscheidenden Tons wohl hätte enthalten mögen. Setzte er etwan in Frankreichs Urtheil ein Mistrauen? Besorgte er vielleicht, daß die Pariser Schönen seine klugen Spröden gar zu liebens oder Nachfolgungswürdig finden möchten? Das ist noch nicht alles: Da Moliere die Précieuses ridicules auf den Schauplatz bringet, scheinet es, daß er stillschweigend andeuten wollte, wir hätten auch Précieuses non ridicules, keine lächerlichen Scheinklugen. Aus allen diesen folget, daß Moliere hätte zufrieden seyn können die Précieuses wohl vor zu stellen, und dem Publicum die Sorge zu überlassen, sie für lächerlich zu erklären.

Der vermählte Philosoph, ist, meines Bedenckens nach, des Nericault Destouches Meisterstück. Ich bilde mir ein, daß, wenn ich den vermählten Philosophen gemacht hätte, ich darauf eben so stoltz seyn, und damit, wie der Graf Tüffiere mit seinem Adel und Verdienst prahlen würde. Ich bin dem Ariste und seiner Frau herzlich gut. Celiante, die alberne Buhlschwester, belustigt mich ungemein, und den braven Damon, der den Muth hat, sie zu heirathen, gönne ich alles gutes. Den le Sage, den Vater des Ariste, verehre ich. Der Marquis du Lauret hat meinen völligen Beyfall, und so viel den Geronte, des Ariste Oheim, anbetrift, oh! mit dem möchte ich wohl eine flasche Wein trincken. Die Finette kann ich sehr wohl leiden. Die kleine Narrheit die sie

ihrem

ihrem Herrn vorsagt, (*) halt ich ihr gerne zu gute. Kurz, ich bin von des Destouches Meisterstück ganz bezaubert. Diese Bezauberung hält mich aber nicht zuruck, daß ich unempfindlich über den doppelten Titel seyn sollte, den der Verfasser seinem Stuck mit Unrecht vorgesetzt hat. Der erstere, der vermählte Philosoph, der sehr vernünftig ist, wär, ohne Zweifel, hinlänglich genug gewesen; Der zweyte setzt den ersteren ganz herunter. Und welcher? Der Ehemann, der sich schämt, das ers ist. Dieser letztere Titel ist nicht nur schwazhaft, sondern auch Geheimniß voll. Zum wenigsten hätte man Recht zu fragen, ob der vermählte Philosoph sich schäme, daß er sich, als ein Philosoph vermählt habe? Oder, ob er sich schäme, daß er der Mann seiner Frau sey? Oder auch, ob er sich seiner Verheirathung schäme, weil er es, seinem Stande nach, nicht seyn dürfte? Einsehenden Leuten kommet des dü Sage comische Schwachheit ziemlich zweifelhaft vor, und sie werden nicht sonderlich durch sie erbaut. Sie werden im Gegentheil unwillig, daß sie so wohl errathen können. Es vergehet ihnen alle Lust, daß man sie nicht in eine angenehme Bestürtzung bringt. Sie vernehmen nichts neues, nichts rührendes, wenn der Philosophe seinem Vertrauten beichtet, warum er sich seiner Vermählung schämet. „ Wir wusten es so schon, sagen sie; Destouches

(*) Act. I. sc. IV.

„ stouches hatte die Heimlichkeit seines Lust-
„ spiels durch den zweeten Titel verrathen, der
„ vollkommen überflüssig und noch darzu gar
„ schädlich war. „

Le Jaloux des-abusé, der aus seinem Verdacht gebrachte Eifersüchtige, wird seiner geringen Fehler ohngeacht, allezeit ein Kleinod bey dem Schauplatz bleiben. Noch besser würde er aber gefallen, wenn seine Leser und Zuschauer nicht schon versichert wären, daß dieser eifersüchtige Gemahl, am Ende des Spiels ganz gewiß aus seinem Irrthum gebracht werden würde.

Bis hieher habe ich nur von den Dichtern geredet. Nunmehro wollen wir sehen, ob ich den prosaischen Schriftstellern (*) einen gleichen Fehler in diesem Stuck vor zu werfen haben werde. Ich bitte um Vergebung, daß ich dem Leser gleich anfangs nur eine Bäuerin vorstelle.

O Es

(*) Der von seinen Deutschen Landsleuten fast bis zur Anbetung verehrte, und von den Ausländern bewunderte Herr Verfasser hat, wie es scheinet, sein vortrefliches Talent einer Nation gewidmet, wodurch er bey derselben so viel Neid und Mißgunst, als bey seinen Landsleuten Unmuth und Misvergnügen erworben. Dieses Opfer seiner verwunderungs würdigen Verdienste hat ihm aber auch die sichtbare Strafe des himmels zu gezogen, daß die Ubersetzung seiner herrlichen Schriften vielleicht seine Unzufriedenheit gegen seine Landsleute, wie gegen sein Vaterland nur destomehr vergrössern wird. Ubersetz:

Es ist aber auch eine glücklich gewordene Bäuerin. Paysanne parvenue. Ich trage gewißlich alle ersinnliche Hochachtung für dieses Bauren-Mädchen. Ich bin sehr erfreuet, daß es glücklich geworden ist. Nur wollte ich, daß sein Lebens-Beschreiber mich mit der Nachricht auf dem Titel verschont hätte, daß dieses Dorf-Frauenzimmer gewiß zu einem besondern Glücke kommen würde, devoit parvenir. Vielleicht habe ich einen besondern Geschmack. Es kommt mir allezeit vor, daß dieses liebenswürdige Bauermädchen mir mehr Vergnügen gemacht haben würde, wenn mir das zukünftige unausbleibliche Glück dieser Schönen noch eine Zeitlang unbekannt geblieben wär.

Natürlicher Weise führe ich hier ebenfalls den glücklich gewordenen Bauer, Paysan parvenu, an. Ich hege gegen diesen Bauer alle schuldige Hochachtung. Ich erfreue mich, daß er glücklich worden ist. Es wär mir nur lieb gewesen, daß man nicht gleich auf der ersten Seite versichert worden wär, daß dieser Dorf-Jüngling unfehlbar ein Glück erhalten würde. Diese Gewißheit, ich wiederhole solches mit Bedacht, und nur mit einem andern Ausdruck, diese Unfehlbarkeit raubet und benimmt uns das Vergnügen, vorher zu sehen, und zu errathen. Es bleibet uns nichts übrig, als eine blosse, trockenen Neugier, die Mittel und Wege zu erfahren, durch welche die Bauerin und der Bauer zu ihrem Glück gelangt sind. Würde man wohl diesen beyden so viel gelesene

und wieder gelesene Romanen etwan weniger lesen, wenn der eine la Paysanne, die Bauerin, der andere aber le Paysan, der Bauer nur schlechtweg, betitelt gewesen wären?

Das einzige gute Werck des Scarron ist sein Comischer-Roman. Er würde aber weit comischer ausgesehen haben, wenn der Verfasser gleich anfangs im ernsthaften Tone des Michael von Cervantes geredet hätte. Ohne Scarrons Bericht, würde man errathen haben, daß sein scherzhaftes Büchelchen nichts anders, als ein comischer Roman sey, desto lustiger wär die Sache gewesen. Es wär auch noch ein Schertz geblieben, wenn Scarron seinem Virgile travesti, dem verkleydeten Virgil, den Titel: d'Eneide en Vers francois, die Aeneade in französischen Versen, beygelegt hätte. (*) Füretiere, der so viel Witz, als Beurtheilungskraft besaß, nennete gleichwohl seinen Roman, le Roman bourgeois, den bürgerlichen Roman. Er würde wohl einen besseren Titel haben finden können.

Der Verfasser du Triomphe de la Vertu, des Triumphs der Tugend, oder die Begebenheiten der Gräfin von Bressol, ist mir nicht bekannt.

(*) Despreaux gab seinem Lutrin, dem Pulte, den Titel: Helden Gedicht: Poëme héroique. im Jahre 1701. legte er ihm den Titel: Poëme héroique Comique, schertzhaftes Helden-Gedichte, bey. Das Publicum würde, ohne des Dichters Unterricht die Eigenschaft des Gedichts gespürt haben.

kannt. Nichts destoweniger darf ich versichern, daß er seine drey Bände reitzender gemacht haben würde, wenn er auf den Titel Blate nicht den Sieg albereit besungen hätte. Der Triumph der Tugend würde, ausgeführter Gründe wegen, weit prächtiger und wnnderwürdiger gewesen seyn.

Wenigstens, wenn ich Romanzen schrieb, so würde ich den Schwanz an den Kopf meines Romans zu setzen mich wohl in Acht nehmen. Ich wollte ihn sicherlich, durch einen gar zu hellen, und folglich nachtheiligen Titel nicht verunstalten. (*) Die sinnreichen Wercke scheinen gewissen Schildereyen nicht unähnlich zu seyn, welche ein allzu starckes Licht nicht vertragen können, sondern ihrem wahren Glantz der Richtigkeit des Schattens zu dancken haben. Das ist eine, allgemein angenommener Grundsatz. Gleichwohl siehet man, daß die schönsten Genien solchen aus den Augen verlieren. Einen sehr in die Sinne fallenden Beweiß davon zu geben, will ich eine Heldin anführen, die gantz Europa kennet, und die viel Aufsehens in England gemacht hat. Es ist die berühmte **Pamela, oder die belohnte Tugend**: Pamela, or Virtue rewarded. Dieses Werck des

(*) Viel lieber wollte ich dem guten Boursault nachahmen, der la Comedie sans Titre, das Lustspiel ohne Titel, gemacht hat. Er hat Nachahmer gefunden ich weiß aber nicht, wie es ihnen auf dem Schauplatze gelungen ist.

des Richardson ist so wohl aufgenommen worden, daß wenigstens in einem halben Jahre vier Auflagen, und bald darauf eine französische Übersetzung zum Vorschein kamen. Dieser grosse Fortgang machte die Kunstrichter in London rege. Sie gaben, ich weiß nicht, wie viel Schriften wider die Pamela heraus. Ich werde mich in ihren Zwist nicht einlassen, erkläre mich vielmehr, daß ich ein Pamelist bin, und daß gewisser geringer Abweichungen ohngeacht, dieser gute Roman meinen völligen Beyfall erhält, auch, ob er schon in vertraulichen Briefen abgefaßt ist, dennoch Lob verdienet.

Hiernächst nehme ich mir die Freyheit, in der ganzen Folge die Erklärung zuthun, daß er den schwazhaftesten, plauderhaftesten will ich nicht sagen, Titel führet, den ich nur kenne, den der gute Richardson ersonnen hat, seiner tugendhaften Heldin entweder, als einen Paß, oder ein Empfehlungs Schreiben mit zu geben. Die Sache noch rührender vor zu stellen, muß ich den ausserordentlichen Titel dieses berühmten Romans den Lesern, welche die engländische Urschrift nicht bey der Hand haben möchten, vor Augen legen.

* * * *
* * *
* *
*

Pamela,

or

Virtue rewarded.

In a ſeries of familiar Lettres from a beautiful young Damsel to her Parents. Now first publis-hed in orderto cultivate the Principles of Virtue and Religion in the Minds of the Youth of both ſexe. A Narrative which has its Fundation in Truth and Nature; and at the ſame time that it agreably entretains, by a variety of curious and affecting incidents, is entirely diveſted of all those Images, which in too many Pieces calculated for amusement onty, tend to inflame the Mind they should inſtruct. &c. &c. &c,

Man wird hoffentlich geſtehen, daß dieſer Titel nicht zu laconiſch und zu kurz gefaßt iſt. Der franzöſiſche Uberſetzer hat bedächtig geurtheilt, daß man dieſes Gewirre gänzlich ausrotten, und den Titel nicht beläſtigen müſſe. Pamela, ou la Vertu recompensée, das iſt alles, was er davon überſetzt hat.

Meinen Gedanken nach, hätte der weiſe Uber-

Ubersetzer annoch diese Vertu recompensée un-drucken können. Sie benimmt dem Roman den reitzenden Geschmack, indem sie das Ende davon zu erkennen giebt. Der Verfasser mag seine Pamela in manche bedenckliche und gefährliche Umstände setzen, ich werde dadurch nicht gerührt. Die belohnte Tugend, die mir auf allen Seiten in die Augen fällt, bringet mich nicht zum Zittern, und Zagen, wegen der Ehre der Schönen, in Gefahr, dabey sie nichts versiehet.

Ich mercke wohl, daß ich, so deutlich als ich wollte, mich nicht ausdrücke. Ich muß daher die künftigen Schriftsteller inständigst bitten, die Sache gründlich zu untersuchen. Der Pamela Geschichte ist gantz geschickt dieses zu erläutern. Wenn sie nur zu erwegen belieben wollen, ob es nicht wahr sey, daß der Seiten Uberschrift, bey hundert reitzenden Umständen, den Leser ganz ruhig erhält, den gleichwohl der Verfasser auf zu wecken, und in Sorgen zu setzen bemühet ist? Er mag mich erschrecken, wie er will, wenn er die Pamela an den äussersten Absturz führet: Ich bin versichert, und hab es dem schwazhaftesten Titel zu dancken, daß diese Pamela tugendhaft bleibet, und daß ihre Tugend belohnt wird. Das sollte ich nicht eher, bis zum Ende des letzten Theils erfahren.

Man wird mich mit dem Vorwurf, daß ich in Wiederholungen verfallen wär, verschonen. Es ist aus gutem Vorbedacht geschehen, daß ich die unangenehmen Wirkungen der schwatzhaften Titel wiederholt habe, weil ich jungen Schriftstellern gerne einen völligen Ekel dagegen machen möchte. Es wird ihnen, dem Ansehen eines Babiolisten, ein Vorurtheil auf zu opfern, schwer fallen.

XII.

Bescheidene Vertheidigungen der Gelehrten Babiolen. (*)

Es fällt jedem vernünftigen Schriftsteller betrüblich, wenn er viel geschrieben hat, und dabey gewisser Kunstrichter Misfallen nicht hätte erfahren sollen. Ihr Stillschweigen, welches man für einen heimlichen Beyfall würde haben halten können, hätte dem Schriftsteller, der auf seine

O 5 Ehre

(*) Babioles T. IV. p. 13. Man hat in der Ubersetzung diesen Artikel nur wegen zweener Vorwürfe, die dem Herrn Verfasser über seine Gelehrten Tändeleyen gemacht seyn sollen, alhier angebracht, weil sie zwey bereits übersetzte Stucke betreffen: Nämlich den gerächten Horaz, und den Candide, oder das System vom besten, welche schon vor einiger Zeit unter dem Titel: der gerächte und gerettete Horaz, nebst einigen Auszügen und zusätzen aus den sinnreichen Schriften des Herrn von Bar in der Andreaischen Buchhandlung zu Franckfurt am Mayn im Druck erschienen sind.

Ehre hält, Verdruß gemacht. Wenn diese Anmerkung richtig ist: So habe ich Ursache mich für glücklich zu halten. Ich vernehme, daß man mir, gewisse gelehrte Tändeleyen scharf zu tadeln, die Gnade erwiesen hat. Hieraus ist, meiner Meinung nach, wohl zu schliessen, daß man diese Sächelchen zu lesen und mit einem critischen Auge zu untersuchen gütigst gewürdigt hat. Was sollte ich mir mehr wünschen?

Zum Unglück erfordert der übliche Gebrauch daß ein getadelter Autor sich wafnet, und also bald, förmlich beweißt, die Tadler seines Wercks wären Neider, ungerechtes, unwissendes und ketzerisches Volck.

Den Gebrauch ehre ich nicht anders, als wie man alle Tyrannen verehret. Gleichwohl will mir mein Gewissen die Schmeicheley noch nicht erlauben, daß ein Wesen auf der Welt, wenn es seinen Vernunftsinn nicht verloren hat, mich wegen der Ehre, daß ich Tändeleyen geschrieben habe, beneiden könnte. Doch muß ich gestehen, daß man ohne ungerecht und unwissend zu seyn, mich auf Fehler ertappen kann, und mir leichte versehen, ohne in eine Ketzerey zu fallen, wohl verwerffen darf.

Nach diesem ohne Zweifel verdrüßlichen vielleicht aber auch unnützlichen Vorspiel, wollen wir dem Publico die Vorwürfe, mit den man mich beehrt hat, und meine Beantwortungen, denen ich, als ein Philosoph den Titel: bescheis-

scheidene Vertheidigungen, beygelegt habe, zu wissen thun.

I. Vorwurf.

Sehr schätzbares und hoch zu verehrendes Frauenzimmer tadelt mich offenbar, daß ich die Schutzschrift für einen lateinischen Dichter (Horaz (*)) verfertigt habe, der ein Verführer des Frauenzimmers gewesen wär.

Antwort.

Ich habe den Horaz nicht, als einen Verführer des Frauenzimmers gelobt. Ich lasse im Gegentheil meinen Zweifel über diesen Artikel gar deutlich spüren. Weil es nicht wahrscheinlich ist, daß ein Hofpoet, ein Mann von vielem Witz und Verstand sich im Ernst gerühmt haben sollte, daß er den Buhlschwesteren nachlief: Ich habe mein Bestes gethan, den Liebhaber der Glyceria darüber zu entschuldigen. Hab ichs darinn versehen, daß ich ihn gelobt habe, weil er so gewaltig wider den Ehebruch los geblitzt hat: So bitte ich das eine, wie das andere Geschlecht gar zu sehr um Vergebung. Ich will gerne zu geben, daß Horaz in diesen Lästerthon, nicht als ein artiger Hofmann gehandelt hat. Ich hätte ihm wohl seinen unschicklichen und unzeitigen Eifer, ich

(*) Babiole I. T. I. p. 1.

ich gestehe es, verweisen können, wenn ich den Horaz, wie ichs dem Despreau gethan habe, nach rechtlicher Weise hätte hudeln wollen. Wenn man aber eine Schutzschrift eines berühmten Sterblichen macht, so erfordert der Gebrauch, daß man auch seine tadelhaftesten Fehler loben muß. Dieses könnte ich mit tausend in unserm gerechten und aufgeklärten Zeitlauf gedruckten Schriften beweisen.

V. Vorwurf.

Die Leibnitzischen Philosophen erklären mich für einen bösen Antichrist, weil ich mich noch nicht starck gnug finde, zu bekennen, daß ich in der besten aller möglichen Welten, wo alles gut, ja wo alles am besten seyn soll, lebe. (*)

Antwort.

Ich beschwöre die Leibnitzischen Philosophen, (**) daß sie Gedult und Mitleiden haben mögen. Sie wollen nur zu erwegen belieben, daß ich der lebhafte heau-ton-timo-rumenos des

---

(*) Bab. T. I. p. 97. In der obangeführten Ubersetzung des gerächeten Horaz ist der Candide ebenfalls S. 173. zu befinden.

(**) Dem Herrn von Voltaire sey es gedankt, man fängt schon an diese Philosophen die Candiden zu nennen. Es thut mir weh, ich wills gerne gestehen.

des Terenz seyn würde; wenn ich, ohne mich selbst zu belügen, den Pessimismus abschwören, und den Optimismus annehmen könnte, und ich dennoch aus blosem Eigensinn thörigt genug wäre es nicht zu thun. Man mag immerhin sagen, ich hätte weder Leibnitzen, noch Wolfen, noch Popen, recht verstanden: Ich frage nur ob man kein Christ seyn könne, wenn man das Lehr-Gebäude dieser drey Männer nicht annimmt? Die mehrern Welten, die mögliche Menge dieser Welten, von denen ich keine mehr, als die Kugel, darauf ich wohne, gesehen habe und eigentlich kenne, hindern mich, mit einem Eyd zu bekräftigen, daß diese letzt gedachte Kugel durchaus die beste unter allen diesen Weltkugeln sey. Ich werde mich dannenhero wohl hüten, zu behaupten, daß der Schöpfer, seiner Allmacht ohngeacht, nicht hätte eine weit vollkommenere Welt, als die unserige, schaffen können.

Man weiß gar zu wohl, daß die Umstände in die Meinungen und Lehrgebäude der Philosophen einen starcken Einfluß haben. Mithin bilde ich mir ein, daß wenn diese Welt die beste aller Welten seyn sollte, ich nicht drein gestellt worden wär; Weil mich Gott in den schlechtesten und magersten der zehen Kreyse gepflanzt hat, wo ich hätte geboren werden, und gleichwohl von der Nation, unter der ich bin, seyn können.

Im übrigen verspreche ich daß ich, einen vesten und daurhaften Frieden unter uns zu schliessen,

sen, die Wercke des Leibnitzes, des Wolfs und des Pope noch einmal recht bedachtsam durch lesen will; Wenn dieser theure Friede nicht zu übermässig kostbar ist, so werde ich gewiß ein Leibnitzianer und noch darzu ein sehr eifriger leibnitzischer Philosoph werden. So dann werde ich behaupten, daß diese Welt die beste aller Welten, und mein Kreyß, wo ich geboren bin, der vornehmste fruchtbarste und fetteste aller Kreyse sey: In Circulo Circulorum vivam.

XIII.

XIII.

Von dem Heimweh.

(*)

Ich weiß nicht, ob man schon einige gelehrte Abhandlungen oder Untersuchung über eine Art der Kranckheit hat, welche die Schweitzer und die Deutschen das Heimweh nennen. Ich habe zwoi berühmte Schriften in der Heilungs-Wissenschaft vor mir liegen, deren eine in guter ungebundner Rede, die andere in lateinischen Versen geschrieben ist. (**) Ich finde aber in diesen beyden vortreflichen Werken nichts, das sich eigentlich auf diese Kranckheit beziehet. Es wird mir also erlaubt seyn, derselben eine Babiole, nicht als ein Naturlehrer, sondern, als ein gelehrter Kunstrichter zu widmen.

Nach der Richtschnur wollen wir mit der Beschrei-

(*) Babiol. T. IV. p. 3.

(*) Die von Johann Frantz Fernel in Prosa und die von Herrn Hebenstreit in Versen: D. Joan. Ern. Hebenstreiti, Anat. & Chir. in Acad. Lips. Prof. Pathologia Metrica, seu de Morbis Carmen. Lips. 1740. 8.

schreibung des Ubels den Anfang machen. Sein Nahme ist aus zwo deutschen Worten, die ein Franzose gar leicht für ein paar griechische halten würde, zusammen gesetzt. Die Aertzte geben diesem Ubel den griechischen Nahmen: Nostalgia, welches aus den griechischen Worten Νόσος, die Kranckheit, und Ἄλγος, traurig zusammen gesetzt ist.

Das Heimweh ist ein unruhiges, öfters schmertzliches Verlangen, nach seinem Vaterland, oder nach seiner Heimat, die man verlassen hat, wieder zuruck zugehen, und wo man, wie man meinet, sich weit besser befinden wird als da, wo man immer, ohne zu wissen warum, übel zu frieden ist. Das Heimweh ist also ein Ubel, das man eben deswegen empfindet, weil man nicht in seinem Vaterlande, oder zu Hause ist, da man doch, aus gewissen Ursachen, oder aus Eigensinn herzlich gerne zu seyn wünschet.

Nach dieser genauen Beschreibung, die von aller Verdrehung befreyt ist, behaupte ich, allen beschnittenen und getauften Gesundheits- und Kranckheits-Verständigen zum Trotz, daß das Heimweh die älteste aller Kranckheiten, so das menschliche Geschlecht befallen hat, seyn muß.

Adam und Eva empfanden, als sie aus dem irrdischen Paradieß vertrieben waren, alle Quaal und alle Beängstigungen des Heimwehs. Man kann wider diese Meinung nichts aufbringen, solche für falsch zu halten, wenn man nicht offen-

senbar zum Teufel fahren will. Dem die Lust ankommen sollte, mir zu widersprechen, mag sich immerhin verdammen, von mir soll er keine Antwort erwarten. Folglich halt ichs so wohl in der theologischen Monarchie, als in der gelehrten Republik für eine ausgemachte Sache, daß das Heimweh die erste Männer- und Weiber-Kranckheit seyn müsse.

Meine Bescheidenheit wird alle zu erwartende Glückwünsche über diese Entdeckung in der Kranckheit- und Heilungs-Wissenschaft verbitten. Dagegen verspreche ich mir aber auch, daß wenigstens alle gesittete Völcker, welche die Odyssee des Homers verehren, leicht einräumen werden, der Penelope Gemahl und Telemachs Vater, mit einem Worte, Ulysses, sey von dieser betrüblichen Kranckheit recht grimmig geängstigt worden. So viel will ich von dem frommen Aeneas eben nicht sagen. Das war ein Betbruder, auf dessen Widerspruch in physikalischen Sachen nicht das geringste zu bauen ist. Welcher Fracastor aber (*) soll sich unterstehen, mich lügen zu straffen, daß der nnglückseelige von Rom verwiesene Ovid nicht die tödlichste Quaal und Marter von dem erschrecklichen Heimweh, dessen deutscher und schweitzerischer Nahme ihm gewiß gantz unbekannt gewesen ist, gelitten hätte?

(*) Ein grosser Artzt und guter Lateinischer Dichter, der Verfasser eines gewissen Gedichts, über = = Gott woll es ausrotten!

Kraft eines Bann-Brieffes verließ Ovid Rom, unter den Barbaren mit Verdruß in der langen Weile zu leben. Wär gleich seine Frau so alber gewesen ihm zu folgen: Hätte August aus Mitleiden ihm gleich seinen liebsten Leib Artzt den Doctor Antonius Musa, mit Wundärtzten und Apothekern zu geschickt: Ovid würde doch nicht geheilt worden seyn. Dem guten verwiesenen Ovid war ein gnädiger Rückruf höchst nöthig.

War er von Paris? Nein, er war von Rom. Aus allem, was bishieher gesagt worden ist, läßt sich schliessen, daß das Heimweh die älteste Kranckheit sey, welcher, bey gewissen Umständen, der weiseste Mann ein Ulysses selbst, unterworffen gewesen ist.

Der Vorsehung sey gedanckt, ich kenne diese Leibes- und Gemüths-Schwachheit nicht anders, als wie ein weiser Artzt gewisse nicht gar kluge Unpäßlichkeiten kennet. Wie ichgleichwohl meinen eigenen Einsichten nicht alleine gerne traue, so habe ich nach gesucht, ob ich etwan ein Stück finden möchte, das diesem schwachen Versuch meiner Feder einiges Gewicht beylegen könnte. Ich habe es auch gefunden, der Leser wird aber wohl niemals errathen, in welchen Wercke ich den Fund gethan habe: In den critischen Betrachtungen über die Dicht- und Mahler-Kunst. (*)

Man

(*) Dans les Reflexions critiques sur la Poësie & sur la Peinture de M. l'Abbé du Bos. T. II. p. 137. Edit. d'Utrecht, 1732.

Man liest daselbst folgende Stelle: " Wie
„ wir auf den Reisen die Luft åndern, auf die
„ Art fast, als wenn die Luft in dem Lande da
„ wir leben sich ånderte, so benimmt uns die
„ Luft einer Gegend einen Theil unserer gewöhn-
„ lichen Eßlust, da die Luft einer andern Ge-
„ gend solche vermehrt. Ein französischer
„ Flüchtling in Holland klagete des Tages we-
„ nigstens dreymal, daß ihn seine Lebhaftig-
„ keit und die Munterkeit seines Gemüths ganz
„ verließ. (*) Die Geburts-Luft ist unser Ge-
„ nesungs-Mittel. Diese Kranckheit, die in
„ manchen Landen das Heimweh genennt wird
„ und dem Krancken ein heftiges Verlangen
„ nach seiner Heimath zurück zu kehren einflößt,
„ cum notos tristis desiderat Hædos. Juvenal.
„ Sat. XIII. ist ein Trieb, der uns erinnert, daß
„ die Luft, wo wir uns befinden, unserer Leibes
„ Beschaffenheit nicht so zuträglich, als diejenige
„ sey, nach welcher uns ein geheimer Trieb
„ seufzen machet. Das Heimweh machet un-
„ ser Gemüth nur deswegen unlustig, weil
„ es würcklich den Leib angreift. Eine von der-
„ jenigen ganz unterschiedene Luft, an die man
„ gewohnt ist, wird zur Quelle der Kranckhei-
„ ten, und des Ubel befindens.

(*) Der Franzoß mag wohl des Tages dreymal ein Geck gewesen seyn.

Nonne vides etiam cœli novitate aquarum
Tentari procul à patria quicunque domoque
Adveniunt, ideo quia longe diſcrepat aer.

Lucret. L. VI.

„ Dergleichen Luft, ſo geſund ſie auch denen „ in einem Land gebornen ſeyn mag, wird ein „ heimlicher Gift für gewiſſe Fremdlinge, u.ſ.w.

Ich verehre des Herꝛn Abts dû Bos Anſehen. Wenigſtens aber muß ich die Erinnerung thun, daß allhier nur von demjenigen Heimweh die Rede iſt, welches nicht eher eine Leibes Kranckheit wird, als bis es lange Zeit vorher das Gemüth beunruhigt hat. Hier werden nicht alle diejenigen Ubel gemeinet, die durch Veränderung des Luft-Strichs, der Nahrung, des Trankes u. d. m. verurſacht werden. Es iſt gantz natürlich, daß ein ſolcher Krancker nach einer Luft verlangt, die ihm, ſeiner Meinung nach, geſünder ſeyn wird. Man ſiehet in Amerika Spanier, Engländer Franzoſen, auch Franzöſinnen ſelbſt, die, ohne kranck zu ſeyn, nicht mit Unrecht ſich wieder nach Europa ſehnen, ohne daß ſie hauptſächlich ein heftiges Verlangen nach ihren Geburtsorth empfinden ſollten. Man würde fälſchlich glauben, daß dieſe Leute vom Heimweh geplagt würden. Ein in die Baſtille verſchloſſener Gaſconier, der darinn ein brennendes Verlangen trägt, an dem Ufer der Garonne, wie vorher, herum zu ſpazieren, hat gewiß nicht Unrecht, nach ſeiner Geburts Luft zu ſeufzen; Sollte man deswegen ſagen, daß ihn die Liebe zum Vaterlande

in der Bastille quälete? Der Schweitzer, der bey guter Gesundheit, zu Paris wohl gefüttert und getränckt wird, und nur eintzig und allein sein Dorf wieder zu sehen, davon lauft, der ist eigentlich das rechte mit dem Heimweh befallene Thier, das solchem nicht widerstehen kann. Der Schweitzer lauft nicht, die Luft, Essen und Trinken zu verändern von Hünningen weg, (*) und versteckt sich in die Stadt Basel. Will man sagen, es geschäh aus Leichtfertigkeit? Ach! diese ist nicht der National-Fehler. Ich wollte eher sagen, es wär der angeborne republikanische Geist, der, aller Gefahr zu Trotz, den Schweitzer die Sclaverey zu verlassen antreibt, in die er sich aus Unvorsichtigkeit, oder aus Lands-Gebrauch gestürzt hat. Wir wollen beyläufiig anmerken, daß man insgemein das Heimweh die Schweitzer Kranckheit nennt. Man behauptet, daß sie die gröste Gewalt über den Schweitzer habe. Vielleicht mag es ein Vorurtheil seyn. Jedoch gereicht es den XIII. Cantons allezeit zu grossen Ehren. So bald die Liebe zur Freyheit bey einem gantzen Volcke herrschet, so kann man auch die kleinen Ausschweifungen einer so großmüthigen und gründlichen Liebe anders nicht, als mit Lob belegen.

Es wär wohl zu wünschen, daß das Heim-

(*) Eine kleine französische am Rhein artig gebaute, Vestung eine kleine Meile von Basel.

weh keine andern, als ehrwürdige Quellen hätte. Man siehet aber zum Unglück öfters das Gegentheil. Die Liebe zum Vaterlande muß denenjenigen gemeiniglich zum Vorwand dienen, welche unter einem fremden Himmels-Striche gantz gemächlich leben, und dannoch immer misvergnügt sind. Unruhe, Unbeständigkeit, Lust an Veränderung, Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande; Hofnung eines bessern, gewisser Eigensinn, das Alter, der Unmuth, ein widriger Zufall, ein unvermutheter Ausschlag einer Sache, nichtswürdige Kleinigkeiten u. d. m. verursachen oftmals den Eckel gegen einen Ort, der endlich ein unüberwindliches Heimweh zu wege bringt. Anfangs ist er nur sittlich, nach und nach wird er natürlich. Er tödet wohl gar den Menschen, auf gleiche Weise wie Kummer und Verdruß einen Philosophen, zum Schimpf der Philosophie zu töden pflegt.

Wir wollen aber allhier auch ein Wort von gewissen Helden sprechen, die wider das Heimweh stark und veste sind. Man siehet Gemüther die, da sie doch auf dem Lande und fürs Landleben geboren sind, nach der für sie und ihr Geschlecht pestilentzialischen Hofluft schnappen. Sie verderben zu sehends, und fühlen ihr Verderben. Sie bekennen, daß sie die Hofluft zu Boden drückt, und die Geburtsorts-Luft ein wunder Balsam für sie seyn würde. Gleichwohl können sie, die Landluft ihrer guten rechtschaffenen Ahnen zu geniessen, sich nicht ent-

entschliessen. Sollte man den Gemüthern von dieser Gattung nicht das allerheftigste Heimweh wünschen? Kann man wohl, z. E. Franzosen, ohne Lachen ansehen, die nur deswegen unglücklich sind, weil ihnen die Schweitzer Kranckheit fehlt? Jezuweilen trägt sichs zu, daß der Hof solche stoltze Gemüther, sich in der Stille nach ihrem väterlichen Heerd, unter ihre Haußgötter zu begeben nöthiget. Alsdann rasen sie, wie Büssy-Rabutin, in ihren eigenen Güthern. Das erschreckliche Ubel, welches sie alsdann martert und ängstiget, ist ein verteufeltes Heimweh von anderer Art. Es ist gerade das Gegentheil vom Schweitzerischen Heimweh. Es ist die Seuche, die einen eben deswegen so heftig quälet, daß man Widerwillen daheime bleiben muß.

Es würde mir unmöglich fallen, eine so schändliche Sache auszu führen, ohne in die anzüglichste Satire zu gerathen, und eine ehrwürdige Anzahl von Matadors zu beleidigen, von denen man schweigen, oder nach der Schweitz flüchten müßte. Man wird mir erlauben, mich an das erstere Heimweh wieder zu wenden, das seinem Krancken zur Ehre gereicht. Der rechtschaffenen Mann, der zum allgemeinen oder zu seines Geschlechts Besten sein Hauß, oder sein Vaterland und Wohnung verläßt, verdienet alle Hochachtung derer, die von den Umständen dieses wackeren Mannes Nachricht haben. Er hat vollkommen Recht, wenn er nach einer gewissen Abwesenheit von seinem Heerd, desselben

anziehende Kraft empfindet. Man wird endlich, in sonderheit in einem gewissen Alter, überdrüssig, ein Fremdling unter fremden Leuten lange Zeit zu seyn, wenn man zu Hause werthe und angenehme Freunde und Freundinnen hat. Der Diogenes ist scheltens werth, der aus seinem Fasse in eine lustige und angenehme, auch bequemliche Wohnung versetzt, die Vergnügung und Gemächlichkeit seines Fasses beklagen wollte. Man muß mit dem Unmuth des galanten Mannes Mitleiden haben, der aus Pflicht von seiner Wohnung entfernt seyn muß, und sich, auch an dem prächtigsten Hofe, nach derselben sehnet.

„ Die Pflicht des Weisen ist, daß er sichs an allen Orten gefallen läßt, „

Ich gestehe dieses selbst von gantzem Hertzen. Wiewohl dieser weise Mann darf sich, ohne roth zu werden, gar billig ein gantz natürliches und nicht unvernünftiges Heimweh an jedem glückseeligen Orte, wo er ein Fremdling ist, klagen. Hätten Jupiter und Merkur den Philemon bis in den Himmel geführt: Philemon würde gewiß, mit gutem Rechte, nach der Baucis in der Hütte geseufzet haben. (*)

XIV.

(*) Hier folgt im Original ein Gedicht eines Geistlichen, der von Wien aufs angenemste eingenommen, dennoch in Wien selbst vom Heimweh befallen war: allein diese Relation de l' Etat présent de mon coeur, à Madame la Baronne d' - - - - ist viel zu schön als daß ich solche, übersetzen; und sie durch meine Prose verstellen sollte. Ich darf wohl unsere beste deutsche Dichter aufzufordern mich erkuhnen

XIV.

Ali,

oder

Der in sein Vaterland zurück gelangte Reisende. (*)

(**) - - - Die Welt ist für die Tyrannen gemacht.

Die Welt verdient die Ehre nicht, daß man sie kennt. Gleichwohl muß man sie, unbekannter Weise, kennen lernen, damit man sie, ohne ein Menschenfeind zu werden, zu fliehen geschickt werde; Damit man die Lais verachten, die Penelopen lieben, (***) und end-

sich an die Ubersetzung zu machen. Ich will ihm seine Geschicklichkeit nicht absprechen, getraue mir aber gewiß zu behaupten, daß er kein Meisterstuck heraus bringen wird.

(*) Babiol. T. III. p. 3.

(**) - - - Le Monde est fait pour les Tyrans. Voltaire en son Mahomel. Act. dern. sc. derniere.

(***) V. Diogen. Laert. in Aristippo.

lich von dieser Kugel, wie von einem Larven-Ball, wo man die Langeweile vertrieben hat, weg gehen, lernen möge.

Mir sind aber auch Sterbliche bekannt, welches ich mit Recht sagen kann, die nur immer in ihrer Hütte bleiben sollten. Es ist gut, wenn man in mehr, als einem weiten Reiche die Güter nicht kennet, welche man unter einem glückseeligern Himmels-strich besitzet.

Der grosse Pilgrim, Ali, lernete, bey seiner Zurückkunft von Mecca, daß ein Verliebter nicht verreisen müsse. Da er von einer schönen Griechin, verächtlicher Weise verrathen ward, verwünschte er den Mahomet, der ihn hätte beschützen sollen. (*)

Der Türcke hatte unrecht. Dergleichen Beleidigung muß uns nicht befremden. Wiewohl welcher Eifersüchtige ist allezeit klug, wenn es aufs Vergeben ankommt? Ali ermordete die Ungetreue, es gereuete ihm so gleich wieder; Er konnte aber den schönen Auftritt so gut nicht spielen, bey welchem, o Zaire! sich dein Liebhaber ebenfalls erstochen hat.

Ali,

(*) Die Wallfarth nach Mecca ist im Alcoran ausdrucklich geboten, welcher besser Coran genennt wird. Mahomet, der im Jahr 570. zu Mecca im steinigten Arabien geboren war, stiftete diese vortheilhafte Walfarth; seinem Vaterland zum Nutzen.

Ali begab sich aus seinem Vaterlande, und in seiner grossen Verzweiflung trunck er hungarischen Wein. Weil er gut französisch, gut Welsch sprach, durchreisete er Europa, nur den Glauben ausgenommen, wie ein Christ. Der geschickte Reisende nahm überall die Sitten der Völcker, den Geschmack einer jeden Stadt an; Allenthalben war er ein guter Bürger, nirgends ein Fremdling, er liebte die Tugend, vertrug die Laster, und machte aus seinen Tagen ein Gewebe von Lust und Vergnügen, die Schönen betrogen ihn, ohne sich für seinen Dolch zu fürchten. Als ein Bürger der Welt, die er zu kennen suchte, wafnete er sein Hertz mit Vorsichtigkeit, und behielt allezeit die Herrschaft darüber. Er hörte es ohne Verdruß, wenn ein abgeschmackter Junker von der Wappenkunst sprach, und Ahnen zählete. Er sahe gedultig zu, wenn sich zweene, durch ein falsches Lehr-Gebäude betrogene Narren, in ihrer Narrheit die Hälse brachen, und sich selbst in die Verdamniß stürtzten: Ali lachte ins Fäustchen, wenn er in unsern Gerichten Dandins sich mit den Rechtsverdrehern herum zerren sahe. (*)

Ali, allezeit ein Menschen Freund, that niemals

(*) Die Türcken haben ihre Streitigkeiten und Zänkereyen eben so wohl. Von unsern zwey Kämpfen, und langwierigen Gerichtshändeln aber wissen sie nichts. In Türkey ist kein Adel, hier sind auch keine Junker. Die Araber tragen aber eine ungemeine Hochachtung gegen den alten Adel ihrer Pferde.

mals eine Entscheidung zwischen Rom und Genf. Er überließ dem Ewigen Wesen die Rechtshändel des Altars. Er segnete Getaufte Häupter nicht, die nur aus blosem Eigennutz, beständig uneinig waren, aus einer elenden Hofnung ihre Länder zu vergrösseren aus einer christlichen, eine Soldaten-Welt-machen, Schätze verschwenden, die Erde entvölkern und Frieden beschwören, neue Kriege wieder anzufangen. Der Weise von Bizanz nennete nicht unrecht, die Zwietracht des Todes Nacheiferin.

So verliebt der Reisende in die Länder war, wo man niedlich aß und tranck, wo die Ehe niemanden als nur allein die Liebe zur Mitbuhlerin fand, so ließ sich doch der gute Ali die Grille im Kopf kommen, die ihm die Zeit zur Rückreise bestimmte: Das brennende Heimwehe, das Fieber des Schweitzers führte meinen Ulysses wieder zum väterlichen Feuerherrd. Er bekam seine Moschee, seinen Divan wieder zu Gesichte; Suchte seinen Rock wieder hervor, (*) nahm seinen Bart und Turban an. Aber auch die alten Sitten? Der Apostel brachte christliche Sitten mit in seinen Weiberzwinger, oder Serail.

Wel-

(*) Ali hatte nicht unrecht. Keine Kleidung ist so schön, so bequem, als die Turkische und Persische. Unsere ist sehr lächerlich, und dem Soldaten schädlich. Der verstorbene Tapfere Graf von Sachsen erinnerts in seinen Träumereyen, Reveries. Nimmt man es zu Herzen? Nein; spricht er die Menschen haben ihre angewohnte Weise viel zu Lieb.

Welcher Gereiste kann sich wohl enthalten, daß er nicht seine Landsleute zu verbessern suchte? Erhält er gleich das Recht zu predigen, so wird ihm doch kein Recht der Herrschaft verliehen.

Ali, der seinen guten Wein tranck, der des Menschen Hertz erfreut, unterstand sich die Ehe, nur mit einer Frau zu verfechten. O! schrie man, welcher Schimpf! welcher fanatische Verführer! Der Mann ist seines Standes unwürdig, wenn er gegen den Rebensaft der Liebe absaget. Der erleuchtete Prophet, das göttliche Orakel hat dem schönen Geschlecht zu gute, den Wein verboten; Man schicke den keuschen Saufbruder wieder nach Deutschland, nach Polen zurück.

Ali trank also gantz einsam und allein, schloß sich in sein Zimmer, und weil er den Sinn der Weiber wohl kannte, machte er an seinem Harem (*) Thür und Thore auf, damit sein Frauenzimmer das Recht erhielt, alle Leute zu sehen und mit jederman zu schwatzen.

Das schöne Geschlecht ward auf einmal sehr gelehrig, es hütete sich gar sehr, dieses schöne Verfahren zu tadeln. Man lobte das Evangelium, man priese es. Der Geist der Freyheit sagte man, ist dessen Siegel. Man bediente sich der Freyheit, man misbrauchte sie auch

(*) Nicht im Serail, wie man gemeiniglich glaubet, sondern in dem Harem, schliessen die Türken ihre Weiber ein.

auch dergestalt, daß man einen solchen Tempel der Enthaltung wohl für ein Hauß in Paris hätte halten können. Jungen Leuten gefiel es treflich wohl. Nur altes abgenutztes Volck, die Betbrüder und Betschwestern, mit den verschnittenen verdammten den Apostel, Ali, in die Hölle. Ihre triumphierende Partey behauptete bey ihrem Knebelbart, daß er, da keine Eifersucht mehr in ihm sey, ein rechter verzagter Tropf wär. Geh wieder fort, sprachen sie, du gesitteter Narr, nach Franckreich.

Hätte der verachtete Verbesserer nicht so grosse Liebe zu seinem Vaterlande getragen, er würde gewiß, als ein Liebhaber der Gesellschaft, diesen gescheuten Entschluß gefaßt haben. O Himmel! sprach er bey sich selbst, unter was für einem Volcke bin ich geboren! Ich soll den Wein lassen, den ich liebe, und einen Harem halten, da ich die Liebe hasse! Mußte ich denn euch kennen lernen, ihr so geselligen Christen! Wenn ich nicht wüßte, wie man unter euch lebte, würde ichs wohl erfahren haben, daß die Türken elende Narren sind, ihr aber glückseelige Leute, wenn ihr keine Narren seyd?

Der gute so weise Ali war zu beklagen; Reue und Verdruß verließ ihn nie. Da er, nicht ohne unmässige Kosten, gereißt hatte, machte er sich verhaßt, und furchtbar. Die Derwische hiesen ihn einen Christen, einen Catholiken, oder Calvinisten, einen abtrünnigen Griechen, oder Lutheraner, und der arme Teufel war ein Deiste.

Das Unglück hatte er noch darzu, daß er in dem Lande der Stummen ein ziemlich guter Schwätzer war. Im Spotten schraubte er die Leute welche immer still schweigen, und pralete als ein guter Franzose, mit den nächtlichen Lustbarkeiten. Den Hochmuth der Grossen demüthigte er in zween wichtigen Puncten, daß man keine Mittags-Tafel, wie bey den Deutschen und keine Abendmalzeit wie in Frankreich zu halten wüßte. Er unterstand sich zu beweisen, daß ein weiser Beherrscher seine guten Unterthanen, mit guten Schauspielen versorgen, und die Santons verhungern lassen müßte, wenn die nichtswürdigen Possenspieler keine Wunder thäten.

Der strenge Glaubens Untersucher, der Mousti erhielt bald Nachricht, daß der Verbesserer den Coran und das Reich umzustürtzen bedacht wär. Geschwind hielt man den halsstarrigen Prediger vest, der sichs für ein Glück schätzte, daß er, als ein Held, nach der Martyrer Krone zu lauffen lange vorher bestimmt wär. Der Neuling, der vor den Groß Vezier gebracht, angeklagt, überzeugt, und verurtheilt ward, sahe den unglücklichen Strang vor Augen, er sah ihn und ward roth; Er dachte wie ein Engländer; Er sprach; Es ward ganz stille; Ihr, die ihr sagte er, nichts als Irrthümer, den Befehl eines Despoten, oder eure eigene Unsinnigkeit, als Gesetze achtet, werdet, ohne Zweifel dencken, daß ihr wenn ihr mir das Leben nehmet, den Coran, das Vaterland treflich vertheidigt: Ich muß euch nur, Ihr Scher-

gen

gen meines Schicksals, aus den Irrthum bringen. Ihr werdet in mir, nur einen verliebten Mörder, nicht aber einen gottlosen Ubelthäter, einen Aufrührer töden, das Blut ei nes untreuen Weibes werdet ihr rächen, das ich in eifersüchtiger Raserey, die unsere betrübliche Sitten bey uns unsträflich achten, ermordet habe. Vom Gewissen geängstigt, habe ich, mich zu erquicken, mir das Herz zu erleichtern, ganz Europa besehen. Bey der Rückkunft von meiner Reise, hatte ich, allerdings die Ehrbegierde, meine dummen Landsleute zu unterweisen und gesittet zu machen. Ja, ich wollte, daß ich sie nur von Grillen, von falschen Vorurtheilen, die von unsern Vätern auf uns vererbt worden sind, heilen könnte; Ich wollte dem Menschen dienen, und unter dem Himmels Striche in dem wir geboren sind, den Saamen der Wahrheiten, als ein sittlicher Saemann, ausstreuen. Laßt uns den Christen nachahmen, die wahren Christen sind seltsamm. Man lernet aber unter ihnen die Wissenschaft zu loben, unsere Sitten hingegen sind barbarisch. Wir geniessen, O grosser Gott! deiner Guthaten nicht. Kannst du an der Quaal deiner Kinder Gefallen tragen? Nein, spricht meine Vernunft; Der Urheber der Natur überschüttet sein geliebtes Geschöpf mit Wohlthaten, wir müssen also die Geschencke von seiner Hand annehmen. Warum sollten wir Durst, warum Hunger (*) leiden?

(*) Der Türken Ramasan, oder Fasten ist unerträglich strenge. Sie dürfen von Aufgang der Sonne, bis zu ihrem Untergang weder essen noch tringen.

den? Die Liebe zur Gesundheit befiehlet uns, mässig zu seyn; Den Krancken ordnet sie das Fasten und Enthaltung. Der Himmel, der uns so viel niedliche Speisen, so viel liebliche Weine verliehen, will uns davon nicht entwöhnen. Ihr führet ein Gesetze an; Erlaubet, daß ich solches untersuche; So bald es unmenschlich ist, kann es kein göttliches Gesetz sein. Ein Werck eines Betrügers, oder vielmehr eines Eroberers ist es; Jede Lehre, die uns von einem Grossen gegeben wird, ist sehr verdächtig. Lasset uns die erschreckliche Staatsklugheit von dem was heilig ist, trennen, und gegen das Geschrey eines schwermerischen Eifers die Ohren verstopfen. Den Gaben des Schöpfers auf immerdar absagen, heißt nicht, ihm dienen, sondern ihn vielmehr beleidigen. Sich im Gottesdienst elend machen, heißt, sich ein abscheuliches Bild von Gott in seiner Einbildung selbst erdencken. Rede, Groß Vezier! Dein Gott, unser Sultan, würde er wohl, ohne seine Schmeichler, mein Tyrann werden? Bin ich in seinen Augen ein gefährlicher Ketzer, so gebühret dir, zu reden und das Gegentheil zu erweisen, wenn du mich großmüthig meinen Fleiß und meine Kräfte anwenden siehest, die auf nichts anders, als euch, ihr Ottomannen! glückseeliger zu machen, abzielen.

Lasset uns ein jedes unvernünftiges Joch edelmüthig abschütteln, und aus einem Despoten einen hochzuachtenden Monarchen machen; Lasset uns wieder in unsere Rechte treten, und der

stoltze Divan sey gerecht, und gebe dem Muselmannischen Volck Red und Antwort. Alle Menschen müssen die Republiken lieben. Die Christen haben ebenfalls Könige, unumschränckte Könige, diese Könige aber haben Sitten, die Unterthanen ihr Rechte, und der Unterthanen Rechte sind ihrer Könige Gesetze. Liebest du den Sultan? Liebest du dein Vaterland? So muß dich Europa lehren, Asien zu regieren. Geh zum weisen Engländer, das Geheimniß, den Regenten und den Unterthan groß und glückseelig zu machen, zu erlernen. Ich habe gesagt, was zu sagen ist. Opfert immerhin euren Irrthümern die Unschuld auf, ich sterbe, indem ich dich, göttliche Vorsehung anbete;

O großmüthiger Martyrer! Erhabner Musulmann! (*) Welcher stoltze Nazarener wird wohl seinem Tyrannen auf solche Art trotz bieten? Unsere heilige Freyheiten, erlauchte Heldinnen, sind sämmtlich verwayßte Kinder, ohne Vormündern; Der heut zu Tage knechtische, verworffene, kriechende Christ, was ist er? Ein Hofmann; Nicht mehr Bürger. Die öffentliche Wohlfarth ist ein trotziges Gespenst, welches, wie man spricht, das dumme Alterthum göttlich verehrte. In diesem edlen Zeitlauf, das den Bürgern feind ist, bestimmen die Hof-Räncke den Geist der Gesetze;

Von

(*) Musulman ist der Nahme, den die Türken einem jeden Türken, der sich dem göttlichen Willen überläßt, beylegen.

Vor unsern Höflings-Augen ist das verächtlichste aller Wesen der Mann, der Vertheidiger der Rechte seiner Vorfahren. Den Kriegsmann laßt uns ehren, der mit dem Schwerdt in der Faust für das Vaterland, oder für seinen Beherrscher kämpft: Mit Lorbern laßt uns Maupeou, meinen Abgott, krönen, der zu Paris, wie auf dem Capital redet.

Zur Belohnung seiner Sittenlehre und seiner Redlichkeit erhielt Ali, der muthige Ali, seine Freyheit wieder. Der gute Vezier sprach aus einem väterlichen Ton zu ihm: Geh hin, weiser Ali! Mir ist die Wahrheit lieb. Wenn du unsere Sitten zu verändern dem Tod trotz bietest, so thut dein Hertz seine Pflicht doch dein Verstand hat unrecht. Warum willst du des Reichs und des Propheten Haß auf dich laden, da du zum Verbessern nichts mehr, als deinen Kopf hast? Der Tadel der Misbräuche, die ich nicht abschaffen könnte, würde mich kräncken, er würde mich verächtlich machen. Unserer Unwissenheit, der Zeit, der Gewohnheit sey es gedanckt, wir schämen uns der Knechtschaft nicht mehr. Wer unter den Ketten, die seine Voreltern getragen haben, geboren ist, kennt ihre dir so erschrecklich scheinende Last nicht mehr. Er glaubet fast, er sey frey, und wenn er die Feßlen fühlt, so schiebet er die Schuld des Ubels auf die menschliche Natur. Nicht anders, als die ganz unbekannte Schätze, immer unverlangte Schätze bleiben, eben so sind alle Güter von Europa, die Asien ganz unbekannt siud, kein Gegenstand un-

serer Eifersucht. Du würdest mich auf der Christen Glückseeligkeit eifersüchtig machen, wenn ich nicht wüßte, daß sie ebenfalls unter ihrem Joche seufzeten. Oftmals sind ihre heiligen Rechte, ihre schönsten Freyheits Briefe Klippen, oder Fallstricke für sie. Europa hat so wohl seine Sultanen, als seine Veziers, die statt der Gesetze: **Und das ist unser gnädiger Wille**, sagen. Und dan muß der Christ, das Spiel des Eigensinns, mehr als wir, das Schrecken der Ungerechtigkeit empfinden. Du rühmest die Engländer: Die Engländer sind glücklich, nur unter ihren Himmelsstriche kann man, wie sie, denken. Hätten sie so viele Rechte, so viele heilsamme Gesetze, wenn sie nicht so glücklich wären, auf einer Insel zu leben? Würden unsere Ketten, durch einen Glücksstreich, auf einmal zerschmoltzen, der Mangel der Tugend würde sie gewiß wieder härten. Unsere herrschende Laster sind die schrecklichen Tyrannen, die man vom Thron werffen sollte, und die man unüberwindlich machet. Zum Schimpf des Menschen und der Menschheit, giebts wenig Völcker, die zur Freyheit des Lebens geschaffen sind. Als ein Bewohner des Landes, wo mich der Himmel hat lassen geboren werden, bin ich über mich selbst Meister, ob gleich der Knecht eines Herrn. Das Glück eines andern, mag mir aus Furcht des Verdrusses, immer unbekannt bleiben. Von einen beliebigen Gegenstand, den ich nicht geniessen kann, wende ich meine Augen ab, ohne mich schuldig zu machen. Und meine zufrie-

dene

dene Blicke gehen allezeit nur auf geliebte Gegenstände, die ich mit Frieden geniesse. Dein Eckel, deine Begierden, dein Verdruß, dein Leiden sind die Früchte, du guter Pilgrim! deines vielen Wissens; Ich muß dir, zum Zeichen, daß ich dich beklage, guter Ali, von den schönen Gütern, die du nicht mehr besitzest, die Vergessenheit hiermit anwünschen.

X V.

Die Annehmlichkeit, der Verborgenen Lebens-Art. (*)

Ama nesciri.

S. BERNARD.

Es mag wer da will, sich mit einem berühmten Nahmen belästigen; Er ist eine betrügliche Bürde: der klnge trauet ihr nicht. Der Weise ist in seine

 ruhi-

(*) Reveries poëtiques sur des sujets differens. p. 176. Edit. d' Amsterdam 1755.

ruhige Zufriedenheit viel zu verliebt, als daß er sie dem Getümmel eines glänzenden Lebens aufopfern sollte. Wenn der Vogel der Minerva den hellen Tag scheuet, so entweichet er zugleich dem Geyer, dem Adler und dem Falken, allen diesen Raubvögeln, die ihn zu zerreissen sich eine Lust machen würden.

Zu beklagen ist derjenige, den seine Neigung oder sein Unglücks Stern bekannt machet. Viellieber wollte ich, ehe ich als ein Gelehrter öffentlich bekannt seyn sollte, nimmermehr gelehrt seyn. Seit dem mein Nachbar, zu meinem Unglück, gemerckt hat, daß ich den lateinischen Kempis verstehe, strafet mich der Verräther mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit. Lege ich ihm gleich den Beweiß meiner Unwissenheit vor Augen, genug er heget den Verdacht, und aus dem Verdacht hasset er den Pedanten, der mehr, als sein Nachbar weiß.

Wenn der Gott des guten Geschmacks, dieser Sohn der Natur, in seinem französischen Tempel, den ihm Voltaire aufgerichtet hat, den Adel ermahnet, daß er das alte Vourtheil, welches die Minerva nur mit dem Unedlen zusammen koppelt, überwinden soll; so redet der Gott unstreitig, als ein Gott des Geschmacks, er redet wohl, und wahr, er saget aber nicht alles. Er saget uns, z. B. nicht, daß ein Edler, der sich in seinem Tempel, als ein Printz, Herzog, Graf, Freyherr, oder Markgraf mit Gepränge angiebt, auch den köstlichsten Weyrauch darbringen müsse, daß das Publicum von seiner

ner Mildthätigkeit von seiner hohen Geburt gleichmässige Geschencke erwartet, und ein berühmter Schriftsteller, der sein Handwerck nicht verstehet, allezeit wie ein abgeschmackter Unedler reicher kriechet.

Das kritische Ungeziefer fällt mit seinem Gezüchte nicht auf einen dunkeln, sondern glänzenden Gegenstand, wird so dann nicht der Held, wenn er auch ein Varro wär, des Nero Wunsch thun? Wollte der Himmel, würde er sagen, daß ich nicht schreiben könnte! Ich spreche: Wollte der Himmel, daß ich nicht lesen könnte!

Gleichwohl treibet etwan den Weisen die Neigung, oder vielleicht die Pflicht, seinem Zeitlauf eine Wahrheit aus dem verborgenen öffentlch vor zu predigen, an. Soll ja das Publicum mein Herr und Richter seyn, wohl an, es urtheile, es übe seine Rechte vor meinen Augen aus, nur mein Nahme und mein Aufenthalt bleibe ihm unbekannt. Man nenne mich, wenn ich genennt werden soll: Cotin; Ist er von Paris? Nein, er ist von Rom, mögen meine Freunde dem forschenden Hector antworten. (*) Was werdet ihr wohl, werthe Freunde, besser sagen können?

(*) In der Comödie der Spieler, fraget des Spielers Lakey seinen Herrn, ob der Seneka, daraus er ihm vorlesen soll, dieser grosse Mann, aus Paris gewesen? Nein, erwiederte der Spieler, er war aus Rom.

Ich verlange keinen Lebensbeschreiber, seine Mühe möchte ihm übel belohnt werden; Weg mit der Grabschrift, man weiß, daß sie ein falscher Zeuge ist. Mein vernünftelender Hochmuth fliehet den Ruhm des Pöbels, mein Nahme soll in keinem gelehrten Europa, mit meinem Willen, gefunden werden. Berühmte Könige, Monarchen, Helden und die Grossen haben wie die berühmten Gelehrten und Künstler, sich alle für Zeitungen und die Geschichts-Beschreibung zu fürchten: Sie werden in dem Tempel des Andenkens ein gutes oder böses Leben alle erhalten. Ich werde ebenfalls nicht ganz vernichtiget werden, und so sehr, als ich strauchle, weiset mir die glückseelge Verborgenheit meine Stelle, oder mein Grabmahl im **Tempel der Vergessenheit** an.

XVI.

Vom Schäfergedichte.

Was ist die Ecloga, oder das Schäfergedicht? Diese Frage beantworten die Gelehrten gemeiniglich auf diese Weise: Ἐκλογὴ bedeutete vormals, nach dem Griechischen sagen sie, eine Sammlung auserlesener Gedichte, nach allen Dichtungs-Arten. Man hat aber kleinen in einen Band gesammelten Gedichten vom Landleben diesen Nahmen beyzulegen nachher vor gut befunden.

Heut zu Tage ist die Ecloga nicht mehr ein Buch von kleinen Gedichten. Wenn man sich beym Richelet Raths erholt, so wird er in seinem französischen Worterbuche melden, daß Eglogue ein Gedicht sey, welches eine Sache auf dem Lande, oder Felde, oder der man dergleichen Character beygelegt hat, vorstellet. Seine Materie ist die Schäfer-Liebe. Wir wollen es nur gantz kurtz sagen, daß

heut zu Tage die Eklogen, Idyllen, und die Idyllen Eklogen sind. Eines geringen, und wenig merklichen Unterschieds unter ihnen ohngeacht, machen sie dasjenige aus was man Schäfer oder Hirten Gedicht nennet. (*)

Es ist mir niemals in den Sinn kommen, diese einem jeden so angenehme Dichtungs-Art, welcher einen Geschmack daran zu finden das Glück geniesset, in übeln Ruf zu bringen. Es würde mich vielmehr herzlich erfreuen, wenn in unsern mörderischen Tagen unsere gutherzigen Liebhaber des Landlebens alle Theocriten und Virgile würden. Diese dichterische Erscheinung sollte unserm acht und fünfzigsten Jahrhunderte, seit der Weltschaffung eine ungemeine Ehre machen: Unfehlbar würde die Nachwelt die philosophische Verleugnung unserer Landleute weit mehr, als der verstörten Meliböen beym Virgil bewundern.

Nichts desto weniger unterstehe ich mich zu behaupten, daß die Schaffergedichte so reichlich sie mit ihren Idyllen versehen sind, ohne grossen Verlust, die Ekloge wohl entbehren könn-

(*) Der Abt Genest hat ein vortrefliches Buch von der Hirten Dichtkunst geschrieben, worinne der Character der Ekloge, und der Idyll sehr wohl vorgestellt wird. Da man sich nach dem Geschmack dieses academischen Mitgliedes nicht richtet, so wird es nicht undienlich seyn, den Liebhabern dieser Dichtungs Art einen andern Geschmack anzubieten. Hierüber ist auch noch der berühmte Pope zu Rathe zu ziehen.

könnte. Sollten die Schäfer- oder Hirten-Dichter nicht darein willigen, so werden sie doch der Ekloge, Feld- und Land Sachen, die ihrer würdig sind, versteht sich, zu singen, oder vorzustellen erlauben. Alle Land-und Feld Kleinigkeiten können ihr nicht wohl anstehen, sie würde dadurch nur verächtlich werden. Wir wollen die Ekloge, in dem wir ihre Gräntzen erweitern, edler machen. Das goldene Weltalter, dieses wunderbare Alter will uns wenig mehr rühren. Wir haben nur einen Begrif davon, in dem man sich schicken muß. Die Schäfer des berühmten Fontenelle sind uns anstössig, weil es lauter witzige, sinnreiche Schäfer, und keine natürlichen sind. Wenn die Ekloge ein Gedicht ist, das eine Land- und Feld-Sache vorstellen soll, so scheinet mir, daß alle Land- und Feld-Helden, die eben so viel als Schäfer und Schäferrinnen gelten, freyen Eintritt in der Ekloge haben müssen. " Es ist weit gefehlt, „ spricht Herr von Fontenelle, daß Ackerleute, Schnitter Wintzer und Jäger sich so „ wohl für die Ekloge schicken sollten, als Schäfer. Dies ist auch ein neuer Beweißgrund, „ setzet er dazu, daß das annehmliche der Hirtengedichte nicht in dem baurischen, sondern „ in dem ruhigen Wesen, das bey dem Landleben anzutreffen, zufinden ist.

Da ich durch Fontenellens Ansehen bestärkt bin, darf ich mich wohl zu behaupten unterstehen, daß alle Personen, aller Arten, die auf dem Lande in stiller Ruhe leben, auch noch

über

über Ackerleute, Schnitter, Jäger, Fischer, und Schäfer selbst erhaben sind, sich überaus wohl zur Ekloge schicken. Wollte man einwenden, die Schäfer wären allbereit im Besitz der Ekloge, so würde ich antworten, daß uns Fontenelle selbst erlaubet, sie daraus zu treiben. " Für „ Schäfer schicket es sich nicht, spricht er, „ von allerhand Materien zu reden, und wenn „ man sich erheben will, so ist es wohl erlaubt, „ andere Personen einzuführen. „ So lange von Hammeln, Schafen, Ziegen und Bäumern geredt wird, thun die Dichter des Landlebens gantz wohl, daß sie sich an ihre Schäfer und Hirten halten. Allein die stille Lebens Art unserer weisen Landedlen, und die Menge unserer Schönen aufm Lande geben unsern philosophischen Dichtern so viel annehmliche Gegenstände an die Hand, daß sie gewiß unrecht thäten, wenn sie bey der knechtischen Nachahmung der alten beständig bleiben wollten. Hierinn ist es ohne Zweifel gantz wohl erlaubt, daß man sich nach den heutigen Naturlehrern richten möge.

Der Herr Abt Batteux, (*) der Schäfer grosser Gönner, machet die scharfsinnige Anmerkung, daß " ein Bösewicht, ein bekannter „ Betrüger, ein Meuchelmördischer in der Ek„ loge sehr übel angebracht werden würde. „ Nichts ist gewisser. Jedoch giebt diese überflüssi-

(*) Cours de Bell. Lettr. T. I. p. 57. Edit. de Leide.

flüssige Anmerkung gnugsam zu erkennen, daß Herr Batteux, ohne daran zu dencken, allen rechtschaffenen, ehrlichen Landleuten den Zutritt ins Schäfer Gedicht bewilliget. Bösewichte, Betrüger, und Meuchelmörder sind, dünckt es mich, niemals darzu gelassen worden, daß ihre ewige Verbannung daraus kund zu machen, nöthig gewesen wär.

Wir wollen, ohne eine fernere Stütze des Ansehens zu suchen, dem Leser einige Vorschläge zu Eklogen in einem unsern Sitten, unsern Gebräuchen und heutigen Zeitvertreib gantz gemässen Geschmacke vorstellen.

Ich mache den Anfang mit einer Ekloge, die z. B. die heutige Gärtnerey zum Gegenstand haben soll.

Hier wollen wir uns zweene junge liebenswürdige Landleute, als Nachbarn vorstellen, welche an den Gräntzen ihrer Güter auf einen angenehmen grünen Hügel beysammen sitzen, und die unterschiedenen Schönheiten ihrer verscheidentlich angebauten Gärten von ferne betrachten.

Damit wir nicht die Anhänger des alten Schäfergedichts so geschwind aufstützig machen, wollen wir diesen Landleuten poetische Nahmen beylegen, und sie Alcidor und Timante nennen. Sie sind beyde grosse Gartenliebhaber, und so jung, als sie sind, haben sie schon manche schöne Entdeckungen darinn gefunden. Alcidor ist ein guter Blumen-Timante aber ein guter Kräuter-Gärtner. Der erste hat sich

in eine schöne, bräunliche aufgweckte Nachbarin, der zweyte aber in eine schöne weisse, stille, holdseelige Nachbarin verliebt.

Nun frage ich alle Kenner, ob der vorgestellte Plan der Art und Eigenschaft der Ekloge entgegen sey? Es ist mir nicht erlaubt, von der Anlage meines Vorschlags viel aufheben zu machen: Nichts destoweniger erbiete ich mich, jeden, der ihn aus zu zieren verlangt, behülflich zu seyn. Ich dencke, daß ich in dieser Anlage viele Gleichheiten und gewisse kleine Gegensätze angebracht habe. Mir ist nicht unbekannt, daß die gar zu gemein gewordene Gegensätze, auch fast eckelhaft sind. Man würde aber doch unrecht thun, wenn man sie gäntzlich aus den Eklogen verbannen wollte. Diesem kann man noch beysetzen, daß jeder Unterschied des Geschmacks nicht so gleich einen würcklichen Gegensatz mache. Alcidor und Timante sind alle beyde Garten Freunde. Hier ist eine wahrhafte Gleichheit unter beyden, die sie gantz natürlich zusammen gesellet, und ein gutes Landgedichte veranlaßt. Ist der eine ein Blumen- der andere ein Kräuter Gärtner und Liebhaber, so entstehet daraus kein Widerspruch in den Charactern. Der Unterscheid dieser Liebhaberey ist so einfältig, natürlich und gantz unanstössig. Er giebt nur Gelegenheit, zu zeigen, wie weit der Kräuter Liebhaber dem Blumen Liebhaber vorgehet. Dieser arbeitet nur für die Liebhaber der Blumen, die ihren Geruch und sinnliche Augenlust zu vergnügen suchen. Jener bemühet sich, ohne Zwei-

fel

fel für die Erhaltung und Gesundheit des menschlichen Geschlechts.

Ich würde des Lesers Gedult mißbrauchen, wenn ich das Papier mit der Entschuldigung des verschiedenen Geschmaks, meiner beyden Personen verderben wollte, daß der eine die Brünette, der andere die Blonde liebet. Muß man sich nicht in die herrschende Vourtheile des Zeitlaufs schicken? Eine Idylle, nach der Mode; Eine Ekloge nach der neuen Art, ohne Liebe! O! wie abgeschmakt würde das Stück so gar in den Augen gewisser Greise scheinen. Sie sind in Besitz des Rechts, sich auf den bekannten Vers des Fontenelle zu beruffen:

So lang der Weise lebt, verfolget ihn die Liebe. Ein Dichter des Landlebens, und sonderlich ein französischer, wär nicht wohl klug, wenn er sich dem Gebrauch, verliebte Personen anzubringen, nicht unterwerfen wollte.

Hier ist noch ein anderer Plan zur Ekloge. Wir wollen uns zweene Land Nachbarn einbilden, beyde gleich liebens-würdig, und die einander hochachten, eine lange Zeit her aber keinen Umgang gepflogen, weil sie unglücklicher Weise Mitbuhler geworden, und sich beyde zugleich in ein recht verbuhltes Frauenzimmer verliebt haben. Einer soll Polemon, der andere Ergaste heissen. Beyde sind Newtonianer. Nur in Ansehung der Cometen, und ihrer richtigen Widerkunft (welches die Materie zum Gespräch giebt) sind sie in ihren Meinungen unterschieden; So wahr ist es, weil Newton

noch

noch nicht aller Welt verständlich gemacht ist.

Indessen kommt ein Comet, nach der Newtonianer Weissagung, wieder zum Vorschein. Der Comet verdient von allen mit guten Fernglässern versehenen Sternkündigern genau beobachtet zu werden. Polemon und Ergaste vergessen so gleich, daß sie Mitbuhler und auf einander eifersüchtig sind. Auf einer kleinen Höhe, die einem Berge gleicht haben sie ihre Zusammenkunft angestellt. Nicht etwan, sich um die Schöne zu streiten, in die sie äusserst verliebt sind, sondern des Cometen Wiederkunft zu beobachten.

Die beyden Landjunker, Mitbuhler und Sternkündiger, haben nichts weniger, als das Ansehen, dergleichen zu seyn. Auf den Gipfel eines erhöheten Orts melden sie einander ihre Beobachtungen, machen ihre Vernunftschlüsse darüber, und erneuern ihre alte Freundschaft, die Sternkunde mit einander zu treiben. Sie geben einander die Falschheit der Buhlschwester zu erkennen, und halten sich in aller Verträulichkeit über sie auf, daß endlich alle übrige unglückliche Eifersucht gäntzlich zerstreut wird.

Nun will ich alle Kenner nochmals fragen, ob der Plan, der ihnen hier vorgelegt worden ist, der Eigenschaft der Ekloge entgegen sey? Ein jeder schöner Anblick der Natur ist diesem reitzenden Gedichte gantz gemäß. Fontenelle muß nicht hieran gedacht haben, als er seine

Unter=

Unterredung von der Mehrheit der Welten zu schreiben sich vorgenommen hat. Algarotti muß ebenfalls solches nicht bedacht haben, da er das schöne Geschlecht mit seinem Newtonianisme pour les Dames beschenckte. Was für ein Schade ist es, daß der berühmte Abt Nollet nicht ein so grosser Dichter, als grosser Naturkündiger war. Wenn das Schauspiel der Natur, das vom Abt Plüche ausgefertigte Werk, durchgehends wohl aufgenommen worden ist, so ist es hauptsächlich geschehen, weil der scharfsinnige Verfasser die Schreib Art der Gespräche erwählt hat. " So viel die Einrichtung des Wercks betrift, spricht er in der Vorrede, so haben wir alles Trübsinnige zu vermeiden gesucht; Und anstatt aneinander hangende Reden, oder durch Schlusse verkettete Abhandlungen, die oft Eckel und Unmuth erwecken, haben wir die Schreib Art der Gespräche erwählt, welche die natürlichste und allen Arten der Leser gefälligste ist.

Es ist demnach ausgemacht, daß die guten Dichter der Jugend und dem schönen Geschlecht trefliche Dienste leisten würden, wenn sie Materien aus der Naturlehre in der Schreibart der Ekloge vortragen wollten. Dieses sind unstreitig Land-Materien, wenigstens für diejenigen, welche sich auf dem Lande auf gewisse Theile der Naturlehre legen.

Die schönen Künste, die man heut zu Tage auf dem Lande, wenigstens in einigen ansehn-

lichen Häusern zu üben pfleget, sind der Ekloge ebenfalls sehr gemäß.

Ein sinnreicher Sänger, der am Ufer eines Wasserfalls seine zärtliche Amarillis, die Kunst Idyllen oder Elegien zu verfassen lehret, wird er nicht eine Land Materie, die mehr als einer Ekloge werth ist, erwählen?

Ein geschickter Mahler, der in einem grünen Gebüsche seiner zärtlichen Ismene im Miniaturmahlen zu unterweisen suchet, wird er nicht ein Landstück wählen, das mehr, als einer Ekloge werth ist?

*

Der Herr Verfasser, welcher meinet, er habe dem bereits angeführten nichts mehr bey zu setzen, machet, nach seinem bekannten sinnreichen französischen Geschmack und Genie zum Vergnügen des Lesers eine Vorstellung von einer Ekloge, die, wie er spricht, zwar nicht völlig im Platonischen Geschmack, doch jaber annehmlich genug sey, daß man, wie er hoffet, Schafe und Ziegen dabey wohl vergessen könne. Sie führet den Nahmen: Ekloge, Aminte der Dichter, und Palemon der Mahler Wir wollen diese schöne französische Ekloge durch keinen deutschen Mantel verstellen.

* * * *
* * *
* *
*

XVII.

XVII.

Noch manglende Schauspiele,

Weit gefehlt, daß der französische Schauplatz an Schauspielen so reich wär, als er es natürlicher Weise seyn sollte. Aus überflüssiger Bescheidenheit will man nicht beweisen, wie unrecht gewisse schöne Geister behaupten wollen, die Characteren wären erschöpft, folglich müßten theatralische Dichter andere Materien zu den Schauspielen suchen. So wenig man auch die grosse Welt besucht, so wird man dannoch alle Tage einen theatralischen Gegenstand finden, den man auf dem Schauplatz vorgestellt zu sehen wünschte.

Werther Leser, ziehe nur dein Gewissen zu Rathe, und bekenne aufrichtig, wenn du kein Heuchler seyn willst, daß dir es ein Vergnügen machen würde, auf dem französischen Schauplatze ein aus fünf Handlungen bestehendes Lustspiel zu sehen, das den Titel führet:

Die falsche andächtige.
(*)

Alle schöne Schweitzerinnen, erbare unvermählte und vermählte sollten billig den berühmten Herrn von Voltaire antreiben, daß er das Publicum mit einem Stuck, des seiner Feder so würdig wär, beschenckte, die anietzo gantz republikanisch worden ist.

Vielleicht möchte der anstössige Titel der falschen Andächtigen, oder der Betschwester die Heuchlerinnen, der Vorstellung des Stückes bey zu wohnen, verhindern. Diese Betrachtung und die Furcht, die Heuchler der französischen Clerisey zu beleidigen, bewog den klugen Moliere, lehrreichen Gedächtniß, daß er seinem Lustspiele den Titel des Heuchlers oder Betbruders nicht beylegte. Anietzo weiß man so gar, daß er sehr bekümmert gewesen ist, seinem Betrüger einen recht anständigen Titel aus zu suchen. Von ohngefehr erhielt Moliere, der Vater tausend und aber tausend glücklicher Entdeckungen, das, was er suchte, aus dem Munde eines frommen Geistlichen selbst. Wir wollen diese merkwürdige Nachricht anführen, weil sie

(*) Die Deutschen haben von einem ihrer sinnreichsten Dichtern eine Betschwester. Dieses Schauspiel hat keinen andern Fehler, als daß es ein deutsches Kunstück ist. Das fiel uns beyder Ubersetzung ein.

sie so gar bekannt noch nicht ist, und der Scharfsinnigkeit des französischen Terenz zu grosser Ehre gereicht. „Ehe Moliere sein theatralisches
„ Stück zu Ende gebracht hatte, und noch nicht
„ wußte, was er seinem Betrüger für einen
„ Nahmen beylegen sollte, befand er sich in der
„ Gesellschaft zweener Geistlichen bey dem päbst-
„ lichen Bottschafter, deren falsche Gebehrde
„ einer mürrischen Andacht, den Character,
„ den er sich ab zu bilden vorgenommen hatte,
„ sehr wohl ausdrückte. Man brachte Trüfeln
„ zum Verkauf: Einer von den Geistlichen,
„ der ein wenig italiänisch verstande, schien,
„ auf das Wort Trüfeln, die er betrachtete,
„ sein andächtiges Stillschweigen auf einmal
„ zu brechen, und in dem er die schönsten mit
„ einer recht heiligen Miene auslas, rufte er
„ lachend aus: Tartoffali, Tartoffali, (*) Sig-
„ nor Nuntio! Moliere, der ein sehr aufmerk-
„ samer Zuschauer auf alles war, fiel daher auf
„ den Begrif, seinem Betrüger den Nahmen
„ Tartüffe bey zu legen, den er bey dem Auf-
„ tritt vor seinen Augen, recht lustig fand. „ (**)
Man müßte nur einen anständigen Nahmen

(*) Die Italiäner, welche gut reden, sprechen: Tartuffi oder Tartufi, Tartuffoli oder Tartufoli, niemals aber Tartoffali. Also taufte doch Moliere seinen Betrieger mit dem rechten Nahmen.

(**) Diese Anecdote liest man in den Nachrichten von dem Leben der Mademoiselle de l'Enclos. I. Part. p. 62. Edit. de Amst. 1758.

erfinden, die theatralische Betschwester damit zu beehren, und ich glaube, daß die Italiänische Sprache wohl mehr, als einen recht nachdrücklichen Nahmen darzu verschaffen würde.

Man darf sich nicht einbilden, daß der Tartüffe, die Heuchler zu entlarven, und die Heucheley abscheulich zu machen, für den Schauplatz hinlänglich genug sey. Moliere hat die Materie noch nicht erschöpft. Er laß sein Stück der berühmten Ninon von Lenclos, seiner guten Freundin, vor, die er über alle seine Theatralischen Stücke mit Vergnügen zu Rathe zog. Ninon, die von dem Wercke ihres berühmten Freundes sehr eingenommen war, und ihm zeigen wollte, wie genau er die Natur getroffen habe, erzählte ihm eine Begebenheit, die sie mit Augen gesehen hätte, darinn ein frommer Betrüger der Held gewesen sey. Sie setzte den Character dieses Heuchlers in ein so helles und starkes Licht, daß Moliere versicherte, wenn sein Stück nicht fertig wär, er solches, nach dem er Ninon gehört hätte, nicht angefangen haben würde, weil er es nicht möglich geglaubt hätte, einen Character auf den Schauplatz zu bringen, der den Betrüger seiner Freundin so vollkommen schildere. Unsere Betschwestere haben gantze Kleider Schräncke von Charactern, die man niemals genugsam an den Tag bringen kann. Wenn gute ehrliche Leute aus grosser Menschenliebe daran zweifeln wollen, das mögen sie thun. Wer Schauspiele zu schreiben im Stande ist, kennet die Welt schon, und weiß sehr wohl, daß die Betschwestern tausendmal

fürch-

fürchterlicher als die Betbrüder sind. Wer demnach eine Beate auf den Schauplatz stellte, würde der nicht das Publicum mit einem kostbaren Stück beschencken? Man kann dem jungen Frauenzimmer vor der schändlichen Heucheley nicht Abscheu genug, sonderlich in solchen Ländern, einprägen, wo man junge Töchter in Clöstern erziehet (Nicht, daß sie Nonnen werden, sondern in der grossen Welt als Hauß Mütter leben sollen) da sollte man diese lächerliche und häßliche Ausschweiffung der äusserlichen Andacht die unvermerkt zur Scheinheiligkeit führt, recht lasterhaft machen.

Aus gleicher Ursache, wär wohl zu wünschen, daß man ein gutes Lustspiel in fünf Aufzügen auf den Schauplatz brächte, unter dem Titel:

Die geitzige Frau.

Die Materie ist reich, und verdienet sehr wohl, daß sie in vortrefliche Hände gerathen möchte. In Europa ist kein bewohntes Land, welches nicht einem theatralischen Dichter Mittel genug verschaffen würde, ein eintziges Weib, wie Apelles seine Venus abzumahlen. In kleinen Städten fällt der Geitz des schönen Geschlechts einem geschickten Beobachter hauptsächlich in die Augen. Wär ich doch nur ein Liebling der eigensinnigen Thalia! Der häßliche Geitz der alten Bregonte: die schändliche Knauserey der jungen Panala; die schimpfliche Knikerey der blonden Origina, der schwartzen

Mürante, der rothen Nirone würden mir es niemals an Farben mangeln lassen, das Bild einer reichen Harpaxin, aufs ähnlichste vorzustellen. Im vorbeygehen wollen wir nur anmerken, daß das schöne Frauenzimmer jezuweilen wohl geldgierig, gar selten aber filtzig sey.

Des gantzen Europa Vortheil erfordert, daß wir

Die Spielerin

auf den Schauplatz bringen.

Der Spieler des Regnards ist unstreitig ein kostbares Kleinod, und verdienet das gebürende Lob eines theatralischen Meisterstücks. Ob sein Verfasser die Anzahl der Spieler gemindert habe, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Dagegen muß ich versichern, daß, da ich noch als ein Knabe den Spieler vorstellen sahe, ich gegen alle diejenigen, welche als grosse Spieler bekannt waren, einen Abscheu gefaßt habe. Gantz Europa ist seit langer Zeit eine weitlauftige Kartenspiels Academie gewesen. Man durchreise nur das Königreich, welches Strabo mit einer Ochsen Haute vergleicht, so wird man gewiß in den Gasthöfen, und Wirths-Häusern mit Mühe und Noth kaum etwas zu essen finden. Man gehe aber in die elendeste Schenke, so wird man Spielkarten genug zu Diensten antreffen. Die Türcken sagen nicht unrecht, daß die Christen sehr zu bedauren seyn würden, wenn ihnen ihr Gesetzgeber das Spie-

len

len verboten hätte. Man wird aber auch sagen, daß die Türken eben so stark, wie wir spielen würden, wenn sie mit ihren Weibern, wie wir mit den unsrigen lebten; daß, wenn unser liebes christliches Frauenzimmer nicht so gerne spielete, so würden die Christen so grosse Spieler nicht seyn. Mit Betrübniß muß man bekennen, daß ein junger Herr sich da nicht sehen lassen kann, was man die schöne Welt nennet, wenn er sich nicht mit guter Art, der Ehre ausstellet, sein Geld im Kartenspiel zu verlieren. Einem Frauenzimmer ein Spiel, mit oder wider sie abzuschlagen, wär fast eine Beleidigung, ja so gar eine heftige, wenn man wenigstens nicht eine sehr triftige Ursache anführen kann. Ist euch das gemeinschaftliche Spiel unbekannt? So wird man euch für einen Bauer halten, der einer artigen Gesellschaft ganz unwürdig ist. Zum größten Unglück, sind die gemeinschaftlichen Spiele, weit verderblicher, als die Hazardspiele. Diese letztern kann man ohne Schimpf von sich ablehnen, oder bey dem Spiele seinen Verlust einschränken. Bey den erstern kann man sich keine gewisse billige Gräntzen setzen. Es beruhet auf dem Wohlgefallen der Spielerrinnen. Sie sind meistentheils nicht müde zu machen. Spielet ihr unglücklich, so fängt man, unter edlen Vorwand, euch Wiedervergeltung zu thun, das Spiel von neuen an. Seyd ihr im Spiel glücklich, fordert das Frauenzimmer Wiedervergeltung, welches ihr, ohne die

eingeführte Wohlanständigkeit zu beleidigen, nicht ausschlagen könnet.

An eines grossen Monarchens Hofe stellete dieses alles ein Gesandter einer benachbarten Macht aufs beste vor. Sein Aufwand war prächtig, von gutem Geschmack und treflicher Einrichtung, daß auch die besten Kenner gestehen mußten, sein Hauß sey in allen Stücken das annehmlichste. Wie er vortrefliche Köche hielt, und einen guten Haußhofmeister hatte, so war bey ihm stets grosse Tafel, an der man gemeiniglich sitzen bleib, bis die Zeit zum Schauspiel, oder nach Hofe zu gehen, herbey kam. Abends um zehn Uhr kam man wieder beym Herrn Gesandten zurück, daselbst, nach französischer Manier, das, dünckt mich, heißt alles gesagt, die Abendmalzeit einzunehmen.

Der Gesandte war unvermählt, ein Anbeter des schönen Geschlechts. Er vermählte sich aus bloser Zuneigung mit einer Wittibe, die viele schöne Eigenschaften hatte, aber eine Spielerin über alle Massen, war. Sie war freygebig, großmüthig, nach anderer Guth gar nicht begierig. Gleichwohl hielt sie den Augenblick für verloren, indem sie nicht spielete, oder bey sich spielen ließ. Was geschah? Die Frau Gesandtin veränderte geschwind das Hauß Sr. Excellenz des H. Gesandten. Anstatt, daß man, vor seiner Vermählung, gleich nach zwey Uhr zu Mittage sich zur Tafel setzte, so ward um ein Uhr gespeißt. Bey der Tafel saß man fünf viertel Stunden. Den Gästen ließ man

nicht Zeit sich zu erholen, oder die Weine aufm Schenktisch recht zu kosten. Man mußte aufstehen, im näheſten Saale Caffee zu trincken, und so gleich sich an den Spieltisch zu setzen. Hier ward drey Stunden hinter einander gespielt; Alsdann erhielt man Urlaub weg zu gehen, unter dem Beding, um neun Uhr zur Abend Tafel sich wieder einzustellen. Man speißte, das ist, man setzte sich an eine runde Tafel, zählete und bewunderte die niedlichsten und aufs beste zugerichteten Speisen; Man kostete ein wenig von dieser, ein wenig von der andern, darzu man vier Schlůcke vom Wein in der Eil thate. Ehe aber der Freuden Gott vom Himmel herab stieg und sich über die Gäste verbreitete, mußten sie sich des Comus Tempels entziehen. Man mußte der Frau Gesandtin in die von dem Spielgeist eröfnete Grube, richtig um zehn Uhr folgen, und darinn die zu ganz andern nächtlichen Vergnügen und Erquickung bestimmte Nacht elendiglich hinbringen.

Die übeln Verbesserungen werden gemeiniglich anstekende Seuchen. Die andern Spielerinnen an ermeldeten Hofe unterliessen nicht, sich getreulich, oder vielmehr Knechtisch nach der Frau Gesandtin zu richten. Das geschah in kurtzer Zeit so gut, daß in allen vornehmen Häusern die Abendmalzeiten, wie alte nächtliche Misbräuche gäntzlich abgeschaft wurden. Ohne Genuß einer Brodrinde und eines Tropfen Weins, spielete man so lange, als der Schlaf zu spielen nur erlauben wollte. Der freundliche

Leser wolle diese lange und verdrüßliche Erzählung vergeben. Ich dencke, sie sollte einen Freund des menschlichen Geschlechts, das jenige dem schönen Geschlecht zum besten zu thun, anreitzen, was Regnard unserm Geschlecht zu Gute gethan hat. Es käm, dünckts mich, nur darauf an, den Schönen den Beweiß triftig vorzustellen, daß wenn die Spieler ihrer sehr unwürdig sind: Die von der Spiel-Wuth besessene Weibchen unserer noch tausendmal unwürdiger sind, S. IX. Max. in den Grundsätzen des Ehestandes in der Weiberschule II. Handlung, II. Auftrit.

Noch möchte man auf dem französischen Schauplatze

Die Abergläubische,

vorgestellt sehen.

Ich gestehe, daß der Aberglaube der herrschende Fehler unsers Zeitlaufs gar nicht sey. Der glückliche Fortgang, der alle Tage in der guten Naturlehre sich zeiget, eröfnet die Augen des Verstandes, und beruhiget uns über die Erscheinungen, bey denen unsere guten Vorfahren gezittert haben. Tief in Hungarn, fangen die unverständigsten Leute an zu glauben, daß man den Leichnammen, die von ehrlichen Richtern zu Vampiren gemacht, und als überzeugte Missethäter für ihre Unthat gestraft worden waren, allzu grosse Ehre und Beleidigung angethan hat. Man kann nicht begreiffen, wie der gelehrte P.

Cal-

Calmet mitten in Lothringen sich hat Leichnamme vorstellen können, die in ihren vernagelten Särgen gleichwohl hätten Missethaten begehen können.

Mithin ist es doch wahr, daß man in den aufgeklärtesten Ländern noch gelehrte Leute findet, die sonst gar vernünftig sind, und in diesem Artikel sich schändlich wiedersprechen. Wir wollen nur den berühmten Tycho von Brahee anführen. Wenn diesem grossen Sternkündiger bey dem Ausgang aus seinem Hause ein junger Haase begegnete, so gieng er gleich wieder zurück, ein Unglück zu vermeiden, das ihm, wie er glaubte zu stossen möchte. Schade ist es, daß man nicht weiß, ob dem von Brahee nicht etwan eine alte Häsin begegnet seyn muß, ehe ihm, bey einem nächtlichen Kampfe, ein Dänischer Cavalier die Nase abhieb. Nach dergleichen augenscheinlichen und handgreiflichen Verlust ist es fast erlaubt, eine abergläubische Schwachheit zu haben. Welches Wesen kann wohl, ohne Lügen, versichern, daß es von dergleichen Narrheiten allezeit befreyt sey? Ein Philosophe, von meinen Freunden, der sein 63. Jahr antrat, sagte mir in Vertrauen, er glaubte gewiß, daß er in diesem Stufenjahre sterben würde. Ich mochte ihm diese alte Grille noch so gut verweisen, und versichern, daß alle Jahre Stufenjahre wären: Mein Philosophe berufte sich auf den Bodin, der in seinem IV. Buche von der Republik im 2. Cap. die grosse Gefahr des 63. Jahres beweiset, und ein dutzend gelehrte

Leute,

Leute, die alle in dem Alter grstorben seyn sollen, anführet. (*) Nach dieses abergläubischen Schriftstellers Meinung wären Chrysipp, Cicero, Bocace, Erasmus, Melanchton. Linaker, Sturm u. a. m. im 63. Jahre gestorben. Lauter Irrthümer, die mit Willen begangen, oder unbedachtsam angenommen worden sind. Chrysipp starb 207. Jahre vor J. C. über 80. Jahr alt. Cicero war 116. Jahr vor J. C. geboren. 43. Jahr vor J. C. ward er umgebracht, folglich war er 73. Jahr alt. Bocace geboren 1313. starb 1375. im 62. Jahre. Erasmus geb. 1467. starb 1536. in seinem 59. Jahre. Melanchton, geb. 1497. starb, 1557. in seinem 64. Jahre. Linaker, oder Linacre ein engländischer Artzt, geb. 1460. starb 1524. im 64. Jahre, und der deutsche Artzt, Sturm, geb. 1507. starb 1589. im 82. Jahre. Ich zeigte, daß Bodin, mit seinen Vorurtheilen, sein Stufenjahr glücklich überlebte, und 1576. im 67. Jahre an der Pest, durch seinen eigenen Fehler starb. Anstatt sich im geringsten zu hüten, trotzte er noch der Pest, in der lächerlichen Meinung, daß man, nach erlebten 60. Jahre von diesem Ubel nicht angegriffen würde.

Die gute Vernunft triumphiret nicht allezeit über

(*) Salmasius hat einen Lateinischen Tractat geschrieben, darinn zu erweissen, daß die Stufenjahre von andern nicht unterschieden wären, und keine besondere Aufmerksamkeit verdienten. Ich habe diesen Tractat nicht gelesen.

über eingewurtzelte Vorurtheile. Da ich sah, daß mein Mann, meiner schönen Abhandlung ohngeacht, auf seiner unglücklichen Meinung beharrte, bediente ich mich des Ridiculum acri des Horaz. In dem besten Comischen Thone, der mir anzunehmen möglich war, machte ich einen Lobspruch der Stufenjahre. Ich wieß ihm, daß sie ihren Nahmen vom griechischen Worte κλιμαξ, das ist eine Treppe, führten. Daraus schloß ich, daß alle, die eine Treppe hinauf steigen, und stürben, indem sie von der Stufe herunter fielen, in den Stufenjahren stürben Hierauf bat ich meinen Schüler des Bodins, daß er sein 63. Jahr nicht überleben möchte, weil die Zahl 9. mal 7. darinn begriffen, die Zahl 7. sey dem Apollo geweihet, dem Gott der Dichtkunst, der Musik, und der Artzney, die Zahl 9. aber sey die Zahl der Musen. Endlich bemühete ich mich ihm zu beweisen, wie rühmlich es sey, im 63. Jahre zu sterben, weil Aristoteles, Mahomet, und Luther jeder in diesem Stufenjahre seines Alters, nämlich im 63. Jahre gestorben sey.

Ohne Ruhm zu melden, mein Schertz heilete den Philosophen von seiner betrübten Einbildung. Sollte ich daher nicht gegründete Hofnung haben, daß ein in wahrem Geschmack, und auf sinnreiche Art geschriebenes Lustspiel, mit grösserm Rechte, unsere mit hundert und aber hundert abergläubischen Vorurtheilen, annoch lächerlich eingenommene Weiber heilen würde? Wenn man erweget, was für Geschöpfe unsere

erste Erziehung besorgen, welche gewiß dem ganzen menschlichen Geschlechte von größter Wichtigkeit ist, so kann man nichts anders verlangen, als daß es der gesunden Vernunft, alle diese Geschöpfe vollkommen vernünftig zu machen gefallen möchte. Ist es wahr, wie alle Welt gestehet, daß die mit der Milch eingesogne Vorurtheile sehr schwer aus zu rotten sind; Wie sollte man die Erziehung des schönen Geschlechts nicht sehr zu Hertzen nehmen? Ich wünsche der abgeschiedenen Seele eines heutigen Sittenlehrers, (*) wackern Geschichtschreibers und vortreflichen Schriftstellers viel Seegen, welcher die geschicklichsten Waffen verschaft hat, das mancherley Elend zu bestreiten, welches unter den Nahmen der Sterndeuterey, der Wahrsagerey, uud Vorbedeutung bekannt ist. Wiewohl das Frauenzimmer ließt sein alle meine Lobeserhebung übersteigendes Werck nicht. Die Weiblein zu verbessern sollte man es auf den öffentlichen Schauplätzen in eine lächerliche Ubersetzung bringen.

Ich kann versichern, daß mich der größte Verdruß überfällt, wenn ich menschliche Geschöpfe vor mir sehe, die es gerne sehen, oder sich fürchten, wenn ihnen gewisse Thiere begegnen; Die erschrecken, wenn dreyzehn Personen an einem Tische speisen, und ein Saltzfaß um-

---

(*) Le Gendre, Marquis de saint Aubin - sur - Loire, Traité de l'Opinion.

umgestossen wird; Die bey ein paar Kreutzweiß gelegten Messern erblassen; Bey dem Geschrey einer Eule zittern; Die Gespenster sehen. Die glauben, daß die Träume von Gott geschickt würden, und die Weissagungen in den Calendern für unfehlbare Schlüsse eines Orakels halten. Würden wohl, die Calendermacher, ohne dergleichen ausschweiffendes Vertrauen noch fort fahren, kleine Propheten aus sich zu machen? Die gemeine Leichtgläubigkeit reitzet sie, ihre Wahrsagereyen zu verkauffen, welche die Städte, wo sie gedruckt werden beschimpfen. Man könnte fast von den Einwohnern einer Stadt, nach ihren privilegirten Calender urtheilen.

Das allerbetrüblichste ist, daß ein bloser Zufall ganz von ohngefehr, den Aberglauben zu bestärcken, sich gefallen läßt, welches der Verfasser des Tractats von der Meinung, anzumerken nicht unterlassen hat. Engländische Schrifsteller haben schon vor ihm, dergleichen Sorgfalt in Wochenblättern angewendet; So wahr ists, daß man allenthalben die Nothwendigkeit, die Sterndeuter verächtlich zu machen, erkannt hat. Sie sind aber noch nicht so beschrien, als sie seyn sollten. Man mag mit Hobbes sagen, wie man will, daß die Sterndeuterey eine List sey, sich für den Hunger, auf der Narren Unkösten, zu verwahren; So siehet man doch noch immer verständige Leute, des einen wie des andern Geschlechts, die den Calenderschreiber mit ihrem Vertrauen

beehren, der bloß von ohngefehr, und nur zufälliger Weise nicht allezeit ein Lügner ist. Wir dürfen nicht zweifeln, daß Meister Matthäus Laensberg, Meßkünstler zu Lüttich, nicht sollte eine Menge bewunderer beyderley Geschlechts in allen Ländern haben, wo man seinen Nahmen und sein französisches Sack Werklein kennet. Laßt sehen, worauf diese Bewunderung gegründet ist.

Gegen das Ende des 1761. Jahrs sahe das Publicum: Almanach pour cette année MDCCLXII. Supputé par Mtre Matthieu Laensbergh, Mathematicien. A Liege chez la Veuve G. Barnache imprimeur de S. S. E. Rue Neuvice à la Treille d'or. AVEC PRIVILEGE. d. i. "Calender aufs Jahr 1761. „ausgerechnet durch Mstr Matthäus Laensbergh, Meßkünstlern zu Lüttich bey der Witwe G. Barnabe, Buchdruckern Sr. H. F. D. „u. s. w. Man gestehet, daß dieser Calender nichts wunderbares und ausserordentliches enthalte. Es ist aber ein Anhang dabey von der allgemeinen Verkündigung der Veränderung des Wetters, mit einigen Begebenheiten für das Jahr 1762. Der Meister Meßkünstler stellet auf jeden Monat eine besondere weitläuftige Weissagung, wider den Grundsatz anderer Sterndeuter. Hier ist ein Auszug von der Weissagung auf den Brachmonat:

„Ein schneller Tod wird schöne Anschläge „verderben, und viel Verkehrung, auch grosse „Ränke verursachen. Einer Dame Geschick-

lich-

„ lichkeit in einem Handel von Wichtigkeit
„ wird unüberwindlich scheinende Schwierig-
„ keiten heben = leerer Thron. Couriers im
„ Felde. Aufpasser. Des einen Thränen erfreuen
„ öfters andere. Wunderbares Aufsehen. „

Auszug der Weissagung auf den Heumonat.

„ Sache von grosser und beträchtlicher Unter-
„ suchung, die nur durch die höchste Gewalt
„ geendigt werden kann. Vom höchsten Eh-
„ rengipfel gestürzter unsinniger hochmü-
„ thiger. Neuer Herr. Um so viel ange-
„ nehmer, als unerwarteter Ausschlag. Gün-
„ stige Gelegenheit. „

Dergleichen Narrenpossen öffentlich verkauf-fen, heißt das nicht das Publicum beleidigen? Sollte man sich wohl die unverschämte Frechheit des Meister Math. Laensbergs, des Meßkünstlers, einbilden. Würde er wohl so viel Thorheiten unter seinem Nahmen haben drucken lassen, wenn ihm nicht aus der Erfahrung bekannt wär, daß die Welt allezeit von leichtgläubigen und neugierigen Narren wimmelte? (*) Gleichwohl gefiel es der Vorsehung, dem Weissager zu Lüttich mit einem ohngefehr bey

---

(*) Hiervon zeuget das Verzeichniß in seinem Calender der glüklichen Tage vom Jenner bis im Christmonat.

zu fallen. Die in Rußland eben zu Ende des Brachmonats und zu Anfang des Heumonats 1762. sich eräugete Veränderungen mußten dem Propheten allerdings ein Ansehen geben, der ohne Zweifel über den Ausschlag seiner Weissagung selbst erschrocken ist. Die Anhänger der Sterndeuterey werden sich unstreitig mit derselben groß machen, und ich erwarte es, zu vernehmen, daß die guten Weiblein zu Lüttich Haufenweise zulauffen werden, den geschickten Planetenherscher um Rathe zu fragen. (*)

O ihr Günstlinge der Thalia! Eilet, flieget dem schönen Geschlechte zu Hülfe. Machet die heuchlerischen Betschwestern recht abscheulich! Die geitzigen Weiber verächtlich; Die Spielerinnen verwerflich, und die Abergläubischen höchst lächerlich.

Amen!

XVIII.

(*) Dieses ist im Jahre 1762. geschrieben.

XVIII.

Von der Päbstin Johanna.

(*)

Die Päbstin Johanna, hat, unerachtet sie niemals würcklich vorhanden gewesen, zum Schimpf vieler Schriftsteller, (**) in den Geschichts-Beschreibungen grossen Lerm gemacht. Ohne Zweifel wird ein Dichter, als Sänger dieser Kirchen-Heldin aufstehen. Sie verdiente eben so wohl besungen zu werden, als Johanna, die Jungfer von Orleans besungen worden ist. Wie ich, in solcher Erwartung, vieles Nachsuchens ungeacht, nicht weiß, ob England mit einem guten Wercke, welches einer Geschichte der Päbstin Jane, zu ver-

---

(*) Babiol. T. V.

(**) Viele so gar selbst Catholische Schriftsteller haben dieser Päbstin zwischen Leo IV. und Benedict III. die Stelle angewiesen. Nun starb Leo IV. den 17. des Heumonats 855. Benedict III. folgte ihm den 1. des Herbstmonats 855. mithin war der Stuhl einen Monat und 14. Tage ledig. Folglich hat die Frau Päbstin die heilige Krone nicht lange getragen.

gleichen wär, versehen ist, so halt ich, daß mir, in meinen Tändeleyen von ihr zu reden, wohl erlaubt sey.

Man scharret jezuweilen in den Catacomben des Tempels der Vergessenheit Körper aus die des Auflebens wohl werth sind. Zum Unglück sind diejenigen, welche in diesen Gräbern herum zu stören, Gelegenheit genug haben, nicht gar zu neugierig. Die aber diese Begierde haben, sind des Mittels, derselben Gnüge zu thun, beraubt. In dem Falle dieser letztern befinde ich mich. Mein Gedächtniß versichert mich, daß in England unter der Regierung der Königin Elisabeth wohl zwanzig merkliche Blätter offentlich herum geflogen sind, wo die Jane mit der Krone geziert, auf dem päbstlichen Stuhl sitzet, und beweisen soll, was dann? Daß Elisabeth Päbstin der engländischen Kirche seyn könnte, (*) weil eine Jane aus England gebürtig, Päbstin der Römischen Kirchen gewesen wär.

Ich verlange nicht, daß sich der Leser auf mein

(*) Diese Königin ließ sich, zum Haupte der Kirche erklären, und nahm den Titel: Beschützerin des glaubens an. Ausser ihrer Muttersprache verstand sie Italiänisch, Französisch, Deutsch, auch Griechisch und Lateinisch. In ihrem vierten Jahre schreib sie einen Brief an die Königin von England und da sie 17. Jahr alt war übersetzte sie zwey Reden des Isocrates aus dem Griechischen ins Lateinische.

mein Gedächtniß verlassen mag, weil ich ihm selbst nicht viel traue. Man wird indessen doch zugeben, daß wenn mir mein Gedächtniß in diesem Stucke einen schlimmen Streich spielen sollte, das leichtfertige Ding dennoch nicht wider die Wahrscheinlichkeit sündiget. Je mehr ich der Sache nachdencke, je mehr werde ich überzeugt, daß mich dieses schöne Vermögen meiner Seele nicht bey der Nase herum geführt hat.

So viel weiß ich gewiß, was vor nicht langer Zeit mir eine liebenswürdige Schwedin, in Ansehung der angeführten Päbstin, erzählt hat. Die Schwedin, eine über und über anbetenswürdige Lutheranerin, hat mich versichert, daß die Erhebung der wahrhaften Päbstin Johanna, die Königin **Christina** den schwedischen Thron, in Absehen, sich auf den Päbstlichen Stuhl zu setzen, zu verlassen bewogen habe. Ich kann zum Beyspiel in der Leichtglaubigkeit dienen, wenn mir eine Schöne die Gnade erweist, eine ihr Geschlecht betreffende Nachricht zu ertheilen. Gleichwohl habe ich mir schwerlich einbilden können, daß die Königin Christina, diese kluge Königin, in einem Alter von 28. Jahren, die schwedische Krone, um ihr Haupt mit der Päbstlichen zu zieren, abgenommen haben sollte. Als ich hierüber meine Gedanken deutlich entdeckte, siehe, so erhielt ich folgende Erläuterung.

„Sie kennen, wie es scheinet, unser gutes „Geschlecht noch nicht. Eine Königin, eine

„ Jungfer die unverehelligt zu bleiben ent=
„ schlossen ist, spottet über die einfache Krone
„ eines nordischen Reichs in dem Augenblick,
„ da sie zu Rom, als Päbstin, über alle römisch
„ catholische Fürsten, und über die gantze Ca=
„ tholische Christenheit zusammen zu herrschen
„ Hofnung haben kann. Die Königin hatte
„ Grund sich zu versprechen, daß die italiäni=
„ schen, spanischen, portugiesischen, und fran=
„ zösischen Cardinäle, die Ablegung ihrer
„ Krone, und Verschwörung ihres Lutherthums
„ mit der päbstlichen Krone belohnen würden.
„ (*) zu Rom waren die verwünschten Sali=
„ schen Gesetze unbekannt. Der heilige Stuhl
„ konnte mithin auf die Spindel fallen, wie
„ er mitten im neunten Jahrhundert, einer
„ Engländerin zum Besten, einer Johanna,
„ auf die Spindel gefallen war, die bey weiten
„ nicht die Verdienste unserer Christina, Kö=
„ nigin von Schweden besaß, und die römische
„ Kirche gleichwohl unter dem Nahmen Jo=
hann VIII. beherrschte. „

Diese Beantwortung hat mir, wie man leicht glauben wird, über dem Punct der Päb=stin den Mund völlig gestopft. Dagegen aber habe ich auch schöne und lange Betrachtungen über

---

(*) Nach des berühmten *Nani* Meinung, ward Christina, gleich nach ihrem Abtritt gewahr, daß eine Königin, ohne Staaten eine Gottheit ohne Tempel sey, deren Verehrung geschwind verlassen würde.

über alles angestellt, was bey und in der Kirche vorgegangen seyn würde, wenn die Ew. Königin Christina ihren Zweck nicht verfehlt hätte.(*)

Hier bitte ich den Leser, bey guter Muse, meinem Beyspiele nach, einige einen staats klugen Verstand zu beschäftigen geschickte Betrachtungen anzustellen. Man kennet den Character dieser Fürstin, der Beschützerin aller Gelehrten. Man weiß heut zu Tage ihre Geschichte von Grund aus. War sie fähig, von ihren Geburts Throne herunter zu steigen: Fähig eine Religion, darinn sie geboren war, abzuschwören: Fähig der natürlichen schwedischen Kälte ab zu sagen, sich in die italiänische Hitze zu werfen; Worzu würde sie nicht fähig gewesen seyn? Wenn sie aus einer lutherischen Königin, nicht zur Magd aller Knechte, sondern zur Beherrscherin aller Beherrscher ihrer neuen Religion geworden wär; Sie, die Christina würde der Römische Kirche eine ganz andere Gestalt zu geben gewiß gewußt haben. (**) Christina

 kam

(*) Wär der Streich nicht fehl geschlagen, so würden, wahrscheinlicher Weise alle Ordens-Nonnen nichts weiter, als blose Nonnen worden seyn, die das Recht gehabt hätten, den Schleyer nach belieben abzu legen. Man weiß, daß Benedict XIV. rühmlichen Andenkens, zu dieser Verbesserung sehr geneigt war.

(**) Man würde die Kirche mit einen Bienstok sehr füglich haben vergleichen können, weil man weiß, daß die Biene, welche Virgil den König nennet, nichts anders als ein Weibchen ist, und jeder Stock

kam zum zweytenmal nach Rom im Jahr 1658. Hier hatte sie nicht ihren Aufenthalt beständig, (*) sondern sie starb am 19. April 1689. daselbst. Folglich erhielt sie zu dreymalen recht kränkenden Verdruß. Man weiß, daß die Cardinäle nach und nach ihr vor der Nase, drey alte Cardinäle zu Päbsten erwählten, welche die Nahmen Clemens IX. Clemens X. und Innocens XI. annahmen.

Ich bin versichert, daß Christina, wenn sie durch rechtmässige Wahl zur Papst-Würde gelangt war, sie ihren Taufnahmen behalten haben würde, ob sie gleich von einem Lutherischen Priester getauft war. Bey dieser mehr politischen, als critischen Ausschweifung bitte ich um Vergebung. Von der Päbstin, der es Fehl schlug, komm ich wieder zur gemachten Päbstin. (**) Zu der Zeit, da alle Christen, einige starke Zweifler ausgenommen, die Frau Johanna ihre Stelle unter der Zahl der Päpste des neunten Jahrhunderts einstimmig überliessen: Ließ sichs ein scharfsichtiger Sterblicher einfallen, diese historische Ketzerey für falsch zu halten. Man dencke nur nicht, daß es ein Printz, ein Bischof, ein

nur dieses Weibchen allein als die Königin der Bienen bey sich hat, die andern alle sind Männchen.

(*) Ob es gleich H. Ladvocat in seinem Dict. port. sagt; es ist ein Irrthum.

(**) Man wird mir diesen Ausdruck erlauben. Descartes nennet einen gemachten Begrif, der weder natürlich noch erlangt ist.

ein grosser Prälat war. Zum Ruhm dieser Kirche strich ein Protestant, ein französischer Prediger, David Blondel, den Nahmen Johanna aus dem Verzeichniß der heiligen Väter weg. Blondel, ein in der Kirchen- und Weltlichen Geschichte geübter Theolog, mitten im XVII. Jahr hunderte, zeigete in einer Schrift wider das Mährchen, der Päbstin Johanna, die Falschheit dieser zierlichen Geschichte klar und deutlich. (*) Ob der Römische Hof diesen grossen Dienst wohl vergolten hat, weiß man nicht Er wär doch wohl eines rothen Huts für den guten Blondel werth gewesen, der wegen seiner mühsammen Untersuchung schimpflich bezahlt ward, Man sehe nur wie es lief

Alle römische catholische Weiberchen, denen man zu wissen that, daß ein Calvinist, ein Hugenot, sich erfrechte zu beweisen, daß die heil. Kirche niemals einen weiblichen Pabst gehabt

(*) Man sehe nur, was Veit Patin im Jahr 1658. schreibt: " Ich will mir des Maresius Buch, die „ Päpstin Johanna betreffend, aus Holland kommen lassen: hier glauben geschickte Leute, es wär „ niemals ein Päbstin Johanna gewesen. David „ Blondel, Scaliger, Calvin, Chamier, du „ Moulin und viel andere grosse Männer sind dieser Meinung, welche eher einen Streit in der Geschichte als in der Religion machet. Dieser Maresius ist ein hitziger Picarder, der wider Voetius „ und den Herrn Courcellus heftig aufgebracht ist. „ Lettr. chois. de Gui Patin, Tom. I. Lettr. CXXV.

habt hätte, kamen für Aergerniß gantz ausser sich. Sie geriethen wider den verfluchten Ketzer in unaussprechlichen Grimm, der sich zu leugnen unterfieng, daß jemals eine Johanna die Ehre gehabt habe, ein heiliger Vater, ein Haupt der Kirche zu seyn. Man giebt so gar vor, daß eine grosse Anzahl Damen vom ersten Range, bey ihren grossen Gott geschworen hätten, sie wollten Hugenotinnen werden, woferne der Pabst nicht durch eine vollgültige Bulle die Ehre der Päbstin retten würde. Die Bischöfe in den Welttheilen der Unglaubigen, die Mönche, die Secular Geistlichen sahen sich genöthigt, auf des protestantischen Priesters Seite zu treten, und die rechtglaubigen Chronikenschreiber, die es mit dem weiblichen Pabst hielten, zu verdammen.

Würde wohl die Clerisey den Aufstand des schönen Geschlechts, ohne Beystand der Zeit, und der neuen Moden, gestillt haben? Ich zweifle daran. Nimmermehr würde die Clerisey das schöne Geschlecht, den Aufruhr wieder anzufangen, verhindert haben, bis man vernahm, daß der ketzerische Feind der Päpstin David Blondel (*) völlig blind geworden wär. Sodann

(*) Blondel nahm im Jahr 1650. das Amt eines Lehrers der Geschichte zu Amsterdam an. Die Luft dieser Stadt, sagt man, doch besser zu Reden, seine beständige Arbeit und unmässiges Nachtwachen verursachten Augenflüsse, dadurch er sein Gesicht verlor, er starb den 6. April 1655. im 64. Jahre zu

dann fiengen gewisse Heldinnen, hauptsächlich die Andächtigen ihr Geschrey von neuem an. Ihrer Meinung nach, " rächete die göttliche Gerech-
" tigkeit ihr hochbeleidigtes Geschlecht vollkom-
" men. Zum ewigen Ruhme der Johanna,
" Pabst oder Päbstin hätte der Himmel dem
" ärgerlichen Ketzer, dem unheiligen David
" Blondel des Lichts beraubt. Er hätte sich
" für einen Luchs in der Kirchen Geschichte
" gehalten: Siehe nun wär in einem Winckel
" seiner Studirstube ein Maulwurf!

Blondel, als ein Theolog, als ein Philosoph und sehr galanter Mann tröstete sich, wie man sich trösten muß, wenn man, als ein Vertheidiger der Wahrheit nur eine Partey des schönen Geschlechts aufrührisch gemacht hat. Blondel, ob er gleich ein Theolog, ein Philosoph, und galanter Mann war, verlor doch die Gedult, als er vernahm, daß tausend Hugenotten auf ihn und seine Schrift los schmäheten. " Ist es wohl erlaubt schrien diese Huge-
" notten, daß ein Priester der reformirten Re-
" ligion die Falschheit einer Meinung aufdeckt,
" da doch den Protestanten so viel daran gele-
" gen ist, daß sie für wahr gehalten würde.(*)

Wel-

---

grossem Leidwesen der gelehrten und billigen Welt. Damals erschien: Traité contre l'Eclairciſſement donné, par M. Blondel, en la queſtion, ſi une femme à été aſſiſéau ſiége Papal de Rome entre Leon IV. & Benoit III. par Congnard, 8. ſaunou 1653.

(*) Præfat. Apologetica apud Mareſium.

Welche Schande, das Papstthum von seinem Unflath zu reinigen! (*) Man behauptete, daß Leute (die Röm. Catholischen) die nicht aufhörten, das Andenken der Religions Verbesserer zu beschimpfen, nicht verdienten, daß ein Protestant mit ihnen, nach solcher Liebe und Gerechtigkeit, verführe.

Dieses war aber nur die Sprache der bescheidensten. Andere weit hitzigere schrien wider den armen Blondel, als einen Mann, der sich von den Feinden der Religion, die protestantische Sache zu verrathen, habe bestechen lassen. (**)

Hier zeiget sich, was man gewinnt, wenn man sich zum Vertheidiger der Wahrheit, wider die Sachwalter eines lustigen Mährchens aufwirft! Nicht allein der gelehrte Samuel des Marets, ein protestantischer Priester und Lehrer der Theologie, sondern auch lange nach ihm ein Spanheim, (***) ein sehr gelehrter Lehrer der Theologie zu Leiden ward der Beschützer eines historischen Gespensts, das man wieder auf

(*) Curcellæus in Refutat. Sam. Maresii.

(**) Sarravius, Epist. CLXXVIII.

(***) Friderici Spanhemii F. de Papa Fœmina inter Leonem IV. & Benedictum III. Disquisitio historica, qua ut Onuphrii sic præcipue Allatii, Labbei, Blondelli, Launoji, Mabilloni, adversus Papissam præsidia excutiuntur. Lugd. Bat. 1691. in 8. Aus dieser Abhandlung hat der verstorbene Herr Lenfant seine Geschichte von der Päpstin Johanne gezogen. u. s. w.

auf den Schauplatz führen wollte. Der grosse Salmas würde sich eine rühmliche Pflicht daraus gemacht haben, wenn er nicht mit seinen ruchtbarn Streitigkeiten mit dem grossen Milton beschäftigt gewesen wär. Der berühmte Johann le Clerc, der nicht leichtlich entschied, erklärte sich ebenfalls für die Frau Päbstin. Die historische Erläuterung erhielt also damals grosses Lob, und wird ewig bleiben, wenigstens in der allgemeinen Bibliothek. (*) Ich könnte noch viele andere hochgeschätzte Wercke anführen, worinnen auf Treu und Glauben des Polnischen Martins (**) der Pabst Johann VIII. aus England gebürtig das Geschlecht hat ändern müssen, und ist zur Johanna geworden. Auf Treu und Glauben der Wercke des gelehrten Colomies, versichert man, daß in der Haupt Kirche zu Sienne die Bildsäule der Päbstin Johanna allezeit zu sehen wär, und man kann versichern, daß man diese Bildsäule, in dieser sonst sehenswürdigen Hauptkirch, nach Gothischer Art, nicht antrift.

Ein engländischer Doctor (***) behauptet, daß

(*) Bibliotheque universelle, Tom. XXI. Mois d' Aout. 1761.

(**) Martinus Polonus, ein gelehrter Dominicaner und Verfasser einer Chronik, die mit Papst Johann XXI. sich endigt, wo die ofterwähnte Fabel erzählt wird.

(***) Der D. B Mandeville. Freye Gedancken von der Religion, der Kirche und der Wohlfarth des Volckes.

daß dieser Parteygeist und die Neigung zur Betrügerey die vormals in der Kirche gar gewöhnlich gewesen, noch nicht vollkommen durch die Verbesserung aus dem Eifer der Christen vertilgt sind. " Die Protestanten, z. B. spricht „ er, haben sich lange Zeit mit der Geschichte „ der Päbstin Johanna lustig gemacht. Die „ Römisch-Catholischen aber, die ihre Unter„ suchung in der Sache nicht weit zu treiben „ vermochten, mußten uns diese Lust lassen. „ Endlich kam Blondel, ein französischen Pro„ testant, und zeigete klar und deutlich, daß „ der Gegenstand dieser Lust und des Triumphs „ ein bloses Mährchen war; Spanheim so wohl „ als des Marets haben ihre grosse Gelehrsam„ samkeit gantz vergeblich ausgekramt, diese „ Begebenheit wieder zu ihrem Ansehen zu ver„ helfen. „ Der engländische Doctor schilt sie zwar nicht, er vergibt es aber denjenigen doch nicht, die überzeugt sind, daß Blondel Recht hat, und ihm seiner Entdeckung so wenig Danck wissen.

Da ich überzeugt bin, daß Blondel Recht hat, so wünsche ich ihm zu seiner Entdeckung Glück. Ich will sie so gar, aus allen Kräften meines Verstandes, als ein Canoniste, zu bestärcken suchen.

Wenn das Vorgeben wahr ist, daß nach Leo IV. am 17. des Heumonats 855. erfolgten Tode das Conclave, einen weiblichen Pabst zu wählen, rathsam gefunden; So würde sich das Conclave das Recht, Weiber zu erwählen erwor-

worben haben. Mithin hätten die Cardinäle ihr thätiges Recht, bey der Pabst-Wahl erschrecklich ausgedehnt. Würden sie aber nicht auch zu gleicher Zeit, dem gantzen schönen Geschlecht ein leidendes Recht zur Pabstwahl eingeräumt haben? Ohne allen Widerspruch würde das schöne Geschlecht dieses leidende Recht erhalten haben, auf welches die Cardinäle jederzeit viel zu eifersüchtig gewesen sind, als daß sie es mit Un-Eminenzen theilen sollten. (*)

Aus allen diesem schliesse ich, daß wenn im neunten Jahrhunderte die Cärdinäle das Recht, ein Weib zur päbstlichen Würde, durch die Wahl der Frau *Johanna* zu erheben, erhalten haben, sich die Cardinäle auch bey diesem Wahl Rechte zu erhalten wissen würden, welches durch dergleichen widerholte Wahlen unstreitig wär. Man müßte die Kirche nicht kennen, wenn man hieran nur einen Augenblick zweifeln wollte. Die Vertheidiger der Päbstin mögen uns doch nur durch ein Beyspiel beweisen, daß das heilige Collegium das geringste

T Rechte

(*) Kayser *Maximilian*, *Carls* V. Großvater strebet vergebens nach der Thiare. Er gab vor, die Patriarchen-Würde sey in die Kayser-Würde eingeschlossen. Daher legte er sich den Titel des regierenden Oberpriesters bey, und in einem Schreiben an seine Tochter *Margarthen*, verwitbeten Herzogin von Savoyen und Statthalterin der Niederlande, unterschrieb er sich: *Maximilian*, zukünftiger Pabst. Lettr. de Louis XII. Tom. IV. Bruxell. chez Toppens 1712.

Recht, aus Mangel der Ausübung, jemals verloren hätte.

Aus diesem allen ziehe ich die Folge, daß wenn das heil. Collegium durch die Wahl einer Päbstin dem schönen Geschlecht das leidende Wahlrecht, auf lateinisch: Jus Electionis passivum: eingeräumt hat; das heil. Collegium das Geschlecht eines heiligen Rechts nicht wieder berauben könne, welches dasselbe im neunten Jahrhunderte der Römischen Kirche, im Conclave erlangt hat!

Nach allen menschlichen Gesetzen kann auf ein weltliches Collegium der Layen kein Verdacht einer Himmel schreyenden Ungerechtigkeit fallen. Wie sollte auf das heil. Collegium jemals der Verdacht fallen, daß es dem Geschlecht sein leidendes Recht bey der päbstlichen Wahl tyrannischer Weise entrissen hätte?

Nun laßt uns schliessen, daß wenn die viel beruffene Johanna I. im Jahr 855. nach den canonischen Gesetzen zum Pabst, oder Päbstin erwählt worden ist: Auch wohl andere Jungfern, auch hauptsächlich die Jungfer Königin Christina mit dem Kopfputz der Thiare geschmuckt werden sollten. Doch, was rede ich? Es ist ein grosser Trost für Privatleute, daß sich niemals ein Fürst auf den heil. Stuhl gepflantzt hat.

Man möchte sagen, ich schwärmte. Daß das Conclave im Jahr 835. durch einen menschlichen Irrthum verführt, einen Mann auf den

heil.

heil. Stuhl zu setzen vermeint, und unwissend ein Weibchen darauf gesetzt hätte.

Ad populum Phaleras! das ist auf Deutsch: das mag ein anderer glauben. Ich weiß, daß ein Officier anstatt einen braven Kerl anzuwerben, jezuweilen ein keckes Weibs Stück geworben hat. Ich will alle Johannisten hiermit auf fordern, mir eine eintzige Kirchen Versammlung zu nennen, die sich so schändlich betrogen hätten. Wir wollen den Fall für möglich setzen, daß die Franciskaner zu Paris, in ihrem grossen Closter das Unglück, oder besser zu sagen, das Glück gehabt hätten, die berühmte Ninon von Lenclos, (*) deren Geschlecht sie nicht wußten, als einen ins Probe-Jahr tretenden Mönch anzunehmen. Wir wollen noch weiter setzen, daß die Franciskaner nach wenigen Jahren, in ihrer heiligen Unwissenheit den liebenswürdigen Pater Ninon durch einstimmige Wahl zu ihren Obern, oder Pater Guardian ernennten. Gesetzt, daß von ohngefehr, oder durch einen natürlichen Zufall das Geschlecht des Pater Guardians im Closter der grossen Franciskaner, entdeckt worden wär: Würde wohl das Publicum hiervon das geringste

---

(*) Anna von Oesterreich schickte der Ninon einen Gefreyten von ihrer Wache, mit Befehl, daß sie ins Closter, dessen Wahl ihr frey gestellt blieb, gehen sollte. Ninon, von dieser Gnade gerührt, wählete ohne Anstand das Closter der grossen Franciskaner. Mem. sur la Vie de l'Enclos. Tom. I.

Wort gehört haben? Das müßte ein Erz Calviniste, und in der Kirchen Zucht und Policey sehr unwissender Mönch seyn, der sich einbilden wollte, daß dergleichen Abentheuer zur öffentlichen Wissenschaft des unheiligen Volckes kommen sollte.

Meinen Gedancken nach, sollte wohl diese Tändeley der Schrift des guten Blondels, wider das Mährchen von der Päbstin Johanna ein starkes Gewicht beylegen. Aergert sich das schöne Geschlecht daran und thut mich in Ban, Gedult! Ich bin nicht mehr in dem Alter, daß ich die Wahrheit aus Hofnung verrathen sollte, daß ich dieser Niederträchtigkeit wegen von Ubel denkenden Schönen belohnt werden würde. Dem wohl denckenden Frauenzimmer zu Gute, will ich in der Prophan Geschichte eine rühmliche, und weit wichtigere Entdeckung, als die Blondel in der Kirchengeschichte gemacht hat, offenbaren. Meine Entdeckung muß mir in der Republick der Damen, wenigstens in dem Titel: Vertheidiger des schönen Geschlechts, eine Vergeltung machen. Die Schönen zu befriedigen, deren Neugier nicht lange Verzögerung leidet, will ich nur melden, daß ich im Stande bin, ein Buch wider das Mährchen der Matrone zu Ephesus heraus zu geben. Die alten Hagestoltzen, ja die Ehemänner selbst, denen das Schertzen nicht gar wohl anstehet, haben sich nun bey XVIII. Jahrhunderten mit der Geschichte der Matrone zu Ephesus lustig gemacht; Und die Weiber, welche Alter-

thümer

thümer zu untersuchen nicht im Stande sind, haben allen giftigen Schertz der Spötter ertragen müssen. Nunmehro kommt es auf mich an, unserm Geschlecht diesen grossen Gegenstand der Freude und des Triumphs weg zu nehmen. Durch die Herausgabe meines Buchs setze ich alle Weiber und Wittiben ausser alle Beleidigung über diesen Punct. Da meine Schrift den Betrug entdecken wird, so wird sie auch ausser allen Zweifel diejenigen allesamt zur Verehlichung antreiben, welche die Geschichte der Ephesischen Matrone in der Ketten des unehlichen Standes zurück hält.

Ist es aber wohl im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich, ohne die geringste Vergeltung, Schriften überschriften zum Ruhm des schönen Geschlechts ausfliegen lassen muß? Ich halte dasselbe für viel zu großmüthig, als daß es gegen mich ewig undanckbar seyn sollte. Anderer Seits bin ich viel zu galant, als daß ich den Damen eine Handschrift verhandeln sollte, von der sie nichts, als den Titel kenneten. Wir wollen also eine umständliche Erläuterung von unsern Wercke geben.

Das Buch wider das Mährchen der Matrone zu Ephesus, mit critischen und historischen Anmerkungen leget gleich anfangs dem Leser die spöttische Erzählung vor Augen, die im Alterthum, einer Ephesischen Wittibe von vornehmen Stande zum Spott aufgebracht worden ist. Aus Mangel des griechischen Texts, giebt man die lateinischen Erzählungen des Petrons

und Apulejs. In kleinen grammatikalischen und critischen Anmerkungen, sonst Noten genannt, zeiget man den ungeheuren Unterschied dieser beyden Erzählungen, und wie tief Apulej unter dem Petron stehe, durch den er sich doch wohl hätte helfen können. Doch gestehet man, daß dieses nicht möglich sey. Auf diese Erzählungen folget eine französische Ubersetzung in alten gallischen Versen. Da diese Übersetzung vor mehr als 566. Jahren gemacht, folglich sehr, oder gantz und gar unverständlich ist, erbietet man sich, solche zu unterdrücken. Man liefert die Matrone von Ephes nach einer Erzählung in Versen, aus dem la Fontaine, der so weniger ein geschworner Schmeichler des Frauenzimmer gewesen, dennoch diese Erzählung von der Matrone als abgenuzt, gemein, und abgedroschen hält. Sodann folgen die Ubersetzungen in französischer Prose durch St. Erremont, Bussy, Rabütin, Nodot und Houdard von la Motte. Aus Besorgniß das noch zu vergrössern hat man die Spanischen, Italiänischen, Engländischen, Deutschen u. m. Ubersetzer in Versen und in Prose nur obenhin gemeldet.

Im zweyten Theile des Buchs fall ich so dann, als ein critischer irrender Ritter zum Ruhm des schönen Geschlechts über die Parteygänger der Matrone her. Eine Probe meines Muths zu zeigen, müssen wir sagen, daß ich einen berühm-

ten

ten Bischof zu Chartres, (*) einen Engländer von Geburt, einen gelehrten Mann, und gesittesten Schriftsteller seiner Zeit, aus dem Sattel hebe, niederwerfen, und capot mache. Dieser Prälat versichert in einem lateinischen Buche von der Hof-Eitelkeit, daß die Geschichte der Ephesischen Matrone eine wahrhafte Geschicht, und daß diese Wittibe, wegen ihres Mords und Ehebruchs vor den Augen des Ephesischen Volcks bestraft worden sey. Der Bischof setzt noch darzu, daß St. Hieronymus sage, Petron habe nicht alleine den wahren Character der Weiber beschreiben, und ihre Schwachheiten, im Lachen, (videndis) gezeiget, die wohl verdienten, daß sie jedermann zum Gelächter dienen. (**)

Ich widerlege den Bischof auf eine so grobe Art, daß ich mich schäme, wenn ich daran gedencke. Ich will weiter nichts zum Vortheil sagen, aus Besorgniß dis Geheimniß meiner Handschrift zu verrathen. Verlangen sie meine Schönen, daß es gedruckt werden soll?

Belieben sie nur drey junge Wittiben, so schön als der Tag, und bekleidet wie die Nacht an mich abzuordnen. Gegen drey unschuldige Küsse Vorschuß erhalten sie das Buch wider das Mährchen von der Matrone zu Ephes!

(*) Johann von Sarisberi, der in England gegen 1110. geboren, und als Bischof zu Chartres 1182. gestorben ist. Sein Buch von der Eitelkeit der Hofleute, fuhrt den Titel: Polycraticus; sive de Nugis Curialium & Vestigiis Philosophorum.

(**) Tract. de Nugis Curialium &c. L. VIII. cap. II. p. 586. v. le Petron de Nodot. T. II. p. 184.

XIX.

Von dem

Rechte, die Hüfte zu rancken.

Jus luxandæ Coxæ. (*)

Ein Deutscher von Adel, der ungemein neugierig war, und auf die Rechte und Freyheiten des Adels sehr eifrig hielt, ward Stiftsherr in einer von Carln dem Grossen gestifteten Haupt-Kirche. Kaum hatte er den Fuß ins Capitul gesetzt, als er die Stifts Archive durchsuchte. Der neue rechtsgelehrte Stiftsherr (wie solches alle Deutsche von Adel sind, welche die Universitäten, die man, ohne die Ursache zu wissen, Academien nennt, besucht haben) fand nach beschwerlichen Durchsuchen eine grosse auf Pergament geschriebene Urkunde vom zehenten Jahr hundert. Sogleich zweifelte er nicht, er hätte einen wahren Kirchen Schatz entdeckt. Er vermochte aber nicht dessen Beschafenheit zu errathen, weswegen er sich bey allen Stifts Vicarien Raths darüber erholte.

Diese

(*) V. T. Bab. 98.

Diese wackere Leute murreten über das Pergament, ohne das Geheimniß der alten Urkunden zu verstehen. Mithin mußte er andere gelehrte um Rath fragen, oder mit Verdruß in Unwissenheit bleiben. Ein berühmter Kenner alter Schriften, der von der Sache Nachricht erhielt, verlangte die Urkunde zu sehen. Er behielt sie aber wohl vierzehn Tage bey sich, und schickte sie mit einem lateinischen Briefe zurück. Aus diesem Briefe vernahm man endlich, daß die Stiftsherren dieser Kirche über das Volck des Sprengels das Jus luxandæ Coxæ hätten.

Der Stiftsherr, welcher diese drey lateinische Worte nach dem Buchstaben übersetzte, schrie: Gott verhüte es, daß ich dem Capitul das Recht die Hülfe den armen Stifts Bauren zu verränken, wieder einräumen sollte! Das Pergament ward also mit dem Briefe ins Feuer geworfen, und der Dollmetscher höchlich gebeten, die Sache, als ein unverlezliches Geheimniß zu bewahren.

Da ich für alles Geschlecht schreibe, und man wohl ein guter Stiftsherr und grosser Rechtsgelehrter zugleich seyn, und doch keinen Begrif von diesem Kirchenrechte haben kann, so wollen wir hier den wahren Begrif daran mittheilen. Dieses sehr alte Recht welches auf Latein: Jus luxandæ Coxæ, auf französisch Droit de Cuissage genennt wird, ist das Recht in der ersten Hochzeit Nacht die Stelle des neuen Ehemans zu vertreten.

Das kluge und andächtige Frauenzimmer wolle sich bey Lesung dieser Beschreibung, à la portée de tout lemonde, die nach dem Begrif aller Leute ist, nicht ärgern. Warum sollte ich dieses Recht nicht in meinen gelehrten Tändeleyen anführen, da bekannt ist, daß mein berühmter Freund, der vortrefliche Barberai, in einer ernsthaften Abhandlung desselben erwähnt, (*) die er bey einer ansehnlichen Versammlung vorgetragen hat? Ohne des liebenswürdigen Barbeirais Beyhülfe(würde ich mir eben so wohl eingebilbet haben, daß Coxam luxare, den Worten nach, eben so viel hieß, als verränken, verrücken, ausrenken, lahm machen, aus seiner Stelle bringen u. s. w. Zum wenigsten können sich geschickte Übersetzer jezuweilen versehen, ob sie gleich die Sprachen noch so wohl verstehen, auch die besten Wörterbücher zu ihren Adjudanten haben.

Laßt uns voriezo zur Sache schreiten. Ohne allen Zweifel ist zu vermuthen, das vor Alters alle Stiftherren der Hauptkirchen in ihren Sprengeln das Recht, die Hüfte zu rencken, genossen haben. Diese wahrscheinliche Vermuthung ist auf die Rechte der Haupt Kirche St. Johann zu Lyon gantz gegründet. Man wird nicht

(*) Von der Wohlthat der Gesetze: sur le Benfice dex Loix, prononié aux Promotions publiques du College de *Lauzanne* le 13. de Mav. 1716. & imprimé pour la 2 de fois à Amsterdam en 1717. avec des Notes.

nicht beweisen können, daß diese Hauptkirche von allen andern H. Kirchen der Christenheit ausserordentlich begünstigt, und mit vorzüglichen Freyheiten begnädigt worden seyn sollte. (*) Ich habe also nicht mehr erweißlich zu machen, als daß die Stiftsherren zu Lyon, sie mögen Priester, oder nicht Priester gewesen seyn, vormals das Recht, die Hüfte zu räncken, ausgeübet haben, zu gleich aber auch zu beweisen, daß alte Stiftherren aller anderer Haupt Kirchen, (Canonici non deterioris Conditionis) dieses Recht aller Wahrscheinlichkeit nach, genossen haben. Wollet ihr noch zweifeln, ihr pyrrhonischen Layen! Zweifelt ihr noch an dem, was man hier der Hauptkirche zu Lyon zu Ehren behauptet? So verbrennet alle eure Geschichtschreiber, als verächtliche Betrüger.

Ich ersuche meine zweifelsüchtige Leser, die unten angeführten Bücher und Schriftsteller (**) wohl und genau zu untersuchen. Sie werden so gleich überzeugt seyn, daß die Liebe zur

---

(*) Die Stiftsherren von Lyon im Gegentheil sind noch verbunden, ihre 16. Adelschilde, nämlich 8. vom Vatter, und 8. von der Mutter zu beweissen. In allen andern Französischen Haupt-Kirchen wird dieses nicht erfordert.

(**) Zur Uberzeugung, daß die Stiftsherren zu Lyon, und vorher noch die Grafen das Hüftrenckens Recht genossen haben, darf man nur Choppin ad Leg. And. Lib. I. de Jurisdict. Andegav. Cap. XXXI. n. 8. & de Sacra Polit. Lib. II. Tit. VII. n. 4.

zur Wahrheit nur allein meine Feder führe. Ich habe nicht die geringste Ursache, den Stiftsherren zu Lyon zu schmeicheln, indem ich sie zu kennen nicht die Ehre habe. Der Capitul-Sinn ist mir allzu wohl bekannt, als daß ich mir nur die mindeste Vergeltung von dem zu Lyon versprechen sollte. Wär es auch geneigt gegen meinen Eifer erkenntlich zu seyn; Wie würde es den Nahmen und den Auffenthalt des Verfassers der gelehrten Tändeleyen entdecken können?

Wenn Jacob le long (*) noch lebte, so würde ich, aller seiner historischen Wissenschaft von Frankreich ohngeacht ihn, herausfordern, daß er mir über folgende Frage Red und Antwort geben sollte.

Nach welcher despotischen Gewalt, oder durch welches Schicksal das Capitul zu Lyon sein Hüftrenkens-Recht verloren hätte?

Die

Camil. Borell. Conf. I. n. 150. ap. Martin Kemp. de Osculis. Dissertat. XIV. §. 17. & Nicol. Henel Otü Vratislav. Cap. XLVII. Dieser Herr Hennel war kein sonderlicher Freund der Stiftherren. Er giebt diesem Juri luxandæ Coxæ einen andern Nahmen, mit dem ich diese Anmerkung nicht besudeln will.

(*) Priester im Oratorio, der unter andern gelehrten Wercken eine Historische Bibliothek von Frankreich zu Paris in Folio 1719. heraus gegeben. Darinne findet man ein beurtheiltes Verzeichniß von 18000. Schriften nur allein die Geschichte von Franckreich betreffend. Er starb zu Paris 1721. im 56. Jahre seines alters.

Die 1700. in dieser schönen Stadt gestiftete Academie der Wissenschaften und schönen Künste würde ausser Zweifel eine mit dicker Finsterniß umgebene Frage auszuheitern im Stande seyn. Wiewohl es dem Vaterlande nicht gefallen möchte, wenn eine Gesellschaft von Layen einigen Gliedern der Hauptkirche, allen guten eingepfarrten zum Nachtheil, sich günstig erweisen wollte.

Die Stiftsherren von St. Johann zu Lyon werden immermehr beweisen, daß sie ihr Recht durch Zufall, oder auf andere unglückliche Weise verloren hätten. Die vergeßliche Nachlässigkeit der Pflicht ist gemeiniglich der heimliche böse Geist der die Privilegien nach und nach zernaget, wie der Krebs einer Frauen Brust durchwühlet! Diese Gleichniß habe ich von einem engländischen Herrn geborgt. Die Stiftsherren einer H. Kirche, wo die 16. Wappenschilde des Adels erwiesen werden müssen (*) haben gemeiniglich so viel Privilegien, daß es kein Wunder ist, wenn sie die Zeit deren Anzahl dünne macht. Ich könnte wohl zwantzig Gemeinden ausfindig machen, die ihre Jagdgerechtigkeit verloren haben, weil alle ihre Glieder die Beschwerlichkeit der Jagd gescheuet, und das Wildpret nicht mehr geachtet haben, dessen sie in ihrer Jugend überdrüssig worden sind.

Was

(*) Auf Lateinisch: Heroïcum equestere sacerdotum genus.

Was denkt der werthester Leser! Sollten wohl meine Vermuthungen zu kühn seyn, wenn ich dächte, die Capitul der H. Kirchen hätten das Hüfttrenkens-Recht eben auf die Weise, wie die obgedachten Gemeinden ihr Jagdrecht verloren? Man bilde sich einmal ein alt Capitul von vierzig Prebendarien, zwanzig alten, und zwanzig jungen Stiftsherren ein. Jede Braut verlangt einen Stiftsherren, mit natürlicher Aemsigkeit, von dem ihr in der ersten Hochzeit Nacht die Hüfte gerenkt werden soll. Die alten Chorherren, für welche dieses Recht die Annehmlichkeit des Neuen verloren hat, dencken alle wie Henrich IV. (*) Die jungen haben gleiche Gedanken. Einige haben aber viel zu anziehende Beyschläfferinnen, (**) als daß man

(*) Henrich IV. hätte sich mit dem Hüftrenckens Rechte gewiß nimmermehr belästigt. Er würde es den Schuputzern überlassen haben, nach einer gewissen Rede, die man ihm zu schreibt.

(**) Viele Jahrhunderte hindurch waren fast alle Stiftsherren, was man Concubinarien nennet, und der Concubinat war eine Art unrechtmässiger, aber nicht ärgerlicher Ehe. Viele hatten rechtmässige Eheweiber. Zu Zürrich liest man noch eine Grabschrift: Anno Domini 1450. obiit D. Jacobus Senwartzmurer, Canonicus Capituli hujus Ecclesiæ. Item Agnes uxor legitima prædicti Domini Jacobi. Dieses Denkmal wird in der grossen vormaligen Hauptkirche zu Zürrich gefunden. - - - Bey dieser Übersetzung erinnert man sich in einer alten gedruckten Stifts-Ordnung, des Stifts M*

man ihnen durch die geringste Untreue eine Bekümmerniß zu ziehen sollte. Die andern haben andere zärtliche Hindernisse, oder bestellte Arbeit, daß ihnen keine Nächte für die Braute ihrer Bauren übrig bleiben. Zehen bis ein Dutzend Bräute müssen also wieder nach ihren Hütten zuruck gehen, ohne zu wissen, ob wenn, und welchem Stiftsherren das Hüftrenkens Recht zu Hand haben belieben möchte. Die Bräutigam, welche gleichwohl ihre Ehe zu vollziehen begierig sind, müssen natürlicher Weise wider der Stiftsherren Saumseligkeit murren. Sie nehmen sie für eine Verachtung an, und die Bräute bestärken sie in diesem rechtmässigen Verdacht noch immermehr, und zwar : : : :

Ich thät unrecht, wenn ich diese Grille weiter schildern wollte. Ich will dem geringsten Leser diese Sorge überlassen. Nunmehro kann ich gar leicht begreiffen, auf welche Art und Weise die Haupt Kirchen nach und nach ein Recht verloren haben, welches der Gewohnheit und des üblichen Gebrauchs ohngeacht dem guten Volcke beschwerlich ward. Nun ist es ausser allen Streit, daß jedes gute Volck, tractu temporis, ein fortwährendes Joch zu tragen müde wird, dessen es sich, ohne Verletzung seines Gewissens, entziehen kann.

Plus

---

in S* gelesen zu haben, wie sich die Prebendarien mit ihren Concubinen, welche darinne Schlepsäcke genenet werden, verhalten sollen. : : :

Plus que le joug est dur moin ce poug est durable. Wohin geräth nicht ein beleidigtes Volck mit der Zeit, zu malen, wenn sich erbitterte Weiber mit in den Aufruhr mischen? Die Jungfern sind überall Jungfern. Sie hören die ruffende Stimme der Natur, und verwünschen ein Capitul, daß sich ein Recht über die Jungferschaft anmasset, und die Pflicht in dessen Gebrauch versäumt.

Gleichwohl muß man auch die guten Stiftsherren entschuldigen, (*) wenn wan erwäget, daß bey einem der stoltzesten Völcker der König eben so wohl, als die Gesellschaft der adelichen Layen das Hüftrenkens Recht, das doch durch des Reichs Grundgesetze eingeführt gewesen, verloren haben.

Even III. König in Schotland, gab, nach Buchanans Bericht, das Grundgesetz, daß die Könige von Schotland den Adelischen Brauten, die Adelichen aber den bürgerlichen Bräuten die Jungferschaft nehmen, und daß die gemeinen Weiber zum gemeinen Gebrauch des Adels seyn sollten. (**)

Der

(*) Man giebt vor, diese gute Geistliche wären ihres Rechts, aus Gewalt des schändlichen Betrugs in ihrer Hofnung, überdrüssig worden. Aus Uberzeugung, daß ihnen vor dem Hame gefischt worden sey, wären sie furchtsam worden, und hätten sichs jezuweilen reuen lassen, daß sie sich des Privilegiens bedienet hätten.

(**) Wir wollen des Geschichtschreibers eigene Worte

Der liebe Barbeirac weiß nicht, ob er dieses Gesetz, das er anführet, für schändlich oder lächerlich erklären soll! Man muß ein gantzer Republikaner seyn, wenn man sich einbilden will, daß das Gesetz eines Monarchen jenes oder dieses Beywort vertragen könnte. In ganz Schotland, schien jedweder, welches etwas seltenes ist, zufrieden und vergnügt zu seyn. Die Fräulein von Stande liessen sich, aus Bescheidenheit nichts merken. Die Heiterkeit aber, die in ihrem Geschicht herrschete, verkündigte das übrige, welches diese Schönen erwarteten, mit ehesten unter die königlichen Hände zu gerathen. Aus Ehrbarkeit sagten die Gemeinen auch nichts. Wiewohl ihr munteres Gesicht weissagte das übrige, und wie sie gar bald einen Anstrich des Adels zu erhalten, sich die Rechnung machten. Der Adel, welcher von dem über alle gemeine Dirnen erlangten Rechte gerührt war, beneidigte den König wegen eines leichten Vorzugs nicht, der Sr. Majestät, wegen der grossen Anzahl der adelichen Fräulein im Lande, keinen sonderlichen Vortheil brachte. (*) Die Bürgerlichen

U wa-

anführen: Ut rex ante nuptias sponsarum Nobilium, Nobiles plebejarum prælibarent pudicitiam: ut Plebejorum uxores cum Nobilitate communes essent. Buchanan. Hist. Scot. Lib. IV. fol. 37. Edit. Edimb. 1582.

(*) Julius Cäsar würde verlegen genug gewesen seyn, wenn ihm der Rath zu Rom, nach dem bereits getroffenen Vorschlage, das Recht des Genusses aller Römischen Damen ertheilt hätte.

waren sehr zufrieden, daß sie mit dem Adel des Reichs zusammen geflickt wurden, und mit ihnen als Schwäger und Brüder leben konnten, welches des Hüft-Rechts natürliche Frucht war.

Nunmehro laßt uns auch den Sinn des Gesetzes untersuchen. Der Sinn der liederlichen Schwelgerey war es, werden so gleich gewisse kurzsichtige Philosophen, auf der Geschichtschreiber Treu und Glauben sagen. Ich gebe zu, daß Even III. des Ederons Nachfolger und sechszehenter König in Schotland in der Weiber Liebe ausgeschweift und Laster gehabt habe, die man nicht haben soll, wenn man auf dem Throne sitzt. Das werde ich aber nimmermehr zugeben, daß die Unkeuschheit an der Gesetz-Gabe den geringsten Antheil gehabt haben sollte. Der König hielt zu seinem Zeitvertreib hundert Beyschläferrinnen, richtig gezählt. Mithin würde man die Einführung des Hüft-Rechts der Geilheit des Fürsten mit grossen Unrecht zuschreiben. In einer ganz andern und einem Gesetzgeber, der kein Christ war, würdigen Absicht führte Even das Hüftrecht des Adels gegen die Bürgerlichen ein. Man betrachte einmal, welches ohne Zweifel des königlichen Gesetzgebers Endzweck gewesen seyn mag: Er schmeichelte sich, daß vermittels dieses Gesetzes mit der Zeit die Edelleute wie wahre Könige, und die gemeinen wie wackere Edelleute denken sollten. Könnte man also wohl einer so prächtigen Absicht Lob genug, oder zu viel ertheilen?

Die Nation muß den Zweck des Fürsten, oder

den

den wahrhaften Sinn des Gesetzes, vollkommen wohl eingesehen haben, weil solches mit des Fürsten Tode nicht aufgehoben worden ist. Als sich Even zum unumschränkten Beherrscher aufwerfen wollte, fieng der Adel Krieg mit ihm an, schlug sein Volk, warf ihn von dem Throne in einen Kercker, wo er von einem gemeinen Mann erwürgt ward, den aber der Adel hängen ließ, weil er sich aus eigner Macht zu einen Königsmörder erhoben hatte.

Im siebenten Jahre seiner Regierung, neun oder zehen Jahr vor des Erlösers Geburt kam Even, man merke wohl, der sechszehente König von Schotland, durch einen elenden Tod ums Leben. Würde man wohl sein Gesetz abzuschaffen und aufzuheben unterlassen haben, wenn dasselbe nur wegen der Unzucht eines im Kercker erwürgten Tyrannen Bestand gehabt hätte? Man fand es vielmehr so wohl bedacht, und so schicklich, daß es bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts in seiner Kraft blieb! Wenn die lange Dauer eines Gesetzes, wie man behauptet, dergleichen Gesetzes Nutzen und Ansehen beweißt: Wie kann man diesem von dem hier die Rede ist das Lob absprechen?

Milcolumb, oder Malcolme III. bestieg den Schotländischen Thron, als der neunzigste König, im Jahr 1057. (*) Auf Antrieb einer Marga-

(*) In der Belagerung eines offenen Nests ward dieser muthige Fürst durch eine schändliche Verrätherey im Jahr 1093. ermordet.

garetha, seiner Königlichen Gemahlin (Regina e Donna Matritezza:) sahe Milcolumb, ein Gesetz, das sich unter siebenzig Königen, seinen vortreflichen Vorgänger auf dem Schotländischen Throne erhalten hatte, abzuschaffen sich genöthigt. Die Königin Margaretha, die ein viertel Marck Silber allen Privilegien ihres Nächsten vorzog, zwang ihren gekrönten Eheherren (ihren unterthänigen gehorsamsten Diener, einen sonst eben so tapfern Fürsten, als sein Schwerd) dieses Hüft Recht in eine Steuer gemünzt Silber zu verwandeln. (*)

Das baare Geld war im eilften Jahr hunderte in Schotland sehr seltsam, die alten von Adel wiedersetzten sich daher der regierenden Königin Wirthschaft nicht. Ihre Unterläufer machten dem Pöbel weiß, man könnte die Jungferschaft seiner eigenen Braut nicht theuer genug erkaufen. Das schöne Geschlecht dürfte sich der Königin, einer rachsüchtigen Scheinklugen, nicht widersetzen. Die auf den Adel eifersüchtige, wir wollen nicht sagen, neidische Clerisey unterstützte die Königin unter der Hand. Die Königin kam also durch Rotten und Räncke zu ihren Zweck. Man erlaubte den neuen Eheleuten die erste Hochzeit Nacht mit einer halben Mark Silber zu lösen! Diese

(*) " In Schotland gehörten die Jungferschaften „ aller Jungfern dem Herrn des Orts: der König in „ Schotland, Malcolm II[r]. schafte dieses schänd„ liche Recht ab, und verordnete, daß es durch ei„ nen Zinß gelöst wurde, spricht der Verfasser du Traité de l'Opinion. Tom. III. part. 2. p. 537. Edit. quatr. à Paris. 1758.

Diese Steuer heißt noch, sagt man, Marchet, oder Maidenrents, nach des du Cange Glossarium, unter dem Worte: Marchetta.

Ich ersuche die Zweifler unter meinen Lesern hiermit nochmals, daß sie die unten an gezogenen Schrifsteller und Bücher zu Rathe zu ziehen belieben mögen. (*) Die Franzosen mögen nun über die Schriftsteller spotten, wie sie wollen, welche mit Anführung der unterrichtenden Stellen der Autoren verschwenderisch sind. Die Franzosen sollten billig den guten Beyspielen folgen, und dem Publico keine historische Begebenheiten aufbinden, ohne die Quellen anzuführen, woraus sie solche geschöpft haben. Der berühmte Helvetius, zum Beyspiel, führet eine prächtige Stelle des Malicorns, (**) eines andern Schotländischen Königs an, ohne seinem Leser zu berichten, von welchem Geschichtschreiber er diese Nachricht erhalten habe.

Man wolle diesen eingeschalteten Austritt einem Tändler verzeihen, der bey seinen Tändeleyen sich demnach rechtfertigt, wie sich die ansehnlichsten Geschichtschreiber rechtfertigen sollten.

Wie-

(*) Milcolumbus - - uxoris precibus dedisse fertur, ut primam novæ nuptæ noctem, quæ Proceribus per gradus quosdam, lege Regis Eugenii: (†sive Evenii:) debebatur, sponsus dimidiata argenti marca redimere posset: quam pensionem adhuc Marchetas mulierum vocant. Buchanan. Lib. VII. fol. 74. Polydor. Virgil. Hist. Angl. Lib. X. Hect. Boëthius Hist. Scot.

(**) Ich habe, nach vielfältigen Suchen, die Ehre diesen König zu kennen, nicht erlangen mögen.

Haus werden möchte. Tom. I. Lettr. 42.

Wieder auf das Hüfte Recht zu kommen; So habe ich gezeigt, wie mir scheint, daß vormals alle Capitul der Haupt Kirchen dasselbe an den Bauerrinnen ihres Sprengels ausgeübt haben.

Ich habe gewiesen, wie so gar vor dem ersten Jahrhunderte dieses Recht in Schotland, mit allgemeinem Beyfall gestiftet, und bis ins eilfte Jahrhundert erhalten worden ist.

Endlich habe ich dargethan, wie dieses Recht nachher, durch die Räncke einer Königin, die eine Feindin der Privilegien, nicht aber anderer Leute Geld gewesen, schändlicher Weise, in eine Steure verwandelt worden ist.

Um Vergebung, man halte mich deswegen nicht im Verdacht, als ob ich ein so tief begrabenes Recht wieder aufleben lassen wollte. Ich versichere hoch und theur, daß ich nicht darauf dencke, da ich weder gedingt worden bin, noch mich durch Versprechen anheischich gemacht habe, das abgeschüttete Joch, einem, er sey wer er wolle, wieder zur Last zu legen.

Als ein gelehrter Kunstrichter, meinem Handwerke nach, habe ich die Ehre des Even, oder Evgen III. sechszehenten König in Schotland, gegen alle Schotländische Geschichtschreiber zu retten, mir vorgenommen. Er liebte das schöne Geschlecht, als ein würcksamer Monarch, ich aber lieb es, als ein traumender Tändler. Mit diesem König von Schotland setze ich mich in keine Vergleichung. Ich wollte aber gerne, nach seinem Beyspiele die von Adel, daß sie wie Könige, die Bürger aber, daß sie wie wackere Edelleute dächten, bewegen. So viel sind der Worte! XX.

X X.

Zerstreute Anmerkungen.

***

„ Ich kann mich nicht erinnern, „ daß ich gehört hätte, der „ Teufel habe jemals einen „ Menschen in lustiger Ge„ sellschaft offenbar versucht. In der einsammen „ Wüste aber versuchte er J. C.„ Diese Betrachtung ließt man in einem Schreiben des Cardinals von Ossat, eines der größten Männer seiner Zeit. Die Ordens-Leute, (*) welche durch eine feyerliche Gelübde beständig einsam zu leben verbunden sind, sollten billig ihren einsamen Federn wider diese sehr anzügliche Betrachtung des berühmten Cardinals schärfen, der die Menschen und die Kirche, deren Fürst er war, so wohl kannte.

***

Man kann, ohne ein Pedant zu seyn, doch eine pedantische Narrheit begehen, so wenig man sich auch in die Grille einer tieffsinnigen Wissenschaft verstiegen hat. Ein geschickter Arzt, ein Mann von

grossem

(*) Da ein Lakey aus dem Cartheuser Closter, der Trape halb närrisch zurück kam, berichtete die Marquise von Serigne solches ihrer Tochter. Ich besorge, fügte sie darzu, daß diese Trape, welche die Menschlichkeit übertreffen will, nicht zum Narren Hauß werden möchte. T. I. Lettr. 42.

grossem Verstande, der die Welt kennte, stand mit einem Fürsten, Unpäßlichkeit wegen, in Briefwechsel. In einem eigenhändigen Schreiben des Fürsten beehrte ihn dieser mit dieser Nachschrift:

Der in seinem Nachdenken vertiefte Aesculap hielt den liebenswürdigen Grafen Algarotti, den Verfasser du Newtonianisme pour les Dames für das Pulver Algaroth, oder den Lebens-Mercur. Folglich machte der Asculap eine häßliche Abbildung von ihm. Der Algaroth, schrieb er, ist weiß, unschmackhaft, eckel, schwer, und zum brechen sehr geschickt.

Der Herr Graf Algarotti ist, ist schwarzbraun, geistreich, leicht, schmackhaft und denjenigen die ihn kennen, beliebt und hochgeacht.

* * *

Die gütigste, die freundlichste, die menschlichste, mitleidenste, und gegen anderer Unglück empfindlichste Nation, ist eben die strengste, die härteste, die unmenschlichste, grausamste und barbarischte gegen die Ubelthäter, den Gesetzen nach, deren Verbesserung einzig und allein von dem Belieben einer allerchristlichsten Majestät abhanget!

Il Ciel, se taceio, il Re, se parle, offendo.
Metast. Demofonte, Allo I. sc. II.

*

Die ernsthafteste, strengste, unbiegsamste, unerbittlichste, gegen anderer Unglück unempfindlichste Nation ist eben die gütigste, gelindeste, menschlichste, mitleidenste, gegen die Ubelthäter, nach den Gesetzen, deren Verbesserung einzig und allein auf die Gerechtigkeit eines Monarchen, Beschützern des Glaubens ankommt.

Tutto spiegar non oso,
Tutto non so tacer.

Metast. Semiramide
Allo I. Sc. VI.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bar, Georg Ludwig von

Des Herrn G.L. von Bars vermischte Abhandlungen zum Nutzen und Ergözen

Franckfurth [u.a.] 1766

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11432800-9
VD18 12638447-001